Hysterologie oder Hystĕron Proterŏn (griech.) heißt eine grammatische Figur, nach welcher man die natürliche Ordnung des auszudrückenden Begriffs oder Gedankens verkehrt und das Letzte zum Ersten macht, was namentlich dann mit Recht geschieht, wenn Das, was dem Andern der Zeit nach vorausgeht oder dasselbe bedingt, als das Nachdrücklichere der Steigerung wegen nachgestellt wird. Bisweilen ist diese Figur auch nur eine scheinbare, z. B. bei Virgil: „Laßt uns sterben und zu den Waffen stürzen", wo die erstern Worte den Sinn enthalten „Laßt uns den Entschluß fassen, zu sterben u. s. w."

Hysteroplasmen nennt man künstliche Nachbildungen von den Theilen des weiblichen Körpers, deren Kenntniß im regelmäßigen wie im unregelmäßigen Zustande dem Geburtshelfer bei der Ausübung seines Berufs am nöthigsten ist. Zuerst von Osiander in Göttingen angegeben, sind sie besonders von Elias von Siebold bedeutend verbessert worden und finden sich in den meisten Entbindungsschulen zum Gebrauche für Untersuchungen und geburtshülfliche Operationen vor.

J.

Jamblichus, ein neuplatonischer Philosoph, aus Chalcis in Cölesyrien, lebte im 4. Jahrh. n. Chr. und war ein Schüler des Porphyrius. Durch ihn artete die neuplatonische Philosophie in Dämonologie und Theurgie (s. d.) aus, weshalb er auch bei seinen Schülern den Ruf eines Geisterbeschwörers und Wunderthäters erhielt. An dem Kaiser Julian fand er, als Vertheidiger des alten Götterglaubens, einen begeisterten Verehrer, was dazu beitragen mochte, ihm den Beinamen des Göttlichen zu geben. Von seinen vielen Schriften sind nächst einigen mathematischen noch übrig ein Bruchstück des Lebens des Pythagoras, über den er manches Seltsame und Fabelhafte berichtet, und eine Ermahnung zur Philosophie, beide von Kießling (Lpz. 1813 und 1815) herausgegeben. Auch wird ihm eine Schrift über die ägypt. Mysterien, herausgegeben von Gale (Oxf. 1678, Fol.) beigelegt, deren Echtheit aber verdächtig ist.

Jambus (griech.) heißt in der Metrik theils ein aus einer kurzen und langen Sylbe (⏑ –) bestehender Versfuß, theils überhaupt ein aus mehren solchen Füßen zusammengesetzter Vers, auch der iambische genannt, für dessen Erfinder man gewöhnlich den griech. Dichter Archilochus (s. d.) hält, der ihn schon völlig ausgebildet in seinen Schmähgedichten angewendet hat. Sowie es mehrfache Auflösungen des Jambus selbst in einen Tribrachys, Daktylus, Anapäst und Spondeus gibt, so sind auch die Arten dieses Verses je nach der Länge oder Kürze sehr verschieden, obgleich bei den Alten der aus sechs Füßen bestehende iambische Trimeter als selbständiger Vers der bekannteste ist. Als Hauptregel gilt auch hier, daß Wort- und Versfüße nicht zu oft ineinanderfallen.

Janĭna oder Joanina, die Hauptstadt des gleichnamigen Sandschakats im Ejalet Rumili der türk. Provinz Niederalbanien, bekannt insbesondere durch den berüchtigten Ali Pascha von Janina (s. d.), liegt am See gleiches Namens (dem See Acherusia der Alten) und wird von mehren festen Schlössern beschützt, wovon eines auf einer Insel im See sich befindet. Sie ist der Sitz eines Paschas und zählt gegen 40000 E., meist Griechen, die unter einem Erzbischof stehen und noch immer einen ziemlich ansehnlichen Handel, wenn auch nicht so bedeutend wie früher, treiben. Unter den Fabriken sind namentlich die in Saffian zu erwähnen. Auch gibt es daselbst mehre Buchhändler, die Bücher aber werden im Auslande gedruckt. Sie zählt 16 Moscheen, acht griech. Kirchen und hat zwei ehemals berühmte höhere griech. Schulen mit Bibliotheken. J. kommt zuerst im 9. Jahrh. als dem byzant. Reiche unterworfen vor; seit dem 11. Jahrh. war es abwechselnd in den Händen der Normannen, der Byzantiner, der Catalanen und der Triballer oder Serbier, wurde dann von eigenen Despoten regiert, die bald von Konstantinopel, bald von den Grafen von Kephalonia abhingen, und unterwarf sich 1431 den Türken. Im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts war J. ein Hauptsitz neugriech. Geistesbildung. Bei dem

Bombardement durch den Pascha Ali im J. 1820 litt die Stadt ungemein, auch wurden damals die Gebäude der Schulen zu Grunde gerichtet, die jedoch seitdem wiederhergestellt sind.

Japĕtus, ein Titan, der Sohn des Uranus und der Gäa, vermählte sich nach Apollodor mit der Tochter seines Bruders Oceanus, Asia, und zeugte mit ihr den Atlas, Prometheus, Epimetheus und den Menötios. Nach Andern hatte er die Klymene, ebenfalls eine Tochter des Oceanus, oder die Tethys, seine Schwester, oder die Asopis oder Libya zur Gemahlin. Als Vater des Prometheus steht er an der Spitze der hellenischen Stammtafel.

Jarbas, König und Priester der Getuler in Nordafrika, der Sohn des Jupiter Ammon und einer libyschen Nymphe, erbaute seinem Vater viele prächtige Tempel. Gegen die Dido (s. d.) war er so zudringlich, daß diese sich nur durch den Tod vor ihm retten konnte.

Järta (Hans), ehemaliger schwed. Staatsminister, geb. am 11. Febr. 1774, der Sohn des Generallieutenants Freiherrn Karl Hjerta, studirte in Upsala und war seit 1790 in der königlichen Kanzlei angestellt, als er in Folge der auf dem Reichstage im J. 1800 zwischen dem Könige und dem Adel eintretenden heftigen Spannung denjenigen Adeligen sich anschloß, welche dem Adelstande entsagten, aus dem Dienste des Königs trat und den Namen Järta annahm. Er bekleidete eine Stelle bei dem Assecuranzcomtoir zu Stockholm, als die Revolution von 1809 ausbrach, in Folge deren er als Staatssecretair dem Handels- und Finanzdepartement vorgesetzt wurde. Nachdem er 1811 seine Entlassung aus dem Ministerium genommen, ging er 1812 als Landeshauptmann nach Falun. Auch diese Stelle gab er 1822 auf und lebte nun als Privatmann in Upsala, wo er der akademischen Bildung seiner Söhne eine vorzügliche Sorgfalt widmete, und dann wieder in Stockholm, wo er 1837 als Chef des Reichsarchivs angestellt wurde. In Folge des Todes seines Sohns Thomas zog er sich 1842 von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebt gegenwärtig auf dem Lande in tiefer Einsamkeit. Bereits 1819 wurde er Einer der Achtzehn der schwed. Akademie, 1820 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1832 Mitglied der Akademie der Geschichte und Alterthümer. Er ist ein erklärter Feind des modernen Liberalismus und ein entschiedener Ultra, wie er früher dem Despotismus muthig entgegentrat. Seine Grundsätze hat er in seiner Zeitschrift „Odalmannen" (Falun 1822—23) ausgesprochen. Mit Geijer verfocht er damals das der Classicität bei dem Schulunterrichte gebührende Übergewicht, während Tegnér, Agardh, von Hartmansdorff u. A. für die Realien stritten. Von gründlichen Quellenstudien zeigt seine 1838 von der Akademie der Geschichte und der Alterthümer gekrönte Geschichte der juridischen Wissenschaft in Schweden während des 17. Jahrh. Seine Gedichte lassen hinsichtlich des rhetorischen Schmucks und des Ausdrucks wenig zu wünschen übrig, ermangeln aber der Phantasie und echt poetischen Anschauung. — Sein ältester Sohn, Karl Thom. J., geb. zu Stockholm am 2. Sept. 1802, früher Lector am Gymnasium zu Westerås, seit 1840 Professor der Beredtsamkeit an der Universität zu Upsala und bekannt als Verfasser einiger von der Akademie gekrönten Preisschriften, starb am 8. Nov. 1841.

Jasion, der Sohn des Zeus und der Elektra, der Tochter des Atlas, ein Bruder des Dardanus, nach Andern der Sohn des Korythos und der Elektra oder des Ilithyios, oder auch des Minos und der Nymphe Phronia, war von so ausgezeichneter Schönheit, daß auf der Hochzeit seiner Schwester Harmonia mit Kadmus sich Demeter in ihn verliebte. Als er ihre Liebe auf einem dreimal geackerten Felde genossen, wurde er vom Zeus durch einen Blitzstrahl getödtet. Nach Spätern, außer Ovid, der ihn bis ins höchste Alter als Gemahl der Demeter leben läßt, erschlägt ihn Dardanus, oder er wird von seinem eigenen Gespann getödtet. Auch erzählt man, daß er mit seinem Bruder aus der Heimat durch eine Wasserflut vertrieben nach Samothrake gekommen sei, wo ihn Zeus selbst in die Mysterien der Demeter eingeweiht habe. Das Ganze ist jedenfalls eine Feldbausage, und J. in den samothrazischen Mysterien Das, was Triptolemus in den eleusinischen.

Jäson, ein Heros des alten Griechenlands, war der Sohn des Äson, Königs von Iolkus in Thessalien, und der Polymede, nach Andern der Polymele, Alkimede oder Polypheme, und hatte den Centaur Chiron (s. d.) zum Lehrer. Schon als Jüngling wohnte er der Eberjagd bei Kalydon (s. d.) bei. Als sein Vater, noch ehe J. volljährig geworden, die

Regierung niederlegte, übernahm sie als Vormund Pelias (s. d.), J.'s Oheim. Die Veranlassung zu J.'s Zuge nach Kolchis war der gewöhnlichen Sage nach folgende: Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle seine Verwandten, folglich auch den J., einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Jolkus an den Fluß Evenus, Enipeus oder Anaurus kam, fand er die Juno in Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. J. that dies, ließ aber den einen seiner Schuhe im Schlamme zurück. So kam er zum Pelias, der sich darüber entsetzte, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß Derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den J., was er wol mit Demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete J., er würde ihn nach Kolchis schicken, um das goldene Vließ wiederzuholen. Diesen Auftrag erhielt nun J. selbst vom Pelias. Nach Andern hatte Pelias seinem Bruder Äson den Thron geraubt und ihn getödtet. Als J. volljährig geworden, befragte er das Orakel, wie er sich den Besitz seines rechtmäßigen Erbes wiederverschaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkus an den Hof des Pelias zu gehen. Dies geschah, doch kam J. nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weise verloren hatte. Als Pelias, der ihn nicht kannte, sich nach seiner Herkunft erkundigte, antwortete er dreist, er sei Äson's Sohn, ließ sich dann die Wohnung seines Vaters zeigen und feierte daselbst mit seinen Verwandten, Pheres, Neleus, Admetus, Amythron, Akastus und Melampus, fünf Tage lang das Fest des Wiedersehens. Hierauf gingen sie gemeinsam zu Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias antwortete, daß er bereit sei, dasselbe J. zu überlassen, wenn dieser zuvor das goldene Vließ wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde. Auf der Fahrt dahin (s. Argonauten) zeugte J. mit der Hypsipyle auf Lemnos zwei Söhne. Von der Medea (s. d.) unterstützt, erreichte er den Zweck seiner Reise glücklich, und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Herumirren in die väterliche Heimat zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Ältern und seines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Jolkus zu gelangen. Er mußte denselben dem Akastus, dem Sohne des Pelias, überlassen und sich mit seiner Gemahlin nach Korinth flüchten. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichsten Ehe, bis J., der Medea überdrüßig, sich in Glauke, nach Andern, in Kreusa, die Tochter des korinth. Königs Kreon, verliebte, sie heirathete und seine Gemahlin und Kinder verstieß. Doch Medea rächte sich schrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als J. sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum König Ägeus in Athen, nachdem sie zuvor ihre mit J. erzeugten Kinder, Mermeros und Pheretos, getödtet hatte. Nach Einigen soll J. hierauf sich aus Verzweiflung getödtet haben; nach Andern führte er seitdem ein heimatloses Leben und wurde, als er eines Tags am Meeresufer, im Schatten desselben Schiffs, welches ihn früher nach Kolchis gebracht hatte, erschöpft eingeschlafen war, von einem herabstürzenden Balken zerschmettert; noch Andere erzählen, er habe sich später mit der Medea ausgesöhnt, sei mit ihr nach Kolchis zurückgekehrt und habe nach dem Tode seines Schwiegervaters dessen Thron bestiegen.

Jatralipten nannte man im Alterthume Diejenigen, welche aus der Kunst, die Salben, deren Gebrauch namentlich in den Bädern und Gymnasien sehr ausgedehnt war, nach den vielseitigen darüber aufgestellten Regeln anzuwenden, eine eigene Profession machten. Bei der Ausübung ihres Berufs kamen sie in den Besitz oberflächlicher ärztlicher Kenntnisse und machten von diesen häufig besonders zu diätetischen Zwecken und bei den Unfällen, die in den Gymnasien vorkamen, einen für die Ärzte nachtheiligen Gebrauch. Als der Stifter der Jatraliptik wird Herodikos von Selymbria, der im 5. Jahrh. zu Athen lebte, genannt. Mit der nach und nach gänzlich veränderten Lebensweise mußte auch dieser Stand und mit ihm die Kunst verschwinden.

Jatrochemiker oder Chemiatriker nennt man die Anhänger eines medicinischen Systems, welches von Paracelsus (s. d.) und Helmont (s. d.) durch die nähere Verbindung der Chemie mit der Medicin vorbereitet, von Franz Sylvius aber weiter ausgebreitet wurde. Dieser lehrte nämlich, daß alle physiologischen und pathologischen Vorgänge

im Körper durch Gährung vermittelt würden, in welcher die drei Hauptsäfte, der Speichel, die Galle und der pankreatische Saft (s. Bauch), sich verbänden. Bei Gährung der richtigen Art sei der Körper gesund, bei unrichtiger entstände alkalische oder saure Schärfe und so Krankheit, bei deren Behandlung die Neutralisation des Überschusses an Säure oder Alkali bewirkt werden müsse. Diese neue Lehre fand im Anfange besonders in Deutschland, England und Italien viele, in Frankreich nur wenige Anhänger und wurde später durch die Jatromathematiker (s. d.) verdrängt.

Jatromathematiker nannte man im Alterthume diejenigen Ärzte, welche noch neben ihrem eigentlichen Berufe mathematische Wissenschaften, besonders Astronomie und Astrologie, trieben und wol auch diese beiden Wissenschaften aus eigenem Aberglauben oder, um sich mehr Ansehen zu verschaffen, mit der Medicin verbanden, ohne gerade in die Classe der Magier zu gehören. In der neuern Zeit bedeutet dieser Name, welchem der der Jatromechaniker gleich steht, die Anhänger einer eigenen ärztlichen Schule, welche ein bis dahin noch in keiner Gestalt vorgetragenes System aufstellte. Der Grund dieses Systems war die durch Galilei (s. d.) so eifrig und so erfolgreich geförderte Physik und die durch Harvey (s. d.) gemachte Entdeckung des Blutkreislaufes. Schon Santorio Santori, gest. 1636, stellte physiologische Versuche zur Entdeckung der physikalischen Gesetze im thierischen Körper an, und nach ihm erklärte Borelli in dem nach seinem Tode, 1679, erschienenen Buche „De motu animalium" (Rom 1680) die Processe im lebenden Organismus nach den Gesetzen der Statik und Hydraulik, indem er ihn mit einer einfachen Maschine verglich, ohne auf ein höheres Lebensprincip Rücksicht zu nehmen. Dieser Ansicht zufolge waren die Definitionen für Gesundheit und Krankheit leicht festgestellt, jedoch resultirte für die Praxis so wenig daraus, daß die Jatromathematiker selbst Praxis und Theorie vollständig geschieden wissen wollten. Das von Borelli aufgestellte System fand seine meisten Anhänger in Italien, unter denen besonders Bellini, gest. 1713, und Baglivi, gest. 1706, zu nennen sind, und in England. In Frankreich wurde diese Lehre von Einzelnen nur zum Theil angenommen und in Deutschland auch nur der Hauptidee nach andern Systemen, z. B. dem von F. Hoffmann (s. d.), zu Grunde gelegt. Auch Boerhave (s. d.) gehört, obschon nicht unbedingt, zu den Jatromathematikern.

Jaxartes, jetzt Sir-Sihon, ein Fluß, der in den Aralsee (s. d.) fließt und namentlich in der Geschichte des Cyrus häufig genannt wird.

Ibarra (Joachim), geb. zu Saragossa 1726, gest. in Madrid als Hofbuchdrucker am 23. Nov. 1785, erwarb sich das Verdienst, in Spanien die Buchdruckerkunst auf eine Stufe der Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus seinen Pressen gingen Prachtausgaben der Bibel, des „Mozarabischen Missals", der „Geschichte Spaniens" von Mariana (2 Bde., 1780, Fol.), des „Don Quixote" (2 Bde., 1780, 4.) und der span. Übersetzung des „Sallust" (1772, Fol.), welche den Infanten Don Gabriel zum Verfasser hatte, hervor. Da er sein Vaterland nie verlassen hatte, so war er zumeist auch der Erfinder aller seiner Verbesserungen im Buchdruck.

Ibell (Karl Friedr. Justus Emil von), ehemaliger hessen-homb. Geh. Rath, geb. am 30. Oct. 1780 zu Wasen im Nassauischen, erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Idstein, studirte dann in Göttingen die Rechte und wurde hierauf als Rath bei der Regierung in Wiesbaden angestellt. Seit 1806 Regierungsrath, später zum Geh. Rath und Präsidenten der Landesregierung ernannt, hatte er großen Antheil an dem 1811 eingeführten gleichmäßigen Steuersysteme, sowie an der Begründung der Staatsverwaltung, welche seit 1815 eintrat, wodurch er sich aber zugleich unter den Anhängern am Altherkömmlichen manche Feinde zuzog. Dem an ihm am 1. Juli 1819 durch den geisteskranken Apotheker, Karl Löning aus Idstein, im Bade zu Schwalbach verübten Mordversuche entging er durch seine Geistesgegenwart und Körperstärke, indem er den nach ihm geführten Dolchstoß geschickt von sich abwendete und den Mörder, der sich nachmals im Gefängnisse entleibte, festhielt, bis er zur Haft gebracht werden konnte. Nichtsdestoweniger fand er sich in Folge dieses Vorfalls veranlaßt, aus dem nassauischen Staatsdienste zu treten, wurde aber bald darauf vom Herzog zu Sachsen-Meiningen als Geh. Rath berufen. Später trat er als Geh. Rath und dirigirender Präsident in die Dienste des Landgrafen

von Hessen-Homburg. Hier erwarb er sich, namentlich in finanzieller Hinsicht, ausgezeichnete Verdienste. Er starb zu Homburg vor der Höhe am 6. Oct. 1834.

Iberia hieß bei den Alten die fast rings von Gebirgen umschlossene, vom Flusse Cyrus, jetzt Kur, durchströmte, an Getreide, Öl und Wein fruchtbare Ebene des kaukasischen Isthmus, welche im Norden durch den Kaukasus vom Lande der Sarmaten geschieden, im Westen an Kolchis, im Süden an Armenien, im Osten an Albania (s. d.) grenzte und die jetzt den Namen russ. Georgien (s. d.) oder Grusien trägt. Die Einwohner, die Ibērer, gehörten höchst wahrscheinlich dem medisch-pers. Volksstamme an, wohnten in Städten und Dörfern aus Backsteinen erbaut, trieben vornehmlich Ackerbau und schieden sich in vier Kasten, Edle, Priester, Krieger und Ackerbauer, und Sklaven. Bekannt wurde ihr Land, das früher, wie es scheint, zur pers. Monarchie gehört hatte und von Alexander dem Großen nicht betreten worden war, namentlich durch den Feldzug des Pompejus im J. 65 v. Chr. Dauernd stand es unter röm. Herrschaft von Trajan bis nach dem Tode Julian's, wo es im 4. Jahrh. n. Chr. der pers. König Sapores II. unterwarf. — Auch Hispanien wurde von den Alten Iberia genannt, das vom Ibērus (Ebro) durchflossene Land der Ibērer, eines Urvolks des südwestlichen Europas, das mit den asiat. Iberern in keinem Zusammenhang steht, und das in vielen kleinen Völkerschaften nicht blos über ganz Spanien, sondern auch nördlich der Pyrenäen in Aquitanien (s. d.) und einst vermuthlich noch weiter in Gallien hinein und am Mittelmeere bis zur Rhone wohnte. Daß die jetzigen Basken die Nachkommen dieser Iberer seien, ist vornehmlich durch W. von Humboldt in der „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittels der baskischen Sprache" (Berl. 1821) dargethan worden. Aus der Vereinigung iberischer und eingewanderter keltischer Stämme entstand das Mischvolk der Keltiberer, das die Hochebenen des mittlern Spaniens bewohnte.

Ibis war das am meisten verehrte unter den heiligen Thieren der alten Ägypter (s. Ägyptische Mythologie), weshalb sich sein Cultus, dessen Hauptsitz jedoch in Hermopolis war, über ganz Ägypten erstreckte. Der Grund dieser großen Verehrung lag ohne Zweifel in der Nützlichkeit des Thieres, welches das Land nach den Nilüberschwemmungen von dem zurückgebliebenen Ungeziefer reinigte, dann überhaupt zu einem Symbol derselben gemacht und dem Thot (s. d.) geheiligt und mit ihm identificirt wurde. Außerdem wurden manche abgeschmackte Fabeln von ihm erzählt, wie die von seinem Ab- und Zunehmen mit dem des Mondes, daß er sich mit seinem Schnabel Nilwasserklystire einspritze und deshalb der Erfinder derselben sei, u. s. w. Er wurde in vielen Tempeln lebendig gehalten und göttlich verehrt, und die Massen von Ibismumien, die man in den ägypt. Todtenstätten findet, bezeigen die Heiligkeit, in der er bei den Ägyptern stand, wie denn selbst auf unfreiwillige Tödtung desselben Todesstrafe stand. Der alte Ibis ist, soweit wir ihn als Mumie kennen, völlig von dem noch in Ägypten lebenden verschieden. Dieser stammt aus Indien, gehört zu den Sumpfvögeln und hält sich am liebsten da auf, wo der Nil zurückgetreten ist und Schlangen, Frösche, Fische, Insekteneier u. s. w. im Schlamme zurückgelassen hat. Er hat die Größe eines Storchs und ist von Farbe weiß; die Spitzen seiner Schwungfedern aber sind schwarz, gleich dem Schnabel, den Füßen, dem nackten Kopf und Hals. Die letzten Flügeldeckfedern desselben sind sehr lang, violettschwarz und fallen über die Flügelspitzen und den Schwanz herab.

Ibn Roschd, s. Averrhoes.

Ibn Sina, s. Avicenna.

Ibrahim Pascha ist wahrscheinlich nur Adoptivsohn des Vicekönigs von Ägypten Mehemed Ali (s. d.) und 1786 geboren. Die ersten glänzenden Proben seiner Tapferkeit und seines Feldherrntalents gab er im Kampfe gegen die empörten Wahabi (s. d.), die er 1819 völlig besiegte, dann in Sennaar und Darfur, das er unterjochte. An der Spitze eines ägypt. Heers fiel er im Febr. 1825 in Morea ein, um Griechenland für seinen Vater zu erobern, sah sich aber in Folge der Wendung, welche das Schicksal Griechenlands durch die Übereinkunft Englands, Frankreichs und Rußlands erhielt, 1828 genöthigt, seine Absichten aufzugeben. (S. Griechenland.) Als nach dem Frieden zu Adrianopel von 1829 sein Vater daran dachte, Syrien zur Vormauer des neuen ägypt.-kretensischen Reichs zu

machen, Abdallah aber, Pascha von St.-Jean d'Acre, von welcher Feste Besitz die Behauptung Syriens wesentlich abhing, nicht auf seine Plane einging, erhielt J. von seinem Vater den Auftrag, die Aufgabe mit dem Schwerte zu lösen. Am 29. Oct. 1831 überschritt nun J. mit dem Landheere die ägypt. Grenze, besetzte in kurzer Zeit Palästina, nahm am 25. Mai 1832 St.-Jean d'Acre mit Sturm, bemächtigte sich dann in reißender Schnelle ganz Syriens, schlug die Türken am 9. Juli 1832 bei Homs, dann bei Beilan, und am 20. Dec. bei Konieh in Kleinasien, bis am Ende die Landung der Russen im Bosporus seinem Siegeslauf ein Ziel setzte. Unter Vermittelung der europ. Großmächte endete dieser Feldzug damit, daß die Pforte am 4. Mai 1833 nicht nur in die Abtretung Syriens willigte, sondern auch den Bezirk von Adana unter dem Titel einer Pachtung an J. persönlich abtrat. Hierauf begann J. die Organisation der neuerworbenen Provinzen, durch die er sich, wie die gegenwärtigen Verhältnisse Syriens beweisen, große Verdienste erwarb, indem er, wenn auch auf oriental. Weise, Ordnung und Sicherheit der Person und des Eigenthums herstellte; als er aber in der Verwaltung Syriens an die Stelle der frühern Milde ein strenges System treten ließ, brach 1834 ein Aufstand aus, sodaß sein Vater ihm zu Hülfe eilen mußte. Zwar ward die Ruhe scheinbar wiederhergestellt, doch mußte er dem Volke wichtige Zugeständnisse machen, und völlige Stillung des Aufruhrs gelang ihm keineswegs. Neben diesen fortwährenden Unruhen in Syrien, die hauptsächlich durch die von J. eingeführte Conscription veranlaßt wurden, dauerte der diplomatische Krieg zwischen Mehemed Ali und dem Sultan Mahmud II. ununterbrochen fort, bis er 1839 zum Waffenkrieg wurde. Mit dem Übergang des türk. Heers unter dem Seraskier Hafiz Pascha über den Euphrat bei Bir, also auf syr.-ägypt. Gebiet, im Apr. 1839, war der Krieg so gut wie erklärt. J. zog sich fortwährend zurück, bis es am 24. Juni bei Nisib zu einer Schlacht zwischen beiden Theilen kam, in welcher das türk. Heer völlig vernichtet und zerstreut wurde. Wiederum wurde J. durch die Auffoderung Frankreichs, die Feindseligkeiten einzustellen, indem die Großmächte den Streit ausgleichen würden, in seinem Siegeslauf gehemmt. Die Folge davon war, daß, als die diplomatischen Unterhandlungen in Folge von Mehemed Ali's zu hoch gespannten Foderungen zu nichts führten, eine engl.-östr. Flotte im Sommer 1840 an der syr. Küste erschien, welche die Städte Beirut, Jaffa und St.-Jean d'Acre bombardirte und einnahm, die Gebirgsvölker des Libanon zu einem allgemeinen Aufstand brachte und die Ägypter von allen Küstenstellungen vertrieb. So war die Lage J.'s, der sich mit seinem Heer nach Damask zurückgezogen hatte, bei dem immer weiter um sich greifenden Aufstande ganz unhaltbar geworden, und er sah sich am Ende genöthigt, alle seine Eroberungen in Syrien aufzugeben und den Rückzug nach Ägypten anzutreten, den er auch von Damask aus in drei Colonnen durch die Wüste hindurch unter unsaglichen Mühen und Verlusten bewerkstelligte. Seit dieser Zeit zog sich J., der in Folge der zwischen seinem Vater und der Pforte getroffenen Vereinbarungen zum Nachfolger des Erstern bestimmt ist, von den öffentlichen Geschäften, wenigstens scheinbar, zurück und beschäftigte sich lediglich mit der Förderung des Ackerbaues auf seinen Gütern. Erst im J. 1844 trat er wieder bei Gelegenheit des ebenso plötzlich gefaßten als wiederaufgegebenen Entschlusses seines Vaters, sich von den Geschäften zurückzuziehen und nach Mekka zu begeben, wieder in den Vordergrund, auf eine Weise, welche vermuthen ließ, daß er heimlich an der Spitze einer Partei stehe, die nichts weniger als übereinstimmend mit Mehemed Ali gesinnt ist.

Ibykus, ein griech. Lyriker und Zeitgenosse des Anakreon, aus Rhegium in Unteritalien gebürtig, kam um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. an den damals sehr glänzenden Hof des Polykrates nach Samos. Später, nachdem er mehre Reisen unternommen hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er starb. Einer schon im Alterthum verbreiteten Sage nach, die auch Schiller in seiner schönen Ballade „Die Kraniche des J." behandelt hat, wurde er auf einer seiner Reisen von Räubern überfallen und ermordet. Seine Drohung, daß die Kraniche, welche während dieser ruchlosen That in der Luft vorbeizogen, ihn einst rächen würden, ging zu Korinth in Erfüllung. Als nämlich dort ein Zug Kraniche sich sehen ließ, sprach einer der Mörder zum andern: „Siehe da die Rächer des J.!" Einer der Umstehenden hörte dies und zeigte es der Obrigkeit an, welche die Räuber sogleich festnehmen und, nachdem sie die That gestanden, hinrichten ließ. Von J. erwähnen die Al-

ten sieben Bücher lyrischer Gedichte in dorisch-äolischer Mundart, welche heroisch-erotischen Inhalts waren und sich durch Glut der Phantasie und Leidenschaft auszeichneten, wie die noch vorhandenen Bruchstücke beweisen, deren Sammlung von Schneidewin in „Ibyci carminum reliquiae" (Gött. 1835), sowie in dessen „Delectus poes. graec. eleg. etc." (Gött. 1839), und zuletzt von Bergk in „Poetae lyrici graec." (Lpz. 1843) veranstaltet worden ist.

Ich bezeichnet in der unmittelbaren Selbstauffassung das in der Mannichfaltigkeit und dem Wechsel der geistigen Zustände identische, gleichbleibende Subject, die eigene Person, deren Zustand oder Thätigkeit alles Das ist, was Jeder in seinem eigenen Bewußtsein findet. Es kündigt sich als das Reelle, Wirkliche zu dieser Mannichfaltigkeit der geistigen Phänomene an, und diese Art der Selbstauffassung ist dem Menschen so natürlich, daß der Ausdruck „so wahr ich bin" als eine der stärksten Betheuerungen der Realität gilt; sie ist ihm überdies so geläufig, daß das gewöhnliche Denken an dem Begriff der Ichheit oder des Selbstbewußtseins keinen Anstoß nimmt. Die populaire Psychologie hat sich daher lange Zeit begnügt, zur Erklärung desselben nach Analogie der äußern Sinne einen innern Sinn anzunehmen, vermöge dessen wir unsere eigenen Zustände und Thätigkeiten als unsere eigenen auffassen, und selbst bei Kant tritt die „Synthesis der Apperception", d. h. eben die Thätigkeit des innern Sinnes, einfach als eine Thatsache oder vielmehr Thathandlung des Ich auf, welche die Bedingung des Bewußtseins überhaupt enthalte. Die spätere Philosophie hat jedoch den Begriff des Ich zum Gegenstande sehr tiefeingreifender Untersuchungen gemacht. Wenn man nämlich die Antwort auf die Frage „Was bin ich?" aus dem empirischen Bewußtsein entlehnt, so bezeichnet sie ein zeitlich entstandenes, veränderliches, neuen Zusätzen und Umbildungen entgegensehendes Subject; Ich ist dieses bestimmte Individuum mit diesen bestimmten Meinungen, Kenntnissen, Neigungen, Charakterzügen u. s. w., und dieses Ich ist für Jeden ein anderes. Gleichwol schreibt sich Jeder Ichheit zu, und der wahre Inhalt des Begriffs vom Ich kann also nicht in diesen Merkmalen der individuellen Persönlichkeit liegen; es entsteht das Bedürfniß, das reine Ich, d. h. den Begriff vom Ich, der von allen ihm fremdartigen Bestimmungen gereinigt ist, von dem empirischen zu unterscheiden. Das Verdienst, durch eine geschärfte Reflexion auf das Ich diese Scheidung ausgeführt zu haben, gebührt J. G. Fichte (s. d.); dieser stellte die Definition auf: Das Ich ist das mit seinem Object identische Subject, d. h. in dem reinen Begriffe des Ich liegt durchaus nichts als diese Reflexion auf sich. Fichte fühlte sehr wohl, was auch schon Kant angedeutet hatte, daß dieser Begriff ganz leer sei; gleichwol steigerte er die Ansicht der gemeinen Auffassung, daß das Ich ein Reelles sei, dadurch, daß er dem Ich zugleich absolute Thätigkeit zuschrieb; das Sein des Ich ist sein Sich-Setzen und umgekehrt; das Ich ist zugleich Producent und Product; die Ichheit reine, absolute Productivität. Diese reine Productivität kann aber als reine, gegenstandslose, niemals ins Bewußtsein eintreten, sondern liegt als der letzte Grund des Bewußtseins außerhalb desselben; deshalb muß das Ich, um zum Bewußtsein seiner selbst zu kommen, sich ein Nicht-ich entgegensetzen, und die Nachweisung, wie durch die Wechselwirkung des Ich mit dem von ihm selbst gesetzten Nicht-ich das Bewußtsein zu Stande kommt, ist die theoretische Aufgabe des Fichte'schen Idealismus. Dieser Idealismus scheitert aber, auch blos als psychologische Theorie betrachtet, daran, daß er unfähig ist, die individuellen Bestimmungen des empirischen Selbstbewußtseins zu erklären. Während nun die spätern Systeme zum größern Theil an der Voraussetzung der von Fichte behaupteten absoluten Productivität festhielten, hat dagegen Herbart (s. d.) den Begriff des Ich in ganz entgegengesetzter Richtung zu Schlüssen über die Bedingungen des geistigen Lebens überhaupt benutzt. Er erklärt die von Fichte dem Ich beigelegte absolute Productivität für eine Erschleichung und gründet auf die Nachweisung, daß der Begriff des reinen Ich nicht nur ganz leer, sondern selbst widersprechend ist, den Satz: daß das Ich nicht ein Unbedingtes, Reelles, sondern die Ichheit, das Selbstbewußtsein ein Phänomen neben andern Phänomenen des geistigen Lebens sei, und daß es folglich darauf ankomme, die Bedingungen nachzuweisen, unter welchen dieses Phänomen in der Mitte der übrigen Erscheinungen des geistigen Lebens eintreten könne, so oft dazu hinreichende Veranlassungen vorhanden sind. Das reelle, sich selbst in allem Wechsel der innern Zustände gleiche Subject des gesammten geistigen Lebens sei die Seele, deren wech-

selnder, in seinen einzelnen Bestandtheilen sich zum Theil entgegengesetzter Vorstellungskreis eine innere Dynamik begründe, aus deren entferntern Folgen sich zeigen lasse, wie die Selbstauffassung einen so veränderlichen, immer aber individuell bestimmten Inhalt gewinne, wie die Erfahrung wirklich zeigt.

Ichneumon, auch Pharaonsratze, in Ägypten Nems genannt, ist ein den Mardern ähnliches Raubthier, von schmächtigem Bau, mit kurzen Füßen, katzenartigen Krallen, einem langen, am Ende büschelförmigen Schwanze, dichtem harten Haar, welches einzeln braun und grau geringelt erscheint. Das Ichneumon lebt von kleinen Säugthieren, Vögeln, Reptilien und ihren Eiern, die es sehr geschickt im Sande aufzufinden weiß, hat übrigens die Blutgier und Grausamkeit der Marder und stand im alten Ägypten, wo es auch als gezähmtes Hausthier gehalten wurde, in großer Achtung, indem man von ihm glaubte, daß es in den Rachen des schlafenden Krokodils krieche und dasselbe tödte.

Ichthyolith nennt man in der Mineralogie einen versteinerten Fisch, oder einen Stein, in welchem ein Fisch abgedrückt ist. Um die nähere Kenntniß und Classification dieser, wie alle Versteinerungen, für die Geologie sehr wichtigen Vorkommnisse, deren Studium wegen des seltenen Vorkommens vollständiger Abdrücke sehr schwierig ist, hat sich besonders Agassiz (s. d.) in seinen „Recherches sur les poissons fossiles" verdient gemacht.

Ichthyophägen, d. i. Fischesser, hießen bei den Alten zwei Völker, von denen das eine in Gedrosien, dem heutigen Beludschistan, am arab.-pers. Meere, das andere in Äthiopien am Arabischen Meerbusen wohnte. Den Namen erhielten sie ohne Zweifel von ihrer Ernährungsweise, sowie man noch gegenwärtig Völker, die sich hauptsächlich von Fischen und andern Wasserthieren ernähren, in culturhistorischer Hinsicht unter diesem Namen begreift.

Icilius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, dem mehre Verfechter der plebejischen Sache gegen die Patricier angehörten, so namentlich Spurius Icilius, der als Tribun im J. 492, nach Niebuhr 470 v. Chr., die Störung eines Tribuns, der mit dem Volke verhandele, durch ein strenges Gesetz verpönte, und Lucius Icilius, unter dessen erstem Tribunat im J. 456 v. Chr. die Anweisung des Aventinus an die Plebejer erlangt und den Tribunen das Recht erworben wurde, den Senat zusammenzuberufen; als Verlobter der Virginia war er einer der Thätigsten bei dem Sturze der Herrschaft der Decemvirn. (S. Appius, Claudius Crassus.)

Icilius (Quintus), s. Guischard (Karl Gottlieb).

Icolmkill, eine kleine hebridische Insel, von den Schriftstellern des Mittelalters auch Jona genannt, etwas über eine Stunde lang, gegen eine halbe Stunde breit und durch einen schmalen Kanal von der Insel Mull getrennt, hieß ursprünglich Hy oder I, d. i. Insel. Den obigen Namen erhielt sie nach dem irischen Mönche Columba, der sich im 6. Jahrh. hier niederließ, indem man sie nun I Columb-kill, d. h. die Insel, Columba's Zelle, nannte. Noch zeigt man die Trümmer der von Columba angelegten Klostergebäude. In der später, wahrscheinlich gegen das Ende des 11. Jahrh. erbauten Kirche sind die Gräber von 48 schot., vier irländ. und acht norweg. Königen. Im Mittelalter bestand hier eine berühmte, von den vornehmsten Schotten besuchte Lehranstalt.

Ida, ein hohes Gebirge, welches von Phrygien aus durch Mysien und mithin auch durch die Landschaft Troas sich erstreckt, an dessen Fuße die Stadt Troja lag, und dessen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildet, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorgenommen wurde, ist der Schauplatz vieler griech. Mythen. Der südliche Theil desselben hieß Gargarus, auf dessen höchster Spitze, Kotyllus genannt, ein Heiligthum der Cybele (s. d.) sich befand, die deshalb den Namen der idäischen Mutter (idaea mater) erhielt. Hier entschied Paris (s. d.) den Streit der Venus, Juno und Minerva, indem er der erstern den goldenen Apfel überreichte, und von hier soll auch Ganymedes (s. d.) entführt worden sein. — Ein anderes Gebirge Ida findet sich auf der Insel Kreta, jetzt Psiloriti. Es durchschneidet dieselbe von Westen nach Osten und wurde im Westen Leuke (albi montes), im Osten Dikte genannt. Reiche Quellen entspringen auf demselben und befruchten den felsigen Boden. Unter den Gewächsen, die hier gedeihen, ist besonders die Tragakantha oder der Bocksdorn zu erwähnen, von welchem das Traganthgummi, ein bedeutender Handelsartikel, gewonnen wird. Außerdem, daß Jupiter hier der Sage nach erzogen wurde, ver-

setzte man auch hierher die idäischen Daktylen, die ihren Namen daher erhielten, weil sie auf der höchsten Spitze des Gebirgs wohnten, und in der griech. Mythe als uralte Dämonen von sehr dunkler Bedeutung und stets in Verbindung mit der Cybele erscheinen. Sie sollen von dem Berge Ida in Phrygien hierher gewandert sein und den Gebrauch des Feuers sowie das Schmelzen der Metalle erfunden haben, was auf frühe Entdeckung von Eisen- und Kupfergruben auf diesen Gebirgen und die Bearbeitung dieser Metalle hinweist.

Idalium, ein Vorgebirge und eine Stadt auf der östlichen Seite der Insel Cypern, wird von den alten Dichtern häufig erwähnt, weil hier ein Tempel und ein heiliger Hain der Venus waren, die deshalb auch den Beinamen Idalia erhielt.

Idas, der Sohn des Aphareus und der Arene, der Tochter des Öbalos, der Bruder des Lynkeus, Gemahl der Marpessa und Vater der Kleopatra, entführte seine Gemahlin auf einem von Poseidon erhaltenen geflügelten Wagen und kam dabei mit dem Apollon, der sich ebenfalls um die Marpessa bewarb, in Streit. Zeus trennte die Streitenden und überließ der Jungfrau die Wahl. Diese wählte den I., weil sie glaubte, der Gott werde sie verlassen, wenn sie altere. Besonders berühmt ist aber der Kampf des I. und Lynkeus mit den Dioskuren, Kastor und Pollux. Gemeinschaftlich hatten sie nämlich Herden als Beute aus Arkadien weggetrieben; bei der Theilung machte I. den Vorschlag, daß Derjenige, welcher zuerst einen Theil eines in vier Theile zerlegten Stiers aufgegessen hätte, die Beute erhalten solle. I. wurde zuerst fertig und trieb nun die Herde nach Messenien. Die Dioskuren aber eilten ihm nach und kamen in Kampf mit den beiden Brüdern. I. erschlug den Kastor, Pollux den Lynkeus; I. aber tödtete Zeus mit dem Blitze. Nach Theokrit galt dieser Kampf den Töchtern des Leucippus, Phöbe und Ilaeira.

Idäus, der Sohn des Dardanus und der Chryse, der Bruder des Deimas, wanderte mit seinem Vater nach Phrygien und erbaute dort einen Tempel der Cybele, in welchem er die Mysterien derselben gründete.

Ideal im weitern Sinne des Worts wird dem Realen entgegengesetzt als das blos Vorgestellte, Gedachte, im Gegensatze zu dem Wirklichen, außerhalb und unabhängig von dem Denken Existirenden. Im engern Sinne versteht man unter einem Ideal einen als wirklich gedachten Gegenstand, der einer Idee, einem Vorbilde oder Musterbilde vollkommen entspreche. Wie vielfach daher die Gebiete sind, in denen der Gedanke des Musterhaften, Vollkommenen und Vollendeten eine Bedeutung hat, so vielfältig ist die Anwendung des Begriffs Ideal; daher vornehmlich sittliche und ästhetische Ideale; dann im Einzelnen Ideal der Wissenschaft, Ideal des Weisen, der Tugend, des Staats, der Familie u. s. w. Kant spricht sogar von einem theoretischen Ideal der reinen Vernunft, d. h. von dem Ideal eines Wesens, welches der Vernunftidee eines Alles bedingenden Unbedingten entsprechen würde; ebenso würde ein Ideal der Häßlichkeit, der Bosheit u. s. w. gedacht werden können. Insofern man versuchen kann und auf dem sittlichen Gebiete versuchen soll, das Wirkliche dem Ideal gemäß zu bestimmen, bedient man sich des Wortes Ideal wol auch da, wo ein Wirkliches der Idee in hohem Grade zu entsprechen scheint. So namentlich im Gebiete der Künste; der Apollon von Belvedere, Rafael's Madonna, der Zeus des Phidias sind Kunstideale, d. h. Darstellungen, welche den diesen Göttergestalten zu Grunde liegenden Ideen vollkommen oder wenigstens mit einem hohen Grade der Annäherung entsprechen. Wo sich Ideen nicht anschaulich darstellen lassen, wie in den Künsten, sondern wo, wie in der Wissenschaft, die Aufgabe darin besteht, sie durch Begriffe zu bestimmen, wird das Wort Idee (s. d.) und Ideal oft gleichbedeutend gebraucht. — Idealisiren heißt ein Wirkliches nach einer Regel der Vollkommenheit behandeln; so idealisirt z. B. der Künstler die Natur. Im Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens bezeichnet man dadurch bisweilen auch die Täuschung, welche in dem Wirklichen mehr Vollkommenheit zu finden glaubt als es besitzt. Psychologisch genommen richten sich überhaupt die Ideale eines Menschen nach der Höhe seiner geistigen Ausbildung; jedem wird Dasjenige ein Ideal, was ihm in irgend einer Art ein Maß der Vollkommenheit darbietet, daher in diesem Sinne die ästhetischen, sittlichen, politischen, religiösen Ideale nicht nur einzelner Menschen, sondern ganzer Zeitalter und Völker sehr verschieden sind.

Idealismus heißt im Gegensatze zum Realismus (s. d.) diejenige philosophische

Ansicht, welche nicht die äußern Dinge, sondern entweder das vorstellende Subject oder überhaupt nur das Gedachte für das wirklich Seiende, Reelle erklärt. Die verschiedenen Formen, in welchen der Idealismus aufgetreten ist, sind durchaus ein Erzeugniß der neuern Philosophie seit Descartes; bei den Alten waren selbst die ausgebildetsten Systeme realistisch. Namentlich ist es ein Irrthum, wenn man etwa das Platonische System als idealistisch, das des Aristoteles als realistisch bezeichnet; denn wenn Platon die Ideen für das wahrhaft Seiende erklärte, so waren ihm diese doch keineswegs bloße Producte eines vorstellenden Wesens, sondern etwas unabhängig von jeder Intelligenz Existirendes. In der modernen Philosophie liegen die Veranlassungen idealistischer Lehrmeinungen theils in der Frage nach der Art, wie man sich die Einwirkung der Körperwelt auf die Seele denken solle, vermöge deren die Dinge die Vorstellungen hervorbringen, theils in der geschärften Reflexion darauf, daß die Annahme äußerer Dinge überhaupt doch immer nur Vorstellung des vorstellenden Subjects sei. Die verschiedenen Meinungen, zu welchen jene erste Frage führte, hatten indessen noch keinen entschiedenen Idealismus zur Folge. Descartes (s. d.), Malebranche (s. d.) und Leibnitz (s. d.) begnügten sich, einen physischen Einfluß des Körperlichen auf das Geistige zu leugnen und an dessen Stelle die Systeme der Assistenz, der gelegentlichen Ursachen und der Prästabilirten Harmonie (s. d.) aufzustellen; aber sie leugneten nicht die Realität der Körperwelt, obwol Malebranche den Satz ausführte: Es sei sehr schwer zu beweisen, daß es Dinge außer uns gebe. Daß jedoch die sinnlichen Qualitäten der Dinge nicht ihr wahres Wesen, sondern nur Erscheinungen seien, hatte sogar der Empirismus eines Hobbes (s. d.) und Locke (s. d.) zugegeben, und da die ganze Voraussetzung äußerer Dinge empirisch nur auf der Wahrnehmung Dessen, was sie für die Empfindung sind, beruht, so läßt sich begreifen, warum der Versuch, die Annahme einer objectiv existirenden Körperwelt für eine Täuschung zu erklären und alle Realität nur geistigen Substanzen beizulegen, gerade zuerst in England, wo der Empirismus herrschend war, durch Collier und G. Berkeley (s. d.) gemacht wurde. Dieser Berkeley'sche Idealismus erklärt aber nicht den menschlichen, sondern den göttlichen Geist für den Urheber der Vorstellungen von einer scheinbar objectiven Welt. Die Nichtexistenz der letztern wird jedoch in ihm als Lehrsatz behauptet, und deshalb hat man diesen Idealismus später einen dogmatischen genannt. Von diesem dogmatischen Idealismus verschieden ist Kant's (s. d.) kritischer oder transscendentaler Idealismus. Dieser beruht auf der Lehre, daß zwar der Stoff der Erfahrung durch die Empfindung gegeben werde, und daß ihm die Dinge an sich als Ursachen vorausgesetzt werden müssen, daß aber die Formen der Erfahrung (Raum, Zeit und die Kategorien) als Bedingung jeder möglichen Erfahrung in uns a priori, d. h. unabhängig von der Erfahrung, bereit liegen, und daß wir daher die Dinge immer nur erkennen, wie sie erscheinen, nicht aber, wie sie an sich sind. In der weitern Entwickelung des Kant'schen Kriticismus glaubten Sigism. Beck und namentlich J. G. Fichte (s. d.) zu finden, daß die Voraussetzung der Dinge an sich überflüssig sein würde, wenn sich nachweisen ließe, durch welche nothwendige Handlungsweise das Ich, als das allein Thätige und Productive unseres gesammten Vorstellungskreises, dazu komme, sich selbst den Schein einer objectiven Welt einzubilden und dieses sein Product näher zu bestimmen. (S. Fichte und Ich.) Dieser Idealismus beruht also auf dem Satze, daß das Ich, das sich selbst und die Welt vorstellende Subject nicht blos der Träger, sondern auch der Urheber der als objectiv gegebenen Erscheinungswelt sei. Deshalb hat man ihn später den subjectiven Idealismus genannt. Er schloß die Identität des Denkens und Seins, des Subjectiven und Objectiven, zunächst nur im Ich ein; aber die spätere Identitätsphilosophie Schelling's (s. d.) trug kein Bedenken, diese Identität des Denkens und Seins auch unabhängig vom Ich an die Spitze des Systems der Philosophie zu stellen, und da nun den Begriffen und Ideen sowol im Gebiete des Geistigen als des natürlichen Daseins kraft der intellectuellen Anschauung eine absolute Productivität zugeschrieben wurde, so nannte man diese Steigerung des Idealismus den objectiven, als dessen letzter Sprößling der absolute Idealismus der Hegel'schen Philosophie zu betrachten ist. Während Fichte sagte: Das Ich, das Denkende ist, erklärt Hegel: Das Denken, der Begriff, die Idee oder vielmehr der Proceß, das immanente Werden des Begriffs, ist das allein

Wirkliche und Wahre. Je mehr sich alle Formen des Idealismus von der gewohnten Ansicht der Dinge entfernen, desto wichtiger ist, zu bemerken, daß namentlich der Fichte'sche Idealismus einen nothwendigen Durchgangspunkt des speculativen Denkens bezeichnet und daß der Realismus der gemeinen Ansicht allerdings nicht fähig ist, die Angriffe des Idealismus zurückzuweisen.

Idee heißt im gewöhnlichen Sprachgebrauch sowie in dem der engl. und franz. Philosophie, der sich auch bei den Deutschen bis auf Kant ziemlich allgemein findet, so viel wie Vorstellung oder Gedanke. Eine viel prägnantere Bedeutung hat das Wort in dem Systeme Platon's (s. d.), wo es das wahrhaft Seiende und Gedanken nur insofern bedeutet, als das wahrhaft Seiende in Begriffen aufgefaßt wird. Der Sprachgebrauch der neuern deutschen Philosophie, der Ideen von bloßen Vorstellungen und Begriffen unterscheidet, ist auf Kant zurückzuführen. Dieser nannte nämlich Ideen oder Vernunftbegriffe, zum Unterschiede von sinnlichen Anschauungen und Verstandesbegriffen (Kategorien), diejenigen, welchen in der Erfahrung ein entsprechendes Object gar nicht gegeben werden kann, und legte diese Begriffe einem besondern Vermögen, der Vernunft, als dem Vermögen der Principien, des Unbedingten, bei. Da die Vernunft bei ihm sowol theoretisch als praktisch war, so unterschied er theoretische und praktische Ideen; beide begegnen sich in der Idee des Unbedingten. Die Anwendung dieses Vernunftbegriffs auf die verschiedenen Gebiete der Erscheinungswelt führte ihn zu dem Versuche eines Systems der theoretischen Ideen, unter denen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit die wichtigsten sind, während dieselbe Idee in ihrer praktischen Bedeutung sich in dem kategorischen Imperativ des Sittengesetzes zu erkennen geben sollte. Dazu kommt noch eine dritte Classe von Ideen, die ästhetischen, die durch die Beziehung der Vernunft auf die Einbildungskraft entstehen sollten. (S. Kant.) Die spätern Systeme haben, wenn sie auch den psychologischen Unterbau Kant's verwarfen, doch die Bedeutung des Wortes Idee beibehalten, daß es einen die Erfahrung überschreitenden Begriff bezeichne, namentlich solche, die zugleich als Vor- und Musterbilder zu gelten Anspruch machen. In der Beschränkung auf die letztere Bedeutung spricht man namentlich von sittlichen und ästhetischen Ideen in einem ähnlichen Sinne, wie auch schon Platon von der Idee des Guten und des Schönen gesprochen hatte, und wenn man diese Beschränkung des Wortes auf den Begriff Dessen, was zugleich Muster, Urbild und Maßstab der Vortrefflichkeit sein kann, festhält, so würde man eigentlich ebenso wenig von einer Idee des Seins, des Unendlichen u. s. w. sprechen können, wie man etwa von einer Idee der Quadratwurzel und dergleichen spricht. In diesem ausschließend auf den Begriff des Musterbilds beschränkten Sinne bedient sich das Herbart'sche System des Wortes Idee.

Ideenassociation, s. Association der Ideen.

Ideler (Christian Ludw.), Geh. Regierungsrath, königlicher Astronom und ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin, geb. am 21. Sept. 1766, der Sohn eines Landpredigers zu Groß-Breese bei Perleberg, wurde bereits 1794 als Astronom für die Berechnung der Kalender im preuß. Staate angestellt. Von 1816—22 war er Lehrer der Prinzen Wilhelm Friedrich und Karl, dann Studiendirector des Cadettencorps; auch gab er lange Zeit Unterricht bei der Forstakademie und in der allgemeinen Kriegsschule. An der Universität wurde er 1821 Professor, und nachdem ihm schon früher die berliner Akademie der Wissenschaften und die Asiatischen Gesellschaften zu Paris und London die Mitgliedschaft verliehen, 1839 auswärtiges Mitglied des franz. Instituts. Als gründlichen Forscher zeigte er sich schon in seinen „Historischen Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten" (Lpz. 1806), in der „Untersuchung über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen" (Berl. 1809) und in mehren seiner in der Akademie gehaltenen Vorlesungen, z. B. „Über den Kalender des Ptolemäus", „Über die Wegemaße der Alten" und „Über das Alter der Runenkalender". Von seinem mit Nolte herausgegebenen „Handbuch der franz. Sprache und Literatur" erschien der erste Theil in der neunten (Berl. 1838), der zweite in der sechsten (1838) und der dritte in der zweiten Auflage, bearbeitet von seinem Sohne J. L. Ideler (s. d.), der auch einen vierten Band (Berl. 1835; 2. Aufl. 1842) und einen „Einleitungsband", enthaltend die Geschichte der altfranz. Na-

tionalliteratur bis auf Franz I." (Berl. 1842) hinzufügte. Ebenso erschien von seinem ebenfalls mit Nolte herausgegebenen „Handbuch der engl. Sprache und Literatur" der erste Theil in der sechsten (Berl. 1844), der zweite in der vierten Auflage (1832), denen sein Sohn gleichfalls einen dritten Theil (Berl. 1838) beifügte. Sein „Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie" (2 Bde., Berl. 1825—26), das er auch als „Lehrbuch der Chronologie" (Berl. 1831) bearbeitete, war das erste umfassende Werk, das dem Geschichtsforscher wie dem Astronomen eine klare Übersicht der Zeitrechnung älterer und neuerer Völker gewährt. Seine bedeutendste Arbeit ist „Die Zeitrechnung der Chinesen" (Berl. 1839), mit der er gleichsam den Kreis seiner technisch-chronologischen Forschungen abschloß. Bei der Feier seines funfzigjährigen Dienstjubiläums im März 1842 erhielt er den Charakter als Geh. Regierungsrath.

Ideler (Julius Ludw.), ein vielseitig gebildeter Gelehrter, der älteste Sohn des Vorigen, geb. am 3. Sept. 1809 zu Berlin, besuchte das franz. Gymnasium daselbst und kam 1821 in die Landesschule zu Pforta. Nach seinem Abgange von hier im J. 1828 studirte er anfangs Medicin, später Naturwissenschaften zu Berlin und dann Mathematik zu Königsberg. Nachdem er sich in Berlin als Privatdocent habilitirt hatte, ließ er zunächst seine „Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum" (Berl. 1832) und die Abhandlungen „Über den Ursprung der Feuerkugeln und des Nordlichts" (Berl. 1832), „Über die angeblichen Veränderungen des Klimas" in Berghaus' „Annalen" (1832) und „Über den Hagel" (Lpz. 1833) erscheinen, denen die Ausgabe von des Aristoteles „Meteorologia" (2 Bde., Lpz. 1834—36) folgte. Seit 1833 verfolgte er mit Eifer die durch Champollion gemachten Entdeckungen auf dem Gebiete der altägypt. Sprache und Alterthumskunde. Eine Frucht dieser Studien waren die Ausgabe des „Psalterium coptice" (Berl. 1837) und sein größeres Werk „Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae" (2 Bde., Lpz. 1841, 4.). Nebenbei beleuchtete er in einer historisch-kritischen Abhandlung „Die Sage von dem Schuß des Tell" (Berl. 1836); auch lieferte er Ausgaben von Einhard's „Leben und Wandel Karl des Großen" (2 Bde., Hamb. 1839), der „Physici et medici graeci minores" (2 Bde., Berl. 1841—42), eine Übersetzung von Alex. von Humboldt's „Kritische Untersuchungen über die Geschichte der Entdeckung von Amerika" (Bd. 1—3, Berl. 1838—39) und das „Namen- und Sachverzeichniß zu Ritter's Erdkunde von Asien" (Bd. 1, Berl. 1841). Ein zu wenig geordnetes Leben brachte ihm einen frühen Tod. Er starb in Berlin am 17. Juli 1842.

Identität ist ein philosophischer Kunstausdruck für das Verhältniß der Gleichheit mehrer Gegenstände oder Begriffe, dergestalt, daß, wenn man von der Identität eines Gegenstandes mit sich selbst spricht, derselbe doch durch mehre Begriffe gedacht werden muß, deren Identität eben behauptet wird; wie wenn man z. B. die Ichheit als Identität des Subjects und Objects erklärt. Der Satz der logischen Identität (principium identitatis) heißt daher: jeder Begriff ist sich selbst gleich, A = A. Insofern Begriffe nur einige Merkmale miteinander gemein haben, andere nicht, stehen sie zueinander in dem Verhältnisse der relativen Identität, d. h. der Übereinstimmung in gewissen Beziehungen. So sind die Begriffe Tiger und Löwe relativ identisch, indem sie die Merkmale, vierfüßige, zum Katzengeschlecht gehörige Säugthiere u. s. w. gemeinschaftlich haben. — In der Mathematik nennt man identisch oder einerlei Das, was in Größe und Form übereinstimmt. So sind zwei Ausdrücke identisch, wenn sie beide aus denselben Größen bestehen und von einerlei Form sind oder doch wenigstens auf eine und dieselbe Form gebracht werden können. Eine Gleichung zwischen zwei solchen Ausdrücken nennt man eine identische Gleichung. In der Geometrie braucht man statt identisch den Ausdruck congruent. (S. Congruenz.)

Identitätssystem, s. Schelling (Friedr. Wilh. Jos. von).

Ideologie, eigentlich Ideenlehre, nennen die Franzosen die Wissenschaft, welche sie an die Stelle der Metaphysik gesetzt haben, und die eine Art Eklekticismus bezeichnet, dessen Vertreter besonders Royer-Collard (s. d.) und Cousin (s. d.) waren und zum Theil noch sind. (S. Französische Philosophie.)

Idiom, s. Idiotismus.

Idiopathisch nennt man diejenigen krankhaften Erscheinungen, die unmittelbar aus

den Krankheitsursachen hervorgehen, im Gegensatze von sympathisch. (S. Sympathie.) Wenn vermöge eines krankhaften Zustandes des Magens Kopfschmerzen und Schwindel erscheinen, während Blutandrang nach dem Gehirn bei Kopfverletzungen und andern schädlichen Einwirkungen auf dieses Organ nicht selten mit Ekel, Übelkeit und Erbrechen verbunden ist, so sind im ersten Falle die Erscheinungen im Magen idiopathisch, die im Gehirn sympathisch, im zweiten umgekehrt. In vielen Fällen ist es dem Arzte leicht, solche Erscheinungen nach ihrer chronologischen Ordnung und ihrem ursächlichem Zusammenhange zu würdigen, während es in andern eine nicht leicht zu lösende Aufgabe ist.

Idiosynkrasie nennt man eine eigenthümliche von der Regel abweichende Empfänglichkeit des Organismus für gewisse Reize und Zurückwirkung gegen dieselben. Diese Eigenthümlichkeit spricht sich nicht nur in einem unüberwindlichen Widerwillen Mancher gegen gewisse Speisen, Getränke, Gerüche, Töne u. s. w. aus, sondern auch in den Folgen der Einwirkung derselben, wenn diese ohne Wissen eines Individuums stattfindet oder selbst, wenn die erste Empfindung, die sie hervorbringt, eine angenehme ist, z. B. im Erscheinen eines Ausschlags nach dem Genusse von Erdbeeren. Ferner gehört dazu die Abweichung des Begehrungsvermögens, wodurch von Manchen Dinge, die Andere verabscheuen, als Annehmlichkeiten begehrt werden. Auch kann die Idiosynkrasie negativer Art sein, wenn Gegenstände, welche in der Regel Jeden afficiren, für Manche indifferent sind. Die Idiosynkrasien sind dauernd oder auch nur auf eine gewisse Zeit beschränkt, namentlich wenn sie in oder nach Krankheiten entstehen, oder wenn eine bedeutende Veränderung im Körper vorgeht, z. B. in den Entwickelungsperioden, in der Schwangerschaft u. s. w. Für den Arzt sind sie von besonderer Wichtigkeit, da sie bei der Beurtheilung und Behandlung von Krankheiten volle Berücksichtigung fodern.

Idiot hieß bei den Griechen ursprünglich Jeder, der an den Staatsgeschäften keinen Antheil nahm, mithin der Privatmann im Gegensatze zum Staatsmanne; sehr bald aber dehnte man diesen Namen nach einer allgemeinen Bedeutung auf Diejenigen aus, welche aus Unkunde eine Kunst nicht ausübten, die einen höhern und allgemeinern Wirkungskreis hatte. Die Römer verstanden darunter, wie noch gegenwärtig, jeden unwissenden und unerfahrenen Menschen, jeden Stümper und Pfuscher in Kunst und Wissenschaft, und bezeichneten mit Idioten auch den gemeinen Haufen, den Jan-Hagel überhaupt.

Idiotikon nennt man ein Wörterbuch, welches die einer gewissen Mundart oder auch einem Zweige dieser Mundart eigenthümlichen Wörter und Ausdrücke (Idiotismen) enthält. Ein schwerlich zu übertreffendes Muster solcher lexikalischen Darstellung von Mundarten hat Schmeller (s. d.) geliefert in seinem auf historischer Forschung ebenso wie auf Kenntniß der lebendigen Gegenwart begründeten „Bair. Wörterbuch" (4 Bde., Stuttg. und Tüb. 1827—37), welchem desselben nicht minder vorzügliche grammatische Darstellung der „Mundarten Baierns" (Münch. 1821) voranging. Unter den übrigen Idiotiken deutscher Sprache sind am bemerkenswerthesten M. Höfer's „Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland, vorzüglich aber in Östreich üblichen Mundart" (3 Bde., Linz 1815), verglichen mit dessen Schrift „Die Volkssprache in Östreich, vorzüglich ob der Ens, nach ihrer innerlichen Verfassung" (Wien 1800); J. C. von Schmid's (s. d.) „Schwäb. Wörterbuch" (Stuttg. 1831); F. J. Stalder's „Versuch eines schweizer. Idiotikon" (2 Bde., Aarau 1812), verglichen mit dessen Schrift „Die Landessprachen der Schweiz oder schweizer. Dialektologie" (Aarau 1819); J. Tobler's „Appenzellischer Sprachschatz" (Zür. 1837); Reinwald's „Hennebergisches Idiotikon" (2 Bde., Berl. 1793—1801); „Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs", herausgegeben von der bremischen Deutschen Gesellschaft durch E. Tilling (5 Bde., Brem. 1767—71); J. F. Schütze's „Holsteinisches Idiotikon" (4 Bde., Hamb. 1800—7); M. Richey's „Idioticon Hamburgense, oder Wörterbuch der eigenen in und um Hamburg gebräuchlichen niedersächs. Mundart" (Hamb. 1755); E. S. Hennig's „Preuß. Wörterbuch" (Königsb. 1785), und A. W. Hupel's „Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Esthland" (Riga 1795).

Idiotismus, abgeleitet von Idiot (s. d.), die Sprachweise oder Mundart des gemeinen Mannes, auch Idiom genannt, heißt nach einer allgemeinern Fassung jede Eigenheit im Ausdrucke, welche dieser oder jener Sprache ausschließend zukommt. Diese Eigen-

heiten gehen von dem individuellen Volkscharakter aus, entwickeln sich in der Conversationssprache des gewöhnlichen Lebens und verlangen daher, da sie den schwierigsten Theil jeder Sprache ausmachen, besonders in den fremden Sprachen, das sorgfältigste Studium. Der erste größere Versuch dieser Art, eine Zusammenstellung der Idiotismen der griech. Sprache, machte gegen Anfang des 17. Jahrh. der Franzose Franç. Vigier oder Vigerus (s. d.). Über die Sammlungen deutscher Idiotismen s. Idiotikon.

Idmon, der Sohn des Apollon und der Kyrene oder Asteria, ein ausgezeichneter Seher, begleitete, obschon er seinen Tod dabei voraussah, die Argonauten auf ihrem Zuge.

Idololätrie, die Verehrung eines Idols oder Götzenbildes, steht mit der Abgötterei in naher Verbindung. (S. Abgott und Götze.)

Idoméneus, König von Kreta, ein Enkel Minos' II., der Sohn des Deukalion, war sehr schön und nach spätern Mythographen einer der Freier der Helena. Er führte mit Meriones, dem Sohne seines Halbbruders, die Kreter in 80 Schiffen gegen Troja und war hier einer der tapfersten Helden. Nach Beendigung des Krieges kehrte er glücklich mit Meriones in die Heimat zurück. Spätere Sagen berichten von ihm noch Folgendes. Von einem Sturme auf dem Meere ergriffen, habe er dem Poseidon gelobt, ihm, wenn er glücklich nach Hause zurückkehre, Dasjenige zu opfern, was ihm auf dem heimatlichen Boden zuerst begegnen werde. Dieses war sein Sohn. Weil er nun diesen opferte und darauf eine Pest ausbrach, vertrieben ihn die Kreter. Er begab sich nach Italien, hierauf aber nach Kolophon und wurde auf dem Berge Kerkaphos begraben. Nach Diodorus wurde sein Grab zu Knossos gezeigt und er dort als Heros verehrt.

Idria, eine wegen ihrer ergiebigen, im J. 1497 entdeckten Quecksilbergruben berühmte Stadt in Innerkrain im östr. Königreich Illyrien, der Sitz eines Bergamts, liegt in einem tiefen, kesselartigen Thale, welches die Idrizza bewässert, ziemlich zerstreut auf einzelnen Hügeln und hat gegen 4300 E., von denen gegen 600 zum Bergwerkspersonale gehören. Unter den Gebäuden zeichnet sich das 1527 von den Gewerken unter der Republik Venedig erbaute Schloß Gewerkenegg, in welchem gegenwärtig das Bergamt ist, aus. Das Quecksilberbergwerk ist seiner Einrichtung wegen eines der sehenswürdigsten der östr. Monarchie. Die jährliche Ausbeute an Quecksilber beträgt gegenwärtig ungefähr 3000 Ctr. und die Zinnoberfabrik liefert jährlich 600—700 Ctr. Zinnober. Unter den hier vorkommenden Mineralien ist der Idrialit, in welchem man einen neuen Kohlenwasserstoff, Idrialitin genannt, entdeckte, am bemerkenswerthesten. Eine Stunde nördlich von der Stadt liegt der Flecken Unteridria. Der idrianer Bezirk zählt auf drei □M. gegen 11500 E., die nächst dem Bergbau namentlich auch mit Verfertigung von Zwirnspitzen sich beschäftigen.

Idumäer oder Edomiter, Esau's Nachkommen, bewohnten das kleine, von Felsklüften durchschnittene Gebirgsland Idumäa an der südöstlichen Grenze Palästinas nachdem sie die Horiten, d. i. Höhlenbewohner, aus demselben vertrieben hatten. Unter Hyrkanus (s. d.) wurde ihr Land dem jüd. Reiche einverleibt, dem sie später in den Herodianern eine Herrscherdynastie gaben. Nach dem letzten jüd. Kriege verfließt der Name ihres Landes in die Benennung Arabia.

Idunna, die Gattin Bragi's (s. d.), des Gottes der Dichtkunst, stammt nicht von den Asen, sondern von den Alfen, und war eine Tochter des Zwergs Iwald. Sie hütete das Gefäß mit den goldenen Äpfeln, deren Genuß den Göttern ewige Schönheit und Jugend verlieh. (S. Asenlehre.) Als mit Loki's Beistande der Riese Thiasse einst I. mit ihren Äpfeln geraubt, fingen die Asen an alt und grau zu werden. Durch ihre Drohungen gezwungen, holte Loki sie wieder aus Jotunheim, indem er durch Freyja's zauberisches Federgewand in der Gestalt eines Falken I. als Sperling davontrug.

Idus, s. Kalender.

Idylle, griech Eidyllïon, d. i. ein kleines Bild, nennt man eine aus dem Leben einfacher und unverdorbener Landleute entnommene, poetische Schilderung, deren Schauplatz die Natur ist und worin andere Personen, als Landbewohner, nur des Contrastes wegen auftreten, daher sie bei den Alten als besondere Dichtgattung auch das bukolische Gedicht oder Ekloge (s. d.) heißt. Je mehr nämlich die Menschen von dem Naturleben

und der Sitteneinfalt der frühesten Zeiten sich entfernten und je stärker der Gegensatz der beengenden Verhältnisse der bürgerlichen Convenienz hervortrat, um so sehnsüchtiger mußten sie auf das ursprüngliche Naturleben, als ein verlorenes ideales Dasein, als ein Leben voll Unschuld zurückblicken, das in der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse Genüge fand. In der That gehört daher die Idylle, als eigenthümliche Dichtform, überall einer solchen Zeit an, in welcher das einfache Naturleben, der Wirklichkeit gegenüber, als ein idealer Zustand, bereits in eine poetische Ferne zurückgetreten war. Darum wählten die Idyllendichter von jeher am liebsten Menschen, Scenen und Vorgänge des ländlichen Daseins, insbesondere des Hirten-, Schäfer-, Fischer- und Jägerlebens, zu ihren Gemälden, und namentlich gab das harmlose Hirtenleben der alten Völker mit dem Ideal eines goldenen Zeitalters oder einer Unschuldswelt, zu solchen Schilderungen reichen Stoff. So finden wir denn die ersten Spuren dieser Dichtgattung bereits im Orient, nur daß sie hier noch nicht als für sich bestehende Gattung ausgeprägt ist, sondern bald mehr als Epos, wie das Buch Ruth (s. d.), bald, wie das Hohe Lied (s. d.) und Kalidasas' (s. d.) „Sakuntala" mehr als Drama mit idyllischem Charakter erscheint. Auch bei den Griechen war sie anfangs mehr epischer Art, doch schon mit Beimischung eines lyrischen Elements, wie bei Stesichorus (s. d.), welcher die Leiden der Daphnis zum Gegenstande wählte; als selbständige Gattung tritt bei ihnen die Idylle erst zu Anfange des alexandrin. Zeitalters mit Theokrit (s. d.) auf, der in sorgfältig ausgeführten Bildern vorzugsweise das Naturleben sicilischer Hirten zur Anschauung bringt. Ihm schließen sich Bion (s. d.) und Moschus (s. d.) an. Unter den röm. Dichtern nimmt Virgil (s. d.) die erste Stelle ein; nächst ihm sind noch Calpurnius (s. d.) und Nemesianus (s. d.) zu nennen, denn die sogenannten Idyllen des Ausonius (s. d.) gehören ihrem Inhalte nach ausschließend der beschreibenden Poesie an. Die gelungensten idyllischen Dichtungen der Italiener, wie die von Tasso (s. d.) und Guarini (s. d.) sind der Form nach dramatisch; doch haben Andere, wie Sannazaro (s. d.) und Alamanni (s. d.), auch epische und lyrische Idyllen geliefert. Die franz. Idylle verlor in ihrem Streben nach Eleganz und Zierlichkeit die Wahrheit der Natur aus den Augen, und die engl. Dichter, außer Spenser (s. d.), folgten zu sklavisch den Alten. Die span. Idylle wählte mit Vorliebe die Form des Romans für ihre Darstellungen, die auch bei andern Nationen Nachahmung fand. Unter den Deutschen galt lange Zeit Geßner (s. d.) als Muster in dieser Gattung, bis Friedr. Müller (s. d.), Voß (s. d.), Goethe (s. d.) u. A. seinen Ruhm verdunkelten und mehr wieder zur treuen Schilderung der Natur zurückkehrten, die Geßner in ein verschönertes Ideal umgeschaffen hatte.

Ifferten, s. Yverdun.

Iffland (Aug. Wilh.), in der Geschichte der deutschen Bühne als darstellender Künstler, Theaterdichter und Dramaturg berühmt, wurde am 19. Apr. 1759 zu Hannover geboren, von angesehenen, bemittelten Ältern, die ihn zu dem Studium der Theologie bestimmten. Aus Abneigung gegen dasselbe und um der durch die Vorstellungen der Ackermann'schen Gesellschaft in ihm erweckten Neigung für die Bühne genug zu thun, ging er in seinem 18. Jahre heimlich nach Gotha, bildete sich hier unter Leitung des großen Eckhof (s. d.) und wurde 1779 Mitglied des damals hochberühmten manheimer Theaters. Hier legte er den Grund zu seinem Ruhme, den er durch Gastvorstellungen bald über ganz Deutschland ausbreitete. Zerwürfnisse mit dem Intendanten, namentlich aber die Kriegsereignisse führten ihn 1796 nach Berlin als Director des dortigen Nationaltheaters, woselbst er 1811 zum Generaldirector aller königlichen Schauspiele ernannt wurde und am 22. Sept. 1814 starb. Als Schauspieler nahm J. einen eminenten Rang ein, weniger durch poetische Auffassung, geniales Feuer und Macht der Phantasie als durch das kritische Bewußtsein, womit er seine Darstellung bis ins Einzelnste beherrschte, sodaß jedes Detail in derselben berechnet und nichts darin wahrzunehmen war, was sich vor dem Richterstuhle der Reflexion nicht hätte rechtfertigen lassen. Daher war er meisterhaft in chargirten und hochkomischen, wie auch in gemüthvoll rührenden Rollen, welche der Familiensphäre und dem bürgerlichen Leben angehörten. In Partien hochtragischen und heroischen Stils dagegen vermißte man an ihm Schwung der Phantasie und Wärme des Gefühls, da bei ihm stets kritische Abwägung an die Stelle der Inspiration trat. Zu hochtragischen

Rollen stimmte schon sein Äußeres nicht ganz. Goethe lernte J. in seinen zwanziger Jahren kennen und beschreibt ihn als einen jungen Mann von mittlerer Größe, wohl proportionirtem Körperbau, runden, vollen und heitern Gesichts, in seiner ganzen Erscheinung behaglich. Später wurde er corpulent, doch blieb seinen Augen ihr seelenvolles Feuer und die Fähigkeit, jede Nuance der Empfindung aufs beredteste widerzuspiegeln. Als Theaterdichter zeichnete sich J. als tüchtiger Sittenmaler aus. Seine Stücke erscheinen zwar breit, moralisirend, schwunglos, empfindsam, an die Scholle der engsten Häuslichkeit gebunden, aber sie zeugen dabei von vollendeter Bühnenpraktik, großer Menschenkenntniß und gemüthlich sittlichem Streben; durch wahre Charakteristik und einfache Natur anziehend, sind sie noch jetzt als Prüfstein für die echte Darstellungskunst schätzbar, obschon sie mit ihrer hausväterlichen Sentimentalität dem Gedeihen der dramatischen Literatur eher schädlich als förderlich gewesen sind. Von seinen Stücken haben sich namentlich die „Jäger", „Dienstpflicht", „Die Advocaten", „Die Mündel" und „Die Hagestolzen" auf dem Repertoir erhalten. Als Dramaturg hat er in den theoretischen Abhandlungen und Aufsätzen seines Almanachs für das Theater" (Berl. 1807, 1808 und 1818) tiefe Blicke in das Wesen der Menschendarstellung gethan und dem sich bildenden Schauspieler fruchtbare Winke gegeben. An die Sammlung seiner „Dramatischen Werke" mit einer Selbstbiographie (16 Bde., Lpz. 1798—1802) schlossen sich die „Neuen dramatischen Werke" (2 Bde., Berl. 1807—9). Eine Auswahl derselben enthält die Ausgabe in elf Bändchen (Lpz. 1827—28, 12.). Zur Stellung eines Schauspieldirectors, in welcher J. die berliner Bühne zur ersten Deutschlands machte, war er wie geschaffen; aufmerksam auf das Kleinste, streng und gebietend in seinen Foderungen an Einzelne, doch mit seinen Zurechtweisungen die Kraft der Belehrung verbindend. Seine Selbstbiographie steht vor dem ersten Bande seiner gesammelten Werke; dankenswerthe Nachrichten über ihn lieferte auch Z. Funck in seinen „Erinnerungen aus dem Leben zweier Schauspieler, Aug. Wilh. J.'s und Ludw. Devrient's" (Lpz. 1838).

Igel (Erinaceus), ein zu den Raubthieren gehöriges Säugthier, ist besonders merkwürdig durch die Stacheln, welche die obere Körperseite vom Scheitel an bedecken. Diese Stacheln sind eigentlich zusammengewachsene Haarbündel und dienen ihm als Schutzwehr, indem der eigene Bau seiner Hautmuskeln ihm gestattet, sich dergestalt zusammenzurollen, daß er dem angreifenden Feinde nach allen Richtungen sich kreuzende Spitzen entgegenstellt. Er wird durch seine Nahrung sehr nützlich, indem er meist von Schnecken, Würmern, Insekten, besonders aber von Mäusen lebt. Versuche haben bewiesen, daß ihm der Genuß span. Fliegen ebenso wenig nachtheilig ist, wie der Biß der giftigen Kreuzotter, die ihm vielmehr gleich andern Schlangen, Fröschen und Kröten eine willkommene Nahrung bietet. Daß er den Obstgärten gefährlich werde, indem er die abfallenden Früchte auf seine Stacheln gespießt in seine Magazine trage, ist eine längst widerlegte Fabel; nur bei Mangel an animalischer Nahrung nimmt er zu Obst seine Zuflucht. Die Jungen bringen schon fühlbare Stachelspitzen mit auf die Welt, welche binnen 24 Stunden eine Länge von vier Linien erhalten und anfangs weiß sind. Den Winter bringt der Igel schlafend hin. Er ist in ganz Europa heimisch; ein in Asien und Ägypten lebender zeichnet sich durch lange Ohren aus.

Iglesias de la Casa (José), einer der besten span. Dichter des vorigen Jahrh., geb. um 1753 zu Salamanca, schloß während seiner Studienzeit auf der dasigen Universität mit seinem Freunde Melendez und andern durch poetisches Talent ausgezeichneten Jünglingen jenen Dichterbund, der unter dem Namen der Salamantinischen Schule so einflußreich wurde, und bildete sich fast ausschließend nach den classischen Dichtern seines Vaterlands, vorzüglich nach Balbuena und Quevedo. Nach vollendeten Studien wurde er Pfarrer im Bisthum von Salamanca, starb aber schon am 26. Aug. 1791. Erst sieben Jahre nach seinem Tode wurden seine Gedichte gesammelt (2 Bde., Salamanca 1798); seitdem aber sehr oft wieder aufgelegt; denn J. gehört unter die Lieblingsdichter der Nation und viele von seinen Gedichten leben selbst im Munde des Volks fort. Dies gilt jedoch nur von den scherzhaften Gedichten aus seiner Jugendperiode, seinen Epigrammen und satirischen Letrillas, in welchen er bald mit anmuthiger Schalkheit tändelnd geißelt, bald mit dem von

ihm meisterlich benutzten unerschöpflichen Reichthum der span. Sprache an witzigem Doppelsinn die Lächerlichkeiten und Lieblingssünden seiner Nation züchtigt. Dabei ist seine Sprache von classischer Reinheit, sein Versbau von ungemeiner Leichtigkeit und seine Gesinnung durch und durch national, sodaß die span. Kritiker ihn nicht mit Unrecht den modernen Quevedo genannt haben. Minder gelungen und populair sind seine ernsten Gedichte. Eine Auswahl aus seinen Werken gibt Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanos"

Ignatius der Heilige, Bischof von Antiochien seit 49 n. Chr., war noch ein Schüler des Apostels Johannes und vielleicht auch des Petrus. Er führt den Beinamen Theophoros, d. h. der „Gott", oder nach seiner eigenen Erklärung, „Christum im Herzen trägt", und soll das Kind gewesen sein, das Jesus seinen Jüngern als Muster hinstellte. Er sehnte sich nach dem Märtyrertode und fand ihn unter Kaiser Trajan zu Rom, wo er im J. 107, nach andern Nachrichten 116, vor der schaulustigen Volksmenge im Circus von Löwen zerrissen wurde. Er hat in der katholischen Kirche sein Fest am 1. Febr. Von den ihm beigelegten Schriften und Briefen scheinen nur sieben der letztern echt zu sein, die mit des Barnabas Briefen von Joh. Voß (Amst. 1646; neue Ausl., Lond. 1680, 4.) herausgegeben und von Wocher (Tüb. 1829) übersetzt und erklärt wurden.

Ignaz von Loyóla, s. Loyola.

Iguvium, eine alte Stadt der Landschaft Umbrien in Mittelitalien, jetzt Gubbio oder Eugubio, ist später durch die im Mittelalter dort aufgefundenen etruskischen Inschriften berühmt worden. (S. Eugubinische Tafeln.)

Ikarius, ein Heros der Athener, der den unter Pandion's Regierung nach Attika kommenden Bacchus freundlich aufnahm, wofür ihm dieser die Kenntniß des Weinbaus mittheilte. Nachdem er den ersten Wein gekeltert, fuhr er denselben in Schläuchen umher, um ihn zu verschenken. Da aber Einige davon berauscht wurden, so tödtete man ihn in der Meinung, daß er sie vergiftet habe, und warf ihn in den Brunnen Anygros oder vergrub ihn unter einem Baume. Aus Betrübniß darüber erhenkte sich seine Tochter Erigone an diesem Baume. Zeus aber, oder Bacchus, versetzte sie hierauf als die Jungfrau unter die Gestirne, desgleichen ihren treuen Hund Mära als den Hundsstern und ihren Vater als Bootes oder Arkturos. Über die undankbaren Athener aber kam eine Pest, oder wie Andere erzählen, eine Raserei über die Jungfrauen, daß sie sich wie Erigone erhenkten. — Ikarius oder Ikarion hieß auch der Sohn des Perieres und der Gorgophone, der Bruder des Tyndareus, und Vater jener berühmten Penelope (s. d.), der von Hippokoon aus Lacedämon vertrieben einen Theil von Akarnanien beherrschte.

Ikárus war der Sohn des Dädalus (s. d.).

Ikonium, die im Alterthum wohlbekannte Hauptstadt der kleinasiat. Landschaft Lykaonien, im Mittelalter, vom 11—13. Jahrh. als Mittelpunkt des gleichnamigen seldschuckischen Sultanats hochberühmt, und auch gegenwärtig noch unter dem Namen Konieh ein ziemlich bedeutender Ort, hat aus der frühern Zeit noch mancherlei interessante Kunst- und Baudenkmale aufzuweisen. Im J. 235 n. Chr. wurde hier eine christliche Synode gehalten, die sich vornehmlich mit der Gültigkeit der Ketzertaufe beschäftigte. In neuester Zeit wurde die Stadt wieder geschichtlich denkwürdig durch die Schlacht am 20. Dec. 1832, in welcher Ibrahim Pascha (s. d.) das türk. Heer vollständig schlug.

Ikonodülen oder Ikonolatren, d. i. Bilderverehrer, und Ikonoklasten, d. i. Bilderstürmer, s. Bilderdienst.

Ikonographie und **Ikonologie**, d. i. Bildnißwissenschaft, nannte man früher nach der Etymologie der Wörter die Nachweisung, Verzeichnung und Geschichte von Bildnissen ausgezeichneter Personen des Alterthums in Bildsäulen, Büsten, Münzen, geschnittenen Steinen, Gemälden u. s. w. Michel Angelo und Fulvius Ursinus wurden im 16. Jahrh. die Wiederhersteller dieser Wissenschaft, die Giov. Angel. Canini in seiner „Iconografia" (Rom 1669, Fol.), besonders aber E. Q. Visconti (s. d.) weiter ausbildeten. Neuerdings hat man die Ikonographie auch auf die Kunde der Idealtypen, seien es Götter, Heilige oder Abstracta, mit Recht ausgedehnt, und so enthält das ausgezeichnete kleine Werk „Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie" (Frankf. 1839) eine Physiognomik aller wesentlichern Idealtypen der ältern christlichen Kunst.

Ikosaeder nennt man in der Geometrie im weitern Sinne jeden eckigen Körper von 20 Seitenflächen, im engern Sinne aber denjenigen regulairen Körper, der durch 20 gleichseitige und congruente Dreiecke begrenzt wird und zwölf Ecken, 30 Kanten, 36 Diagonalen hat.

Ildefonso (San), eine kleine, angenehm gelegene Stadt am nördlichen Abhange des Guadaramagebirgs in der span. Provinz Segovia, hat etwa 5000 E., eine große von Philipp V. gegründete königliche Spiegelfabrik, welche die größten, jedoch in Hinsicht der Politur denen von St.-Gobin und Venedig nachstehenden Spiegel liefert und eine in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegte Leinwandmanufactur. Die größte Sehenswürdigkeit daselbst aber ist das Schloß Lagranja, wo der Hof während der Sommermonate sich aufzuhalten pflegt. Dasselbe wurde von Philipp V. erbaut und soll nebst seinen Umgebungen einen Aufwand von 45 Mill. Piastern verursacht haben. Die Hauptseite hat eine Länge von 530 F. In den untern Zimmern findet sich die ausgezeichnete Antikensammlung, welche einst der Königin Christine von Schweden gehörte. Die Kirche, welche sich in dem Schlosse befindet, ist überreich an Gold, Silber und Edelsteinen. In dem herrlichen Garten, auf welchen das Schloß die Aussicht hat, finden sich großartige Alleen, ausgezeichnete Wasserkünste und zahlreiche schöne Statuen. Bekannt ist das Bündniß von San-Ildefonso, welches am 19. Aug. 1796 zwischen Frankreich und Spanien geschlossen wurde. Eine neue Berühmtheit erlangte das Schloß Lagranja durch die Revolution der Garden in der Nacht vom 12. zum 13. Aug. 1836, welche die Königin-Regentin zwangen, die Constitution von 1812 zu proclamiren. (S. Spanien.)

Ilefeld oder Ilfeld, ein Flecken im Königreich Hannover, an der Südseite des Harzes, mit etwa 600 E., verdankt seine Entstehung dem Grafen Ilger zu Hohnstein und seinen noch gegenwärtigen Ruf dem Gymnasium, welches, zuerst als Klosterschule, 1550 aus dem daselbst 1190 gestifteten Prämonstratenser-Mönchskloster hervorging, zur Zeit des Königreichs Westfalen aufgehoben, dann aber wiederhergestellt wurde, und gegenwärtig 40 Zöglinge zählt. Östlich von J. liegt der Bielstein mit der Bielshöhle (s. d.), südlich die Ilburg, im 12. Jahrh. der Sitz der Grafen von Hohnstein; nordwestlich lag die Harzburg, die aber nicht mit der Harzburg (s. d.) am nördlichen Abhange des Harzes zu verwechseln ist. Vgl. Leuckfeld, „Antiquitates Ilfeldenses" (Quedlinb. 1709, 4.) und Förstemann, „Monumenta rer. Ilfeldens." (Nordh. 1843).

Ilgen (Karl Dav.), ein durch praktische Kenntnisse ebenso wie durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneter Schulmann, geb. am 26. Febr. 1763 zu Burgholzhausen in der jetzt preuß. Provinz Sachsen, erhielt seine erste Bildung auf der Stadtschule zu Naumburg und widmete sich dann auf der Universität zu Leipzig dem Studium der Theologie und Philologie. Sehr bald erwarb er sich in der classischen und oriental. Literatur einen so ehrenvollen Namen, daß ihm bereits 1790 das Rectorat der Stadtschule in Naumburg und 1794 eine ordentliche Professur der oriental. Sprache an der Universität zu Jena übertragen wurde, worauf er 1802 dem Rufe als Rector der damals sächs., jetzt preuß. Landesschule zu Pforta folgte, der ihm vorzüglich durch Reinhard's Vermittelung, nicht ohne Widerspruch der damaligen, streng altgläubigen Behörden, zu Theil wurde. Hier trat er als kräftiger und strenger Reformator der in jener Zeit verfallenen Schulzucht auf und hat in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet. Während seiner ganzen Amtsführung bewährte er sich als einen ernsten Freund der alten Zucht, ohne jedoch als ein Feind und Störer der harmlosen jugendlichen Freuden zu erscheinen. Kränklichkeit halber sah er sich 1830 genöthigt, seine Entlassung zu nehmen, wendete sich 1831 nach Berlin und starb dort, nachdem er vorher erblindet, am 17. Sept. 1834. Als Schriftsteller trat J. zuerst auf durch die Abhandlung „Chorus graec. tragicus qualis fuerit et quare ejus usus hodie revocari nequeat" (Lpz. 1788), welcher später seine zwei vorzüglichsten philologischen Werke, die Bearbeitung der „Hymni homerici" (Halle 1796) und der „Scolia sive carmina convivalia Graecorum" (Jena 1798) folgten, sowie auch seine letzte Schrift „Animadversiones philologicae et criticae in carmen Virgilianum, quod Copa inscribitur" (Halle 1821, 4.) tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit beurkundet, die hier und da nur die Beachtung der

neuesten Fortschritte in der Philologie vermissen läßt. Von seinen theologischen Schriften erregten seine freimüthigen Forschungen über das Buch Hiob, „Natura atque virtutes Jobi, antiqui carminis hebr." (Lpz. 1789) und seine „Urkunden des ersten Buchs Moses in ihrer Urgestalt" (Halle 1798) zu ihrer Zeit vieles Aufsehen Seine kleinern Abhandlungen erschienen als „Opuscula varia philologica" (2 Bde., Erf. 1797). Vgl. Kraft, „Vita Ilgenii" (Altenb. 1837) und Stern, „Narratio de Ilgenio" (Hamm 1839).

Ilias, s. Homer.

Ilische Tafel (tabula iliaca), heißt ein ziemlich bedeutendes, in Stukkatur gearbeitetes Basrelief, welches man im 17. Jahrh. in den Ruinen eines alten Tempels an der Appischen Straße in der Gegend alle Frattochie fand und deshalb mit diesem Namen belegte, weil darauf die Hauptbegebenheiten des trojanischen Kriegs abgebildet sind. Das Ganze ist nach den Gesängen der „Ilias" in eine Anzahl von Streifen oder Feldern eingetheilt und wird überdies durch zwei Säulen, worauf in kleiner Schrift die Angabe der Dichter, woraus die dargestellten Gegenstände entnommen sind, nebst einer kurzen Erklärung der letztern, enthalten ist, in drei Hauptabtheilungen geschieden. Leider ist aber ein Drittheil nebst der linken Säule verloren gegangen. Wahrscheinlich diente dieses Denkmal den Grammatikern beim Unterricht der Jugend in den Schulen, wo Homer's Gesänge gelesen wurden, zur Veranschaulichung der Ereignisse selbst. Nach der ersten Bekanntmachung durch Fabretti in einem Anhange zu der Schrift „De columna Trajani" (Rom 1683; 2. Aufl., 1790, Fol.) besitzen wir aus neuester Zeit eine sehr treue Abbildung und sorgfältige Erläuterung dieser Tafel von Millin in der „Galerie mythologique" (2 Bde., Par. 1811), sowie in der deutschen Übersetzung dieses Werks (2 Bde., Berl. und Stett. 1820) und in der Abhandlung „Sur la table iliaque" im ersten Bande der „Annali dell' instit. archeolog." (Rom 1830).

Ilithyia oder **Eileithyia** hieß bei den Griechen die Göttin, welche den Gebärenden Beistand leistete. Ihr Name scheint griech. zu sein und die „Kommende" zu bedeuten. Nach des Pausanias Erzählung wurde unweit der Kapelle des Serapis zu Athen der J. ein Tempel erbaut, welche, von den Hyperboreern kommend, der kreisenden Latona in Delos Hülfe geleistet hatte. Dagegen glaubten die Kreter, J. sei in der Gegend von Knossos zu Amnisus geboren und eine Tochter des Zeus und der Here. Unstreitig hat man drei Göttinnen dieses Namens anzunehmen. Die erste ist die der griech. Sage, zufolge deren Here, die Vorsteherin und Beschützerin der Ehe, zwei Töchter hatte, die Hebe (s. d.), welche die reine Jungfrau, und J., welche die Gebärerin bedeutete. Die zweite Göttin dieses Namens war eine Gottheit, welche in Kleinasien als Symbol der gebärenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde und deren Dienst sich von Medien aus über die asiat. Küsten des Schwarzen Meers herab nach Kleinasien verbreitete. Das Sinnbild dieser Göttin war am Himmel der Mond und auf der Erde die Kuh. Ihr Hauptsitz war zu Ephesus; später identificirte sie sich mit der Artemis der Griechen und der Diana der Römer. Eine dritte Göttin dieses Namens erscheint, als man anfing, zwei gute und eine böse zu unterscheiden, die man nun Genetyllides oder Geburtsgöttinnen nannte.

Ilium, der früheste Name der nachher so berühmten Hauptstadt **Troja** (s. d.) in Troas, wurde der Sage nach von Ilus, einem Sohne des Tros, so genannt und auf einem Hügel zwischen den Simois und Skamander erbaut. Nach der Zerstörung desselben gründeten Phrygier und Mysier an derselben Stelle ein zweites **Ilium**, und noch vor Alexander's Zeit entstand westlich von diesem, näher an der Küste, ein drittes, gewöhnlich **Neu-Ilium** genannt, welches bis zur Zeit der Römer blühte und den jetzigen Flecken **Troja** oder **Trojahi** bildet.

Illegal und **illegitim**, s. **Legal** und **Legitimität**.

Illinois, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen dem Mississippi, Ohio und Wabasch, begrenzt von Indiana, Kentucky und Missouri, umfaßt einen Theil des alten Ohiolandes, wo sich seit dem Anfange des 18. Jahrh. franz. Einwanderer aus Canada niederließen, und die von diesen in den J. 1803—16 den Indianern abgekauften Ländereien. Er erhielt den Namen von dem gleichnamigen, ihn durchströmenden Flusse, wurde 1818 in die Union aufgenommen und zählte 1840 auf 2785 □M. 476183 E., die,

mit Ausnahme von etwa 8500 Indianern, insgesammt freie Pflanzer sind, welche Ackerbau und Viehzucht treiben und auch mit Manufacturen sich beschäftigen. In neuerer Zeit haben sich hier viele Deutsche angesiedelt. Der Boden ist sehr fruchtbar, das Klima schon etwas streng. Nur die Gegenden an den Flüssen sind zur Zeit angebaut. Die Prairien bedecken große Heerden von Rindern, Schweinen und Schafen; auch gibt es noch sehr viel Wild. Überaus ergiebige Bleigruben wurden in neuester Zeit im äußersten Norden des Staats entdeckt. Zum Nationalcongreß sendet derselbe drei Repräsentanten. Der Sitz der Regierung ist Springfield mit etwa 2600 E., die Hauptstadt Chicago mit 4500 E. Nächstdem sind noch zu erwähnen die Stadt Vandalia mit ungefähr 1000 meist deutschen Einwohnern; Shawaneetown, mit einträglichen, der Union gehörenden Salinen; Galena in der Nähe der Bleigruben und Jacksonville mit einer Unterrichtsanstalt.

Illuminaten, d. i. Erleuchtete. Unter diesem Namen bestanden vier verschiedene Gesellschaften: zu Ende des 16. Jahrh. der Verein der Alombrados in Spanien; um 1634 der der Guerinets in Frankreich, Schwärmer und Geisterseher; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ein Verein von Mystikern in Belgien und seit dem 1. Mai 1776 der Illuminatenorden, der sich von Ingolstadt aus zumeist über das katholische Deutschland verbreitete. Letzterer ist es, den man vorzugsweise unter diesem Namen versteht, wenn ihn auch sein Stifter anfangs noch den Orden der Perfectibilisten nannte. Adam Weishaupt, Professor des kanonischen Rechts in Ingolstadt, ein vortrefflicher Kopf, ein tiefer Denker, glühend von menschenfreundlichem Eifer, aber ohne viel praktische Menschenkenntniß, faßte, angeregt von jesuitischem Hasse, den Gedanken, in einem weitverzweigten Männerverein ein Bündniß der Edelsten, eine heilige Legion unüberwindlicher Streiter für Weisheit und Tugend zu bilden. Dieser Verein sollte die Vernunft zur Herrschaft bringen, religiöse und politische Aufklärung befördern durch Untergrabung des kirchlichen Dogmenglaubens und Cultus, durch Verbreitung des Deismus oder der natürlichen Religion und durch Bildung zu einer republikanischen Denk- und Sinnesart. Diese Aufgabe war hoch und schön genug, um eine große Anzahl von Menschen zu begeistern, und es gewann der Orden, besonders als Knigge's Theilnahme ihm gewidmet war und der Freimaurerbund in das Interesse gezogen wurde, so viele Anhänger, daß er in seiner Blütezeit mehr als 2000 der gebildetsten und zum Theil geachtetsten Männer Deutschlands zu Mitgliedern hatte. Wie edel und uneigennützig Weishaupt aber auch war, so verleitete ihn doch sein Studium der Verfassung und der Erziehungsweise des Jesuitenordens zu dem Gedanken, sich der nämlichen Mittel zum Guten zu bedienen, mit welchen die Jesuiten so viel Schlimmes ins Werk gesetzt hätten. Zwar sollten nicht Anstalten zur Bildung der Mitglieder für den Orden errichtet werden, wie die Jesuiten ihre Erziehungshäuser haben; aber bewachen sollten die Illuminaten einander, ausspähen, beichten, kurz alle die geistigen Mishandlungen, alle die unnatürlichen Beschränkungen und Bevormundungen sollten eintreten, die dem edeln, freien Menschen so widerlich sind. Auf diesem Wege sollten die Fäden in einer Hand vereinigt werden, an denen die heilige Legion geleitet würde zum Segen der Menschheit. Lag aber in der Wahl der Mittel der Keim des Todes für den Orden, so erfolgte auch bald die Entzweiung seiner Häupter, Weishaupt's und Knigge's; öffentliche Stimmen erhoben sich gegen ihn, und am 22. Juni 1784 hob ein Befehl des Kurfürsten von Baiern, der am 2. März 1785 erneuert wurde, den Orden auf. Weishaupt wurde abgesetzt und verbannt; mehre andere Mitglieder traf harte Strafe, ohne daß die Form des Gerichts, das über den Orden erging, sich hätte rechtfertigen lassen. So war denn wieder einmal ein edler Versuch, der Menschheit aus den Banden des Irrthums und der Selbstsucht zu helfen, gescheitert an menschlicher Befangenheit in der Wahl der Mittel und wol auch zum Theil an geheimer jesuitischer Befeindung. Doch der Gedanke, ein Vernunftreich herzustellen und die Sittlichkeit zur Herrscherin in allen Kreisen des Menschenlebens zu erheben, ist nicht mit dem Illuminatenorden begraben worden; er lebt, und seine Pfleger haben gelernt, sein Gedeihen nur am Lichte der Öffentlichkeit zu hoffen.

Illusion heißt im Gebiete der schönen Künste die größtentheils durch Kunst erzeugte Täuschung, vermöge welcher man sich der angenehmen Einbildung hingibt, als wäre das Dargestellte die Sache selbst. Es kann hier jedoch nur von einer bewußten Täuschung die

Rede sein, welche uns mit denselben oder ähnlichen Empfindungen und Vorstellungen afficirt, wie das Wirkliche selbst uns erscheinen würde, obschon wir wissen, daß wir es nur mit einer Nachbildung des Wirklichen zu thun haben. Sie ist demnach nur dann ästhetisch, wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen und das in sich Vollendete zu verkörpern; wenn sie aber die Verwechselung des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst oder eine blos materielle Wirkung zur Absicht hat, so artet sie aus einer ästhetischen, sich selbst bewußten Täuschung in einen groben Betrug aus. Aus demselben Grunde wendet man bei theatralischen Vorstellungen nicht wirkliche Bäume, wirkliches Wasser u. s. w. an, sondern künstliche Mittel, welche in uns die Vorstellung solcher Naturgegenstände erwecken und uns mithin in eine ästhetische Illusion versetzen. Je mehr es gelingt, diese Täuschung durch künstliche Mittel in uns hervorzubringen, in desto höherm Grade wird sich unser ästhetisches Gefühl befriedigt fühlen. Ein Hauptgrund dieses Wohlgefallens beruht in der Mitthätigkeit, wozu sich unsere Phantasie aufgefodert fühlt, wie in der Wahrnehmung, welche reiche Mittel der Kunst für die Nachahmung des Naturwirklichen zu Gebote stehen. Die Illusion hat in allen Künsten einen großen Spielraum, und wenn man bisher behauptete, daß sie sich z. B. im Gebiete der Tonkunst nur in den ohnehin verdächtigen Tongemälden äußere, so hat man sie in einem allzu materiellen und beschränkten Sinne aufgefaßt. Man würde sie dann, weiterschließend, auch der Poesie absprechen und sie nur in das Gebiet der darstellenden Kunst und der bildenden Künste verweisen müssen, bei denen sie freilich erkennbarer, aber vielleicht nicht einmal so intensiv als in der Tonkunst und namentlich in der Poesie sich geltend macht. So werden z. B. die Chöre, Arien und Recitative in einer Oper oder einem Oratorium uns um so mehr afficiren, je mehr sie in uns die Illusion erwecken, als drücke sich in ihnen der Empfindungszustand, dem Texte entsprechend, aufs wahrste und lebendigste aus. Alle Künste beruhen zuletzt auf dem schönen Schein, auf der Illusion, die jedoch nur zum geringsten Theile auf der durch blos materielle und körperlich sichtbare Kunstmittel bewirkten Sinnentäuschung beruht.

Illustrirte Ausgaben nennt man die in neuerer Zeit in Aufnahme gekommenen Erzeugnisse der Presse mit in den Text eingedruckten Holzschnitten, Kupferstichen, die nicht ein wesentlicher Zubehör wie bei den Kupferwerken sind, sondern blos dazu dienen, den Text zu veranschaulichen oder dem Druckwerke selbst ein stattliches Ansehen zu geben. Wohl zu unterscheiden sind diese illustrirten Ausgaben von den bei den Bibliophilen beliebten illustrirten Exemplaren. (S. Bibliomanie.) Die Sitte der illustrirten Ausgaben kam zuerst in England auf und verbreitete, wie dort, sich auch sehr schnell in Frankreich, worauf sie auch in Deutschland und anderwärts Eingang fand, und hat nicht wenig dazu beigetragen, den ganz besonders für sie geeigneten Holzschnitt wieder in die verdiente Aufnahme zu bringen. (S. Holzschnitt.)

Illyrien, ein zur östr. Monarchie gehöriges Königreich, welches nebst dem Königreiche Dalmatien (s. d.) den Grundpfeiler der östr. Seemacht bildet, enthält auf 520 □M. in 44 Städten, 45 Vorstädten, 73 Marktflecken und 7000 Dörfern 1,156000 E., die sich meist zur katholischen Kirche bekennen. Es zerfällt in das Gubernium von Laibach, 326 □M. mit 730000, und das von Triest, 194 □M. mit 426000 E. Zu ersterm gehören die Herzogthümer Krain (s. d.) und Kärnten (s. d.), und das Gubernium von Triest umfaßt das östr. Friaul (s. d.), die gefürsteten Grafschaften Görz (s. d.) und Gradiska (s. d.), das Gebiet von Aquileja und die Halbinsel Istrien (s. d.); die Hauptstadt des ganzen Königreichs ist Laibach (s. d.). Das Land wird bewässert durch die Save, Drau und den Isonzo, und hat mehre Seen, z. B. den Czirknitzersee (s. d.); an den Küsten ist es flach und sandig, im Innern aber gebirgig durch die Norischen, Karnischen und Julischen Alpen, und daher hier das Klima rauh, wogegen es in den südlichen Thälern Südfrüchte zur Reife bringt. Die wichtigsten Erzeugnisse sind, zumal in Kärnten und Krain, Eisen- und Stahlwaaren, deren Fabrikation jährlich mehr als zwei Mill. Fl. einträgt. Die Mehrzahl der Bewohner ist slawischer Abkunft; sie haben in neuester Zeit angefangen, ihre Sprache zu cultiviren, werden mehr und mehr ihrer Nationalität sich bewußt, ziehen unwillkürlich auch ihre Stammgenossen in Kroatien, Dalmatien, Bosnien und Serbien in ihren Kreis hinein und arbeiten so darauf hin, wenn auch nicht einen unabhängigen süd-

slawischen Staat, doch wieder ein einiges Volk zu bilden. In der That fehlt es ihnen nicht an großartigen Erinnerungen; sie sind die Stammgenossen der alten Thrazier und bewohnten, frühzeitig mit Phöniziern, Griechen, Italienern und Kelten untermischt, im 4. Jahrh. v. Chr. das ganze Küstenland auf der Ostseite des Adriatischen Meers, die hierzu gehörigen Inseln und das westliche Macedonien bis Epirus; doch Philipp, König von Macedonien, entriß ihnen den ganzen Bezirk von Macedonien bis an den Fluß Drinius, jetzt Drino, worauf Illyricum oder Illyrica, wie damals J. hieß, in Illyrica graeca und barbara eingetheilt wurde. Das erstere, das heutige Albanien (s. d.) wurde Macedonien einverleibt. Hier lagen Dyrrhachium, jetzt Durazzo (s. d.), das frühere Epidamnus, wo sich die Römer gewöhnlich nach Italien einschifften, und Apollonia (s. d.), eine ansehnliche griech. Handelsstadt und Akademie. Illyria barbara erstreckte sich vom Flusse Arsia, jetzt Arsa, in Istrien bis an den Drinius, war in Japydia, Liburnia und Dalmatia eingetheilt und erhielt als das Geburtsland mehrer röm. Kaiser einen glänzenden Namen in der Geschichte. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der Illyrier, deren Könige deshalb mit den Römern schon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche endlich die Unterjochung der Illyrier unter ihrer Königin Teuta im J. 228 v. Chr. zur Folge hatten. Zwar suchten sie von Zeit zu Zeit die Fesseln wieder abzuschütteln, allein von Cäsar geschlagen und von Augustus, Germanicus und Tiber gänzlich entkräftet, wurde das Land endlich eine röm. Provinz, behauptete aber auch als solche einen bedeutenden Rang im großen Römerstaate. Der Name Illyricum, dem im 4. Jahrh. das Beiwort magnum hinzugefügt wurde, umfaßte jetzt fast alle gegen Osten gelegene röm. Provinzen. Bei der Theilung des röm. Reichs kam J. zu dem abendländischen Kaiserthume, bei dessen Verfall im J. 476 es an die morgenländischen Kaiser fiel. Nachdem die Nationalität durch diese langwierige röm. und die vorübergehende goth. Occupation des Landes sehr entartet war, wurde sie im 6. Jahrh. durch einwandernde stammverwandte slawische Völker, Kroaten und Serben, wieder aufgefrischt, denen es sehr bald gelang, sich von der schwachen byzantin. Regierung unabhängig zu machen. Nun wurden zwar die westlichen Provinzen, Kärnten, Krain und Istrien, seit der Karolinger Zeit für immer dem Deutschen Reiche einverleibt, die östlichen dagegen fielen nur noch einmal im J. 1020 vorübergehend den morgenländ. Kaisern in die Hände. Seit 1090 machten die Venetianer und Ungarn sich zu Herren kleiner Ländertheile und im J. 1170 entstand dort das ungar.-slaw. Königreich Rascien, aus welchem später sich Bosnien (s. d.) und Serbien (s. d.) entwickelten. Dalmatien kam anfangs an Venedig, wurde aber 1270 größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das Schwarze Meer vorgedrungen waren. Doch sowol diese als Venedig verloren beinahe Alles an die Türken; letzteres behielt nur einen kleinen Theil von Dalmatien, und Ungarn nur Slawonien und einen Theil von Kroatien. Der Friede von Campo-Formio im J. 1797 brachte das venetian. Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Östreichs Herrschaft. Zwölf Jahre später trat das alte J. aufs neue in die Gegenwart ein, indem Napoleon am 14. Oct. 1809 decretirte: „Der Kreis Villach, Krain, das ehemalige östr. Istrien, Fiume und Triest, die Länder, welche unter dem Namen Littorale bekannt sind, und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlassen ist, Dalmatien nebst seinen Inseln, sollen künftig den Namen Illyrische Provinzen führen." Nachdem J. noch einen Zuwachs von 31 □M. durch einen Theil des von Baiern abgetretenen ital. Tirols erhalten hatte, wurde durch ein kaiserliches Decret vom 15. Apr. 1811 die Organisation der illyrischen Provinzen in militairischer und finanzieller Hinsicht definitiv regulirt. J. blieb nun unter franz. Herrschaft bis zum Sturze Napoleon's, worauf es 1816 als Königreich an Östreich kam. Seitdem wurde 1822 das ungar. Littorale nebst Kroatien davon abgetrennt und wieder zu Ungarn geschlagen, dagegen 1825 das ganze Kärntnerland dem Königreiche J. einverleibt, welches somit seine jetzige Gestaltung erhielt.

Illyrische Sprache und Literatur, s. Serbische Sprache und Literatur.

Ilmenau, eine kleine Stadt mit 3800 E. im Großherzogthum Sachsen-Weimar, welche den Titel einer freien Bergstadt führt, an der Ilm, ist der Sitz eines Bergamts und einer mehrseitigen Industrie. Der Bergbau ist beiweitem nicht mehr so bedeutend als frü-

her und gibt nur noch Eisen als Ausbeute. Eine neue Erwerbsquelle hat sich in der 1838 begründeten Kaltwasserheilanstalt eröffnet.

Ilmensee, ein sechs Meilen langer und $4^1/_2$ M. breiter, sehr tiefer und gefahrvoller See im russ. Gouvernement Groß-Nowogorod, an dessen nördlichstem Gestade, zwei Meilen von Nowogorod, da, wo der Wolchowfluß sich mit ihm vereinigt und jenes prächtige Kloster des heil. Jurii sich befindet, das in seinem einfach-edlen Baustil und mit seinen nicht blos durch Alter oder Goldwerth, sondern auch durch wahre Kunstschätze wichtigen Sammlungen sich vor den meisten übrigen Klöstern Rußlands auszeichnet. Der Ilmensee ist wasserreich, durch viele Ströme genährt und für den Fischfang sehr ergiebig. Die durch die Vereinigung der Zna und Schlina entstehende Msta, der Lowat mit seiner Deltabildung und seinen vielen wasserreichen Zuflüssen, und die Schelona sind seine drei beträchtlichsten Zuflüsse, während der Wolchow seinen Abfluß bildet, der seine Wasser dem Ladogasee zuführt. Der Ilmensee und seine Kanäle bilden gegenwärtig zwei der wichtigsten Wasserstraßen Rußlands, indem jener Kanal, der am Nordgestade des Sees die Msta mit dem Wolchow verbindet, Petersburg und Astrachan vereint, und der Kanal von Welikiluki mittels der Düna und des Lowat, Riga und Petersburg in Verbindung setzt. Auf drei Seiten, im Norden, Süden und Westen, ist der See von Militaircolonien umgeben, und Staraja Rusa, im Süden, die Hauptstadt dieser Colonien, ist durch ihre außerordentlich ergiebigen Salinen ausgezeichnet.

Iltis, ein zur Gattung der Marder (s. d.) gehöriges Raubthier von anderthalb Fuß Länge, mit sechs Zoll langem Schwanze und dunkelbraunem Pelze, ist im gemäßigten Europa einheimisch. Der Iltis richtet nicht nur in Wald und Feld viel Schaden an, indem er den jungen Hasen, Kaninchen und dem wilden Geflügel nachstellt, sondern ist auch ein gefährlicher Feind der Hühnerhöfe, die er in Einer Nacht oft völlig leert. Seine Beute schleppt er, sowie auch die Eier, die er indeß meist auf der Stelle ausschlürft, nach seiner Höhle. Sowol wegen des Schadens, den er anrichtet, wie wegen seines Balges, der, ungeachtet er sehr stark riecht, doch ein gutes Pelzwerk abgibt, wird er verfolgt.

Ilus, der Sohn des Dardanus und der Bateia, der Tochter des Teukrus, starb kinderlos und hinterließ das Reich seinem Bruder Erichthonius. — Ilus, der Sohn des Tros und der Kalirrhoë, der Tochter des Skamandrus, der Gemahl der Eurydice, Vater des Laomedon und somit Großvater des Priamus, war der Erbauer von Ilium. — Ilus hieß auch der Sohn des Mermerus und Urenkel des Jason und der Medea, bei dem Ulysses Gift zum Bestreichen der Pfeile holen wollte, was ihm jedoch J. abschlug aus Furcht vor der Vergeltung der Götter.

Imagination, soviel wie Einbildungskraft (s. d.).

Imâm (arab.), d. i. Vorsteher oder Lehrer, werden vorzugsweise die berühmtesten Dogmatiker des Mohammedanismus genannt; im Allgemeinen bezeichnet man aber damit eine von denjenigen Personen der mohammedanischen Ulema oder Geistlichen, welche in den Moscheen den Gottesdienst verrichten. Sie beten, lesen den Koran vor, predigen, leisten den Kranken Beistand, sprechen den Segen bei Vermählungen und sind überhaupt die eigentlichen Priester der Mohammedaner. In ihrer Tracht sind sie von den Personen weltlichen Standes blos durch den Turban verschieden, der bei ihnen etwas höher als gewöhnlich geformt ist. Sie erhalten ihre Besoldung aus den Moscheen, bei welchen sie angestellt sind, und stehen bei dem Volke in großem Ansehen. Selbst der Sultan führt als geistliches Oberhaupt der Muselmänner den Titel Imam. — Imân, was oft mit Imâm verwechselt wird, bedeutet Glauben.

Imatrafall, einer der prächtigsten Wasserfälle Finnlands, liegt etwas über neun Meilen von Wiborg. Von hier aus fährt wöchentlich zu mehren Malen eine Diligence nach der südöstlichen Spitze des Saimasees, dort, wo die Wuoxa ihm entspringt, die im wilden Laufe jenen Felsenhängen zueilt, über die sie sich schäumend und tosend, in der Nähe des kleinen finnischen Dörfchens Sietola, hart an der Wegscheide jener Straßen, die Wiborg mit Nyslott, und Wilmanstrand mit Serdobol verbinden, mit einem donnerartigen Getöse hinabstürzt, das man schon auf Stundenweite vernimmt. Von einem kleinen offenen Säulentempel, der auf einer weit vorspringenden Granitklippe steht und von wo eine

schmale Felstreppe bis zum Flußrande hinunterführt, übersieht man am besten jenes großartige Schauspiel; auch gewährt ein kleiner Balcon am jenseitigen Ufer des Stroms einen herrlichen Standpunkt. Nahe 200 F. breit stürzt sich die wilde Wuoxa, von Klippe zu Klippe schäumend, auf einer Länge von mehr als 500 Schritten wol über 120 F. hoch herab und bildet einen schräggelegenen Wasserfall, wie ihn in solcher Ausdehnung, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Niagara, kein anderer Katarakt des Erdballs aufzuweisen haben dürfte. Klippe über Klippe ragt aus der wilden Wallung hervor und erhöht durch die Brandung der Wogen, die sich an ihr brechen, die Reize des imposanten Schauspiels. Bald sind es schroffe, thurmartige Felswände, bald runde, langgezogene Riffe, bald schwarze, halb verwitterte, mit düstern Tannen oder blendenden Birken gekrönte Granitschollen, die im bunten chaotischen Wechsel aus dem Schaume der zerstäubenden Fluten emportauchen. An den Ufern des Flusses, in der Nähe des Katarakts, findet man eine Menge durch den Wogenschlag ganz eigenthümlich abgerundeter Kiesel, die unter dem Namen der Imatrasteine bekannt sind.

Imandrasee, ein zwölf Meilen langer, drei Meilen breiter, die meiste Zeit des Jahres mit Eis bedeckter See, im hohen Norden Rußlands, im Gouvernement Archangelsk, der zur Sommerszeit von herumschweifenden Lappen des Fischfangs wegen besucht wird und an dessen über 30 M. weitem Küstenringe überhaupt nur fünf stationaire Ansiedelungen anzutreffen sind. Die Straße von Kem, in der Kemi-Lappmark, nach Kola am nördlichen Eismeer führt quer über den See und berührt allein vier von jenen erwähnten Stationen. Durch einen fortlaufenden Fluß- und Seenzug steht der Imandra mit der Kandalaskajischen Bai, dem äußersten Nordwestgolfe des Weißen Meers, in Verbindung.

Imäus ist der Name der Alten für Himalaja (s. d.)

Imbert (Barthélemy), einer der vorzüglichsten franz. Fabeldichter, geb. 1747 zu Nismes, widmete sich nach freier Wahl fast ausschließend den schönen Wissenschaften und machte sich durch sein „Jugement de Paris" (Amst. und Par. 1772) zuerst als Dichter vortheilhaft bekannt. Wenn er in der Folge auch nicht alle Erwartungen, welche durch dieses erste Auftreten angeregt wurden, erfüllte, so sichern seine anmuthigen Fabeln doch seinen Ruf. Eine Auswahl derselben enthalten seine „Oeuvres poétiques" (2 Bde., Haag 1777, 12.). Sein Lustspiel „Le jaloux sans amour" erhielt sich sehr lange auf der Bühne. Auch versuchte er sich auf dem Gebiete des Romans, jedoch mit geringerm Erfolg. Er starb zu Paris am 23. Aug. 1790.

Imitation, s. Nachahmung.

Immanent, im Gegensatze zu dem Transeunten oder Transscendenten (s. d.), heißt alles Das, was innerhalb einer Sache oder eines Begriffs bleibt und nicht über sie hinausgeht. Die Philosophie bedient sich daher dieses Ausdrucks in mehr als einer Beziehung. Man unterscheidet z. B. äußere transeunte Ursachen von innern, immanenten, d. h. solchen, die, wie bei der Selbstbestimmung, in dem sich verändernden Dinge selbst liegen. So nannte Spinoza Gott die immanente Ursache der Welt, um dadurch zu bezeichnen, daß Gott dem Sein nach nicht von der Welt verschieden ist, eine Form der Bezeichnung, welche sich auch die spätern pantheistischen Systeme angeeignet haben. Kant sprach von einem immanenten Vernunftgebrauche, d. h. bei ihm einem solchen, der sich auf die Grenzen der gegebenen Erscheinungswelt beschränkt, im Gegensatze zu dem transscendenten, d. h. dem diese Grenze überschreitenden. Ebenso spricht man von einer immanenten Methode, d. h. einer solchen, welche sich durch den Gegenstand der Untersuchung selbst bestimmen läßt, immanenter Entwickelung einer Wissenschaft, einem immanenten, d. h. nicht äußerlichen, in den Gegenstand selbst vertieften, Wissen. Der Mystiker, der sich in das Wesen Gottes hinein versetzen zu können glaubt, würde von einer Immanenz seines eigenen Ich in Gott sprechen können.

Immediatstände heißen im Allgemeinen solche Stände, welche den Vorzug genießen, nur vor der höchsten Landesbehörde Recht nehmen zu dürfen, insbesondere aber die nach der ehemaligen deutschen Reichsverfassung unmittelbar unter Kaiser und Reich stehenden und keiner dazwischentretenden Territorialhoheit untergebenen geistlichen und weltlichen Stände. Alle Mitglieder deutscher altfürstlicher Familien und ebenso auch gewisse geistliche und weltliche Corporationen, wie die Reichsstifter und die Reichsritterschaft, besa-

ßen als Reichsstände das Prärogativ der Reichsunmittelbarkeit, neuernannte Reichsfürsten und Reichsgrafen aber nur, wenn sie zugleich Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielten und somit zu wirklichen Reichsständen erhoben wurden. Mit Aufhebung des Deutschen Reichsverbands im J. 1806 wurden die meisten jener Immediatstände mediatisirt, d. h. der Hoheit der souverain gewordenen bedeutendern ehemaligen Reichsstände untergeben, und nur gewisse secundaire Vorrechte blieben ihnen nachmals durch die deutsche Bundesacte zugesichert.

Immen, s. Bienen.

Immermann (Karl Lebr.), ein bekannter dramatischer Dichter und Romanschriftsteller, geb. am 24. Apr. 1796 zu Magdeburg, wo sein Vater, ein gewissenhaft strenger Mann aus der altpreuß. Schule, als Kreis- und Domainenrath lebte. Zu der ernsten und strengen Lebensrichtung, welche er der väterlichen Erziehung verdankte, gesellte sich indeß früh als heilsamer Gegensatz die Neigung zur Poesie und eigenen dichterischen Versuchen. Von seinem Vater zum Juristen bestimmt, erhielt er auf dem Gymnasium zu Magdeburg seine akademische Vorbildung. Seine auf der Universität zu Halle im J. 1813 begonnenen Studien unterbrach er, indem er in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger trat. Ein heftiges Nervenfieber gestattete ihm jedoch nur den Feldzug von 1815 mitzumachen. Nach Halle zurückgekehrt, kämpfte er mit Muth und Entschlossenheit gegen eine gutgemeinte, aber unpraktische Richtung unter den Studenten, namentlich in der Schrift „Über die Streitigkeiten der Studirenden in Halle" (Lpz. 1817), die bei dem Wartburgsfeste mitverbrannt wurde. Bald darauf trat er als Referendar in Magdeburg in den Staatsdienst, wurde 1823 Auditeur in Münster und 1827 Landgerichtsrath in Düsseldorf. Hier übernahm er im uneigennützigsten Sinne die Verwaltung des Theaters, welches er zu einer deutschen Musteranstalt zu erheben gedachte. In der That gelang es ihm, aus zum Theil schwachen Kräften ein vorzüglich geschultes Ensemble zu bilden; dennoch scheiterte das Unternehmen, das auf ein naiv empfängliches oder wenigstens poetischen Intentionen geneigtes Publicum berechnet war, und nicht ohne eigene Verluste trat J. von der Bühnenverwaltung in seine amtliche Stellung zurück. Beschäftigt mit der Abfassung seiner „Memorabilien" (Bd. 1, Hamb. 1840) starb er an den Folgen eines plötzlich eingetretenen Schlagflusses am 25. Aug. 1840. Im Anfange und in der Mitte seiner literarischen Laufbahn machte sich J. besonders durch seine dramatischen Dichtungen einen Namen. In seinen Trauerspielen lassen sich die tiefen Studien, die er den dramatischen Dichtungen Shakspeare's gewidmet, nicht verkennen. Groß in der Anlage, bedeutsam in der Charakteristik, tief in der Gedankenentwickelung, haben sie etwas Herbes und Schroffes und entbehren einer eigentlich humoristischen Auffassung und des süßen Zaubers der Lyrik, die er in seinen dramatischen Dichtungen, um diese von allen fremdartigen Elementen freizuhalten, möglichst vermied. Seinen Lustspielen fehlt es nicht an sinnreichen Wendungen, doch sind im Allgemeinen seine dramatischen Dichtungen, die in der deutschen Literatur einen ehrenvollen Platz einnehmen, mehr für die Lectüre als für die theatralische Wirkung berechnet. Nacheinander erschienen „Die Prinzen von Syrakus", ein Lustspiel (1821); die drei Trauerspiele „Das Thal von Ronceval", „Edwin" und „Petrarca" (1822); „König Periander", ein Trauerspiel (1823); „Ein ganz schön Trauerspiel von Pater Brey, dem falschen Propheten" (1823), veranlaßt durch Pustkuchen's „Wanderjahre"; das schöne Lustspiel „Das Auge der Liebe" (1824); die Tragödie „Cardenio und Celinde" (1826); das dramatische Gedicht „Trauerspiel in Tirol"; das Trauerspiel „Kaiser Friedrich II."; die Lustspiele „Die Verkleidungen" (1828) und „Die Schule der Frommen" (1829); die Trilogie „Alexis" (1832) und die tiefsinnige Mythe „Merlin" (1832), seine beiden großartigsten dramatischen Dichtungen und das Trauerspiel „Ghismonda oder die Opfer des Schweigens" (1839). Gleichzeitig ließ er den Halbroman „Das Papierfenster eines Eremiten" (1822), „Miscellen" (Stuttg. 1830) und das „Reisejournal" (Düsseld. 1833—35) erscheinen. Selbst im Lyrischen, das ihm ferner lag, versuchte er sich in seinen „Gedichten" (Hamm 1825) und der neuen Folge seiner „Gedichte" (Stuttg. 1830); und sein lieblich drolliges Märchen „Tulifäntchen" (Münst. 1830) verdient weit mehr Anerkennung als es gefunden zu haben scheint. In eine unerquickliche und unersprießliche

Fehde mit dem Grafen Plater verwickelt, schrieb er den „Im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavalier" (Hamb. 1829). Seine mannhafte ernste Gesinnung läßt sich am besten aus dem von E. Schenk herausgegebenen „Briefwechsel Mich. Beer's" (Lpz. 1837) erkennen. Eine hohe Stellung nimmt J. als Romanschriftsteller ein durch seine „Epigramme" (2 Bde., Düsseld. 1836), die freilich sehr in der Nachwirkung des Goethe'schen „Wilhelm Meister" befangen und trotz einzelner Vortrefflichkeiten keine ganze Composition sind, namentlich aber durch seinen komischen, jedoch auch an ernsten Partien und meisterhaften Schilderungen aus dem westfäl. Dorfleben reichen Romane „Münchhausen" (4 Bde., Düsseld. 1838—39; 2. Aufl., 1841). In sorgfältiger Auswahl erschienen seine „Gesammelten Schriften" (14 Bde., Düsseld. 1834—43).

Immobil heißt der Theil eines Heers, welcher nicht auf dem Feldetat steht und daher nicht zum Fechten gegen den Feind bestimmt ist.

Immobilien nennt man im Gegensatze von den Mobilien (s. d.) alles unbewegliche äußere Besitzthum, mit Inbegriff der Foderungen und Rechte, das nicht fortgeschafft werden kann (res soli), weil es in einem Theile des Bodens selbst besteht oder doch mit dem Boden so verbunden ist, daß es, ohne seinen Charakter im Ganzen zu verlieren, sich nicht von ihm trennen läßt, z. B. ein Gebäude. Das Immobiliarvermögen gewährt dieser Unbeweglichkeit wegen und weil die damit vorgehenden Veränderungen meist sogleich in die Augen fallen, in verschiedener Hinsicht eine größere Sicherheit als das Mobiliarvermögen, die noch dadurch erhöht wird, daß Veräußerungen und Verpfändungen nur unter gerichtlicher Autorität vorgenommen werden können. Auch gewährt der Immobiliarbesitz manche Vortheile, z. B. Befreiung von Cautionen im Proceß. Übrigens sind durch positive Gesetze manche an sich bewegliche Gegenstände den Immobilien gleichgestellt worden, z. B. Schiffe, große Bibliotheken, Waarenlager, hypothekarische Foderungen und Realgerechtsame, auch Staatsrenten, welche im Staatsschuldbuche als unveräußerlich eingetragen stehen.

Immunität, abgeleitet vom lat. immunis, d. h. frei von Verpflichtungen gegen den Staat, nennt man die Befreiung namentlich von Abgaben (s. Steuern) und Kriegsdiensten und dann die gewissen privilegirten Ständen in bestimmten Fällen zustehende Befreiung von den allen Staatsbürgern auferlegten Verpflichtungen, insbesondere die Befreiung der Geistlichkeit (immunitas ecclesiastica) von dinglichen und persönlichen Diensten und deren Exemtion von dem gewöhnlichen Gerichtsstande. (S. Exemtionen.)

Imöla, eine Stadt in der vormaligen Romagna, jetzt zur Delegation Ravenna gehörig, im Kirchenstaate, an der Straße von Bologna nach Faenza, auf einer kleinen vom Santerno gebildeten Insel, in höchst reizenden Umgebungen, soll das vom Dictator Sulla erbaute Forum Cornelii der Römer sein, ist gegenwärtig noch mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben und der Sitz eines Bischofs und hat gegen 8000 E., ein altes Schloß und mehre ansehnliche Kirchen, darunter die im modernen Geschmack restaurirte Kathedrale und die Kirchen der Dominicaner und der Brüderschaft von San-Carlo. Ein hauptsächlicher Nahrungszweig der Bewohner ist der Weinbau. Der hier bereitete Weinstein kommt unter dem Namen Tartaro di Bologna in den Handel.

Imöla (Innocenzo da), eigentlich Innocenzo Francucci aus Imola, geb. um 1494, erlernte die Malerei bei Franc. Francia, dann in Florenz bei Mariotto Albertinelli und wurde in der Folge einer der eifrigsten Nachahmer Rafael's, sodaß er sogar einzelne Rafael'sche Figuren und Partien geradezu in seine Gemälde aufnahm. Seine Composition ist meist ziemlich einfach und unbedeutend, auch sein Colorit nicht ohne Härte, dagegen läßt sich in dem oft schönen und kräftigen Ausdruck der Köpfe die Anmuth des Francia erkennen. Seine Hauptwerke sind Fresken zu San-Michele in Bosco zu Bologna und einige Altarblätter in der dortigen Pinakothek. Er lebte meist in Bologna und starb um 1550.

Impanation wurde im 12. Jahrh. die Meinung Derer genannt, welche, wie Rupertus Duitiensis, Abt zu Deutz, und Johann von Paris, den Zusammenhang des Leibes Christi mit dem Brote im Abendmahle, im Gegensatz zu der substantiellen Verwandlung, nur als ein unsichtbares Hinzutreten der Leiblichkeit Christi zu dem in Gestalt und Wesen

unveränderten Brote sich dachten, nach Ähnlichkeit der Menschwerdung gleichsam eine Brotwerdung des Leibes. Luther wurde von den Katholiken derselben Annahme beschuldigt.

Imperativ (lat.), eigentlich die befehlende Art, heißt in der Grammatik diejenige Form des Zeitworts, durch welche das Verlangen des Redenden, die Handlung verwirklicht zu sehen, also ein Befehl, ein Gebot, eine Foderung oder Bitte direct ausgedrückt wird. Daher können einige Zeitwörter vermöge ihrer Bedeutung diese Form nicht annehmen, wie „sollen", „müssen", „dürfen", „können" und „wollen". Am vollständigsten sind die Formen des Imperativs in der griech., lat. und zum Theil in den slawischen Sprachen ausgeprägt. (S. auch Kategorischer Imperativ.)

Imperator hieß bei den Römern im weitern Sinne jeder Magistratus, der Imperium (s. d.) hatte, besonders wenn er den Oberbefehl im Felde führte. In einem engern Sinne wurde das Wort gebraucht, wenn das Heer auf der Wahlstatt den siegreichen Feldherrn feierlich als Imperator ausrief; er galt dann, vom Senate bestätigt, als Ehrenname, der dem Namen des Feldherrn nachgesetzt, aber nach dem Triumph, der gewöhnlich darauf erfolgte, wieder abgelegt wurde. In anderer Weise erhielt Julius Cäsar nach seiner Rückkehr aus dem span. Kriege im J. 45 v. Chr. vom Senat auf Lebenszeit den Titel Imperator; er wurde als Pränomen seinem Namen vorangestellt, um die ihm auf Lebenszeit zuerkannte höchste militairische Gewalt zu bezeichnen. Ebenso und in derselben Bedeutung ließ sich Octavianus nach der Schlacht bei Actium im J. 29 v. Chr. den Titel vom Senat ertheilen, und so führten ihn auch die folgenden Kaiser. Daher kam es, daß mit dem Worte Imperator auch der Kaiser überhaupt, dessen Vorrang vor allen Bürgern eigentlich das Wort Princeps ausdrückte, bezeichnet wurde.

Imperfectum (lat.) ist in der Grammatik der Name für eine am Zeitworte ausgedrückte Form der Vergangenheit. Die letztere überhaupt, Präteritum (s. d.) genannt, kann entweder als absolute oder als relative, d. h. mit oder ohne Beziehung auf andere Handlungen und Zustände gedacht werden. Die beziehungslose Vergangenheit wird eigentlich durch das Perfectum bezeichnet, z. B. „er hat geschrieben", die bezügliche durch das Imperfectum und Plusquamperfectum, z. B. „er schrieb, als ich eintrat"; „er hatte geschrieben, als ich eintrat". In beiden Sätzen beziehen sich zwar vergangene Handlungen aufeinander; in dem ersten aber werden beide Handlungen in Beziehung aufeinander als gleichzeitig, in dem zweiten als ungleichzeitig, die eine als die früher, die andere als die später vergangene gesetzt. Somit würde das Imperfectum diejenige Zeit der Vergangenheit ausdrücken, welche eine vollendete Handlung in Beziehung auf eine andere mit dem Nebenbegriffe der Gegenwart anzeigt, weshalb es von Einigen auch Präsens der Vergangenheit genannt wird. Daraus erhellt zugleich, warum im Deutschen das Imperfectum überhaupt auch als erzählendes Tempus gebraucht wird; denn wenn man sagt: „Homer lebte im 9. Jahrh. v. Chr.", so heißt dies, Homer lebte damals, als das 9. Jahrh. war, in welches man sich, indem man so spricht, versetzt. Die beiden gebildetsten Sprachen des Alterthums, die griechische und lateinische, haben die Zeitformen der Vergangenheit auch hierin genau unterschieden und erstere den Aorist (s. d.), letztere in demselben Sinne das Perfectum als das eigentlich erzählende oder referirende, beide aber das Imperfectum als das schildernde oder darstellende Tempus gebraucht.

Imperial ist die Benennung einer russ. Goldmünze im Werthe von zehn Rubeln, die seit der Regierung der Kaiserin Elisabeth geprägt wurde. Man unterschied sonst alte und neue Imperial nach dem Feingehalt des Goldes; erstere hatten den Werth von 12½ Thlr., letztere dagegen galten nur zehn Thlr. Conv.-Münze. Auch halbe Imperial zu fünf Rubel wurden ausgemünzt. — Nicht zu verwechseln mit dem russ. Imperial ist der Kaiserdukaten der ehemaligen östr. Niederlande, den man zuweilen auch Imperial nannte und der den Werth von vier Thlr. Conv.-Münze hat.

Imperium hieß die den röm. Königen, dann in der Republik den höhern Magistraten, namentlich den Consuln und Prätoren, vom Volke durch eine lex curiata (s. Comitien) übertragene, höchste befehlende und ausführende Gewalt; unterschieden von dem Worte potestas, welches die Macht, welche jedem Magistratus seinem Amte gemäß zukommt, bedeutet. Das Imperium, dessen wesentliches Zeichen die Lictoren waren, war mit

dem Recht zur Anstellung der höhern Auspicien verbunden und zeigte sich vornehmlich in der Ausübung der höchsten militairischen und richterlichen Gewalt. In Hinsicht auf die erstere (imperium militare) erhielten in den spätern Zeiten der röm. Republik zum Behuf der Kriegführung Consuln und Prätoren nach Niederlegung ihres Amtes das Imperium prorogirt oder verlängert, als Proconsuln und Proprätoren, und theils daher, theils weil die Statthalter in den Provinzen Imperium hatten, wurde das Wort auch im Gegensatz gegen Magistratus gebraucht. Die Juristen der röm. Kaiserzeit unterschieden das aus der Feldherrngewalt abgeleitete imperium merum, d. i. das reine Imperium, auch gladii potestas genannt, die Criminalgewalt über Leben und Tod, welche der Kaiser den Provinzstatthaltern und den Präfecten der Stadt und des Prätoriums überträgt, und das imperium mixtum, das sich auf die Civiljurisdiction beziehende, welches namentlich die Befugniß des Magistrats zum außerordentlichen Rechtsverfahren durch Cognition und Decret enthält.

Impfen, s. Kuhpockenimpfung und Pfropfen.

Imponderabilien oder unwägbare Stoffe nennt man in der Physik die unbekannten Ursachen, welche den Erscheinungen des Lichts (s. d.), der Wärme (s. d.), der Elektricität (s. d.) und des Magnetismus (s. d.) zum Grunde liegen. Man hat nämlich bis auf die neueste Zeit diese Erscheinungen nicht anders zu erklären gewußt, als daß man für jede Classe derselben die Existenz einer oder, wie bei Elektricität und Magnetismus, gar zweier polar entgegengesetzter sehr feiner, weder durch die Sinne unmittelbar wahrnehmbarer, noch durch das Gewicht bestimmbarer, Materien annahm, durch deren Bewegung oder Ruhe, Mangel oder Überfluß u. s. w. unter verschiedenen äußern Bedingungen jene Erscheinungen hervorgebracht würden. Indeß haben Euler und Fresnel zuerst beim Lichte gezeigt, daß dessen Erscheinungen auch ohne Annahme einer besondern Lichtsubstanz sich durch schnelle schwingende Bewegungen der Molecule erklären lassen, und Gleiches wird auch von den übrigen Imponderabilien immer wahrscheinlicher.

Impost nennt man eine Auflage auf das Erzeugen, Verbrauchen und Einbringen von Salz, Getränke, Getreide u. s. w., also eine indirecte Abgabe, deren Object Alles sein kann, was im Verkehr ist. Eine bestimmtere Bedeutung bekommt das Wort dann, wenn man damit einzelne in einem Lande eingeführte, neben der Steuer auf gewissen Waaren lastende Abgaben bezeichnet, wie es denn sonst Impost und Tranksteuer von Wein und Bier nebeneinander gab, die sich nicht nur durch die verschiedene Zeit der Einführung, sondern auch durch die Erhebungsweise voneinander unterschieden.

Impotenz oder das Unvermögen, den Act der Begattung auszuüben, ist wohl zu unterscheiden von der Unfruchtbarkeit (s. d.) oder der Unfähigkeit, zu zeugen, zu befruchten oder befruchtet zu werden. Die Impotenz kommt bei beiden Geschlechtern, weit häufiger jedoch bei dem männlichen als bei dem weiblichen, vor. Sie kann angeboren oder erworben, beständig vorhanden oder nur momentan, heilbar oder unheilbar sein. Die hauptsächlichsten Ursachen der Impotenz sind gänzlicher Mangel oder fehlerhafter Bau der zur Begattung und Zeugung nöthigen Geschlechtsorgane, sowie Krankheiten derselben, besonders aber allgemeine und örtliche Erschöpfung in Folge zu frühen und unmäßigen Geschlechtsgenusses oder unnatürlicher Ausschweifungen, schwerer Krankheiten, mit Gehirnerschütterung verbundener Verwundungen des Hinterkopfs, hohen Alters, gemüthlicher Zustände, die das Verlangen der physischen Liebe zum Schweigen bringen, wie z. B. Abneigung, Widerwille oder auch Mangel an Vertrauen zu sich, in seltenen Fällen selbst eine mit scheuer Ehrfurcht gepaarte oder zu glühende, schwärmerische Liebe. Anlangend die Behandlung der Impotenz, die meist nur als symptomatische Erscheinung gelten kann, ist die Heilung der sie bedingenden Grundkrankheit, die Entfernung der diese veranlassenden und unterhaltenden Ursachen die Hauptaufgabe. Sind diese durch diätetische, arzneiliche, operative oder psychische Einwirkungen absolut oder wegen besonderer Umstände nicht zu beseitigen, so ist auch die Impotenz unheilbar. In Fällen, wo Kraftvergeudung und dadurch herbeigeführter Kraftmangel sie verursacht, hat man die Thätigkeit und Kraftäußerung der betreffenden Organe meist vergebens wieder hervorzurufen gesucht durch sogenannte Liebestränke (s. d.), von denen einige so heftig einwirken, daß schon mancher

lüsterne Greis oder abgelebte Wüstling mitten unter den auf solche Art erzwungenen Genüssen den Tod gefunden hat. Dauert bei allgemeiner oder örtlicher Schwäche trotz des erloschenen Vermögens dennoch der Trieb fort, oder gilt es die Wiederbelebung beider, so sind in ersterm Falle Zügelung der verderbten Einbildungskraft, lange Enthaltsamkeit und eine kräftige, nahrhafte Diät, in letzterm allerdings noch verzweifelterm Falle eine gleiche Diät und manche Arzneien Dasjenige, was noch einige, aber immer schwache Hoffnung eines glücklichen Erfolgs gestattet.

Imprägnation, so viel als Durchdringung, wird besonders von gewissen auf der Grenze der mechanischen und chemischen Vorgänge stehenden Erscheinungen gebraucht, und in den meisten Fällen bedient man sich dafür bezeichnender und richtiger des Wortes Absorption. So werden z. B. poröse Körper, wie Wolle u. s. w., von Fettigkeiten imprägnirt, und Flüssigkeiten von Salzen, die sich darin auflösen, oder von Gasarten. Auch von Riech- und Ansteckungsstoffen, welche gewisse poröse Körper, besonders animalischen Ursprungs, durchdringen und diesen fest anhaften, braucht man den Ausdruck Imprägnation.

Impromptu, von dem lat. in promptu, im Deutschen Stegreifwitz, nennt man eine unvorbereitete sinnreiche, den Bedingungen des Augenblicks angemessene Äußerung in Prosa oder in Versen, bestehe sie nun in einem einzelnen Witzworte (bon mot) oder in einer zusammenhängenden, abgerundeten Darstellung. Am effectvollsten ist das Impromptu, wenn es entweder einzelnen Individuen gegenüber, als schnelle Entgegnung (riposte), oder der ganzen Gegenwart gegenüber mit treffenden Beziehungen auf allgemein bekannte Verhältnisse hervortritt. Veranlassung zu Impromptu's letzter Art geben besonders die Tribune und die Bühne; auf beiden zeichnen sich die Franzosen darin vorzüglich aus. Von deutschen Komikern verdanken namentlich Nestroy und Scholz in Wien und F. Beckmann (s. d.) in Berlin denselben großentheils ihre Beliebtheit. Die deutsche Literatur hat, ohne den Reichthum der franz. an Stegreifgedichtchen zu besitzen, doch in Dem, was von den sogenannten Spruchsprechern auf uns gekommen, Meisterhaftes aufzuweisen. Zahlreiche gute ältere Schlag- und Witzworte enthalten auch Zinckgref's „Deutsche Apophthegmata".

Improvisatoren (improvisatori) heißen in Italien Dichter, die aus dem Stegreif (ex improviso) jedes aufgegebene Thema sogleich dichterisch ausführen, ihre Verse declamiren oder unter Begleitung eines Instruments absingen. Bei Völkern von lebhafter und fruchtbarer Phantasie ist die Gabe des Improvisirens, besonders durch Musik angeregt, oft allgemein, z. B. bei vielen Negerstämmen und unter den Arabern. Eine Idee von den Improvisationen der letztern geben die von Rückert frei nachgebildeten „Makamen" des Harîrî (s. d.). War, wie aus mehren Stellen der Alten zu schließen, Griechenland die Heimat der Improvisatoren des Alterthums, so wurde dies für das neuere Europa, etwa Valencia und Minorca ausgenommen, vom 12. Jahrh. ab ausschließend Italien, wo Petrarca die Sitte der improvisirenden Dichter, den Gesang mit der Laute zu begleiten, eingeführt zu haben scheint. Das lebhafteste Interesse für die improvisirte Poesie und zwar in lat. Sprache, herrschte an den Höfen von Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Als besonders ausgezeichnete Improvisatoren werden gerühmt Serafino d'Aquila, geb. 1466 in Aquila, gest. in Rom 1500, der selbst mit Petrarca an Ruhm wetteiferte; Bernardo Accolti, l'unico Aretino zubenannt, gest. 1534; der florentin. Cristoforo, Altissimo genannt; ferner Nic. Leoniceno, Mario Filalfo, Pamfilo Sassi, Ippolito von Ferrara, Batt. Strozzi, Pero, Nic. Franciotti, Cesare da Fano, Cristoforo Sordi, Aurelio und Rafaello Brandolini, welche drei letztere blind waren. Als die griech. Gelehrten, welche zu Anfange des 16. Jahrh. von Konstantinopel nach Italien geflüchtet, daselbst mit dem Geschmack an ihrer Sprache und Literatur auch ihre Gebräuche verbreiteten, führte man die Symposien ein, bei denen die Freuden der Tafel durch die des Geistes erhöht wurden. Leo X. liebte sie sehr, und unter den um seiner Tafel versammelten Gelehrten zeichnete sich besonders Andr. Marone, geb. 1474, gest. 1527, als Improvisator aus. Hadrian VI., der die Dichter als eine Art Abgötter ansah, vertrieb ihn zwar vom Vatican, wo Leo ihm eine Wohnung angewiesen; doch Clemens VII. rief ihn wieder zurück. Querno, ein anderer Improvisator, war bei Leo X. eine Art von Hofnarr und wurde spottweise der Erzpoet genannt. Nach Leo's Tode fingen auch die Improvisatoren

an, statt in lat. Sprache in der lingua volgare zu improvisiren. Großen Ruf erlangte Silvio Antoniano, 1540 zu Rom in niederm Stande geboren, durch seine Talente aber zur Würde eines Cardinals erhoben, ein gelehrter Kenner der alten Sprachen und in allen Wissenschaften wohl bewandert, der wegen seines Talents zu improvisiren den Beinamen Poetino erhielt. Einer der berühmtesten Improvisatoren aber war der Ritter Perfetti, geb. 1680 zu Siena, gest. zu Rom 1747, von dessen improvisirten Gedichten 1748 zwei Bände erschienen. Unter Benedict XIV. wurde er auf dem Capitol als Dichter gekrönt, welcher Ehre bis dahin nur Petrarca und Tasso würdig erachtet worden waren; später verlieh man ihm sogar das röm. Bürgerrecht und fügte seinem Wappen die Lorberkrone bei. Auch Metastasio (s. d.) zeigte von früher Jugend an ein seltenes Improvisationstalent, dessen Ausübung er jedoch aus Rücksichten auf seine Gesundheit unterlassen mußte. Andere berühmte ital. Improvisatoren waren Zucco, der 1764 zu Verona starb und an dem Abbate Lorenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ; der Advocat Bernardi in Rom, Ludov. Serio und Ludov. Rossi, die Beide 1799 in Neapel hingerichtet wurden; ferner Francesco Gianni, geb. 1760, der wegen seines glühenden Republikanismus von den Russen in Cattaro eingesperrt, nach seiner Befreiung aber, im J. 1800, von Bonaparte mit einer Pension von 6000 Francs beschenkt wurde, und Tommaso Sgricci, geb. zu Arezzo 1798, gest. zu Florenz am 23. Aug. 1836, der von dem Großherzog von Toscana für seine Improvisation auf den Tod der Maria Stuart 2000 Francs und eine Pension von 2400 Francs erhielt, und dessen zu Turin improvisirtes Trauerspiel „Hector" der Stenograph Delpino (Tur. 1823) im Druck erscheinen ließ; Ciccioni, der zu Rom 1829 eine ganze Epopöe improvisirte, und der auch in Deutschland durch seine Reisen bekannt gewordene Bindocci aus Siena. Unter den mit Improvisationstalent begabten Frauen sind aus früherer Zeit Cäcilia Micheli von Venedig, Giovanna da' Santi und die Barbara von Correggio berühmt. Keine jedoch wurde mehr gefeiert als Maddalena Moralli Fernandez, aus Pistoja, in der Akademie der Arkadier Corilla Olimpica genannt. Vom Kaiser Franz I. nach Wien berufen und daselbst vielfach ausgezeichnet, dann 1776 öffentlich in Rom gekrönt und von dem röm. Senate zu einer Nobile cittadina ernannt, lebte sie später in Florenz, wo sie 1800 starb. Nächstdem sind noch als Improvisatricen zu erwähnen Teresa Bandettini, geb. zu Lucca um 1756, Fortunata Sulgher-Fantastici aus Livorno, Rosa Taddei, geb. zu Rom 1801, besonders aber Mazzei, geb. Lanti, welche an Ergiebigkeit der Phantasie, Reichthum und Reinheit des Ausdrucks, wie im Wohlklange und in Regelmäßigkeit der Verse Alle überragt. Von jeher aber erschienen die gedruckten Werke der bewundertsten Improvisatoren nicht über dem Mittelmäßigen; Perfetti war deswegen klug genug, bei seinem Leben nicht zuzugeben, daß etwas von ihm gedruckt werde. Auffallend ist es, daß die meisten Improvisatoren in Toscana oder Venedig, namentlich in Siena und Verona, geboren sind, und daß dieses Talent sich bis auf die Gegenwart an diesen Orten fortgepflanzt hat. — In Deutschland, wo Volkscharakter und Sprachform der Improvisation nicht günstig sind, findet sich fast nur in Steiermark und Tirol einiges Talent für die Stegreifdichtung. Unter den Wenigen, die damit öffentlich auftraten, ist als der vorzüglichste hervorzuheben O. L. B. Wolff aus Altona, gegenwärtig Professor in Jena, der bei seinem ersten Auftreten im J. 1825 vieles Aufsehen erregte, jetzt aber diese Öffentlichkeit aufgegeben hat; ferner sind zu nennen M Langenschwarz, der es sogar wagte, mit ital. und franz. Improvisatoren Wettkämpfe einzugehen; K. Richter; Frau Karoline Leonhardt-Lyser und Ed. Beermann. — In Frankreich versuchte sich seit 1824 in der Improvisation Eugène de Pradel, dem besonders kleine Gedichte, namentlich die sogenannten bouts rimés trefflich gelangen, und in Holland Willem de Clercq, geb. zu Amsterdam 1793, der jedoch nie öffentlich auftrat.

Imputiren, soviel als zurechnen. (S. Zurechnung.)

Inachus, einer der ältesten Heroen der Cultur, der Sohn des Oceanus und der Tethys, der Vater des Phoroneus und Agialeus, nach Einigen auch der Jo (s. d.), war der Stammvater des ältesten Königsgeschlechts von Argos, welches 382 Jahre, bis 1511 oder 1474 v. Chr. blühte. Sein Mythus verschmilzt häufig mit dem des gleichnamigen Flusses. Als einst Poseidon und Here über den Besitz von Argos stritten und J., hierbei zum Schieds-

richter gewählt, es der Here zusprach, gerieth Poseidon darüber in Zorn und suchte das Land mit Dürre heim. Wahrscheinlich betrifft dieser Mythus eine der ältesten Ansiedelungen am Flusse Inachus.

Inauguraldisputation, s. Disputation.

Inauguration bedeutet die feierliche Einweihung einer Person zu einem Amte, eines Ortes zu einem bestimmten Zwecke und dergleichen, besonders durch Vornahme religiöser Handlungen. Sie wurde bei den Römern von den Augurn (s. d.) durch Befragung der Augurien, die den göttlichen Willen offenbarten, vorgenommen und fand bei den Königen statt, um ihnen, nachdem sie vom Volke erwählt waren, die religiöse Sanction für das oberste priesterliche Amt, das sie hatten, zu gewähren; in der republikanischen Zeit blieb sie bei mehren Gattungen von Priestern bestehen, für die Magistrate fiel sie weg.

Incarnat, wahrscheinlich eine Abkürzung der lat. Worte in granatis, heißt die hochrothe, keineswegs aber fleischfarbene Farbe, obschon dies eine sehr gewöhnliche Annahme ist, und Incarnatin nennen die Engländer die etwas blässere Farbe als Incarnat. Auch pflegt man wol das tiefe Erröthen des Antlitzes bei Affecten der Leidenschaft, der Scham u. s. w. Incarnat zu nennen; misbräuchlich wird der Ausdruck sogar statt Carnation (s. d.) angewendet.

Incest, s. Blutschande.

Inchbald (Elisabeth), engl. Schauspielerin und Dichterin, geb. 1756, entfernte sich früh aus dem Hause ihres Vaters, des Pachters Simson in der Grafschaft Suffolk, um in London die Bühne zu betreten, heirathete hier den Schauspieler J., den sie aber auf einer Reise im südlichen Frankreich durch den Tod verlor. Hierauf kehrte sie nach London zurück und spielte bis 1789 in Coventgarden, wo ihre Schönheit und ihre Talente ihr großen Ruf erwarben. Nach ihrem Abgange von der Bühne schrieb sie mehre Lust- und Schauspiele, von denen einige noch jetzt auf dem Repertoir sind. Außerdem lieferte sie eine Sammlung beliebter Theaterstücke verschiedener Verfasser mit biographischen und kritischen Zugaben „The british theatre" (35 Bde., Lond. 1806—9); eine „Collection of farces" (7 Bde., Lond. 1809) und „The modern theatre" (10 Bde., Lond. 1811). Unbedeutend sind ihre Romane „The simple story" (3 Bde., Lond. 1791), und „Nature and art" (3 Bde., Lond. 1796). Sie starb am 1. Aug. 1821 zu Kensington bei London.

Inclination, d. i. Neigung, bezeichnet als Ausdruck für einen psychischen Zustand so viel als Zuneigung oder Anhänglichkeit. In der Mathematik versteht man darunter die Neigung zweier Ebenen gegeneinander, oder einer Linie gegen eine Ebene. Die Astronomie bedient sich dieses Wortes, noch häufiger aber des deutschen Wortes Neigung für die Winkel, welche die Planeten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn machen. In einem andern Sinne gebraucht man Inclination und Inclinatorium in der Physik von der Magnetnadel (s. d.). — Incliniren heißt ein Geschütz oder Gewehr so richten, daß die Mittellinie der Seele sich vorn nach dem Horizont zuneigt.

Incognito reisen, d. h. so viel als unbekannt reisen, wird von fürstlichen Personen gesagt, welche, um manches lästigen Ceremoniells überhoben zu sein und unnöthigen Aufwand zu vermeiden, auf größern Reisen die äußern Zeichen ihres Ranges ablegen und sich gewöhnlich einen gräflichen Namen beilegen. So reiste der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gewöhnlich incognito als Graf von Ruppin.

Incölat, s. Indigenat.

Incommensurabel heißen zwei gleichartige Größen, welche kein, auch noch so kleines, gemeinschaftliches Maß haben, wie dies z. B. mit den Seiten eines Quadrats und dessen Diagonale der Fall ist. Das Verhältniß zweier solcher Größen läßt sich durch ganze Zahlen nicht genau ausdrücken. Eine Zahl, die in Bezug auf die Einheit incommensurabel ist, nennt man irrational (s. d.).

Incompetenz oder Unzuständigkeit bezeichnet in der Gerichtssprache den Mangel an denjenigen Bedingungen, von welchen das Recht abhängt, eine gewisse Handlung, zumal der öffentlichen Autorität, vorzunehmen, Recht zu sprechen, Befehle zu erlassen u. s. w. (S. Competenz.) Die Einrede der Incompetenz muß vorgebracht werden, ehe man etwas thut, worin eine Anerkennung liegt.

Incomplexe Größe nennt man in der Mathematik eine solche, die aus keinen durch Addition, Subtraction u. s. w. besonders angezeigten Theilen besteht und nur durch ein bloßes Zeichen, z. B. durch a, durch x u. s. w., bezeichnet wird. Auch benennt man mit diesem Namen benannte, ganze Größen, z. B. 18 Pfd., 42 Tage u. s. w.; haben aber diese Größen noch kleinere Theile bei sich, z. B. 18 Pfd. 13 Loth, 42 Tage 11 Stunden 14 Minuten u. s. w., so nennt man sie complexe Größen.

In coena domini oder Nachtmahlsbulle, die merkwürdigste aller päpstlichen Bullen, rührt in ihrem ersten Entwurfe aus sehr früher Zeit und namentlich von Urban V., 1362—70, her; durch Pius V. wurde sie 1567 und durch Urban VIII. 1627 erneuert und abgeändert. Sie enthält die vollständige Darlegung aller Rechte der röm. und der gesammten Hierarchie und die Verwahrung derselben gegen die weltlichen Fürsten, die Kirchenversammlungen und die Laien, verbunden mit der feierlichen Excommunicirung und Verfluchung aller Ketzer. Der Anordnung Pius' V. zufolge sollte sie jährlich am Grünen Donnerstag in allen Kirchen verlesen werden, was sich aber des Widerstandes wegen, den sie nicht nur in Frankreich, wo deshalb 1568 große Unruhen ausbrachen, sondern auch in Deutschland und anderwärts fand, nur in Rom bewerkstelligen ließ, wo sie auch gegenwärtig noch verlesen werden soll. Vgl. Lebret, „Pragmatische Geschichte der Bulle in coena domini" (4 Bde., Lpz. 1769).

Increment nennen vorzugsweise die engl. Mathematiker die Veränderung, welche eine veränderliche Größe erleidet, diese Veränderung mag positiv oder negativ sein, wenn sie nur von endlicher Größe ist. Auch nennen sie das negative Increment oft Decrement. Auf dem Festlande nennt man diese Veränderungen überhaupt Differenzen (s. d.) und, wenn sie unendlich klein sind, Differentiale. (S. Differentialrechnung.)

Incubation, das Schlafen im Tempel, war im Alterthume etwas gar nicht Ungewöhnliches, da man hier in der Nähe der Götter divinatorische Träume zu erhalten glaubte, und viel erzählen die Alten von Orakeln durch Incubation, bei welcher, wie beim Somnambulismus, verschiedene anregende Einflüsse mitwirkten.

Incübus, s. Alp.

Inculpat wird im deutschen Untersuchungsprocesse bei den wichtigern Verbrechen der Angeschuldigte so lange genannt, bis auf articulirtes Verhör desselben oder die Specialinquisition erkannt ist, wo er nun den Namen Inquisit erhält. Bei leichtern Vergehungen braucht man statt Inculpat Denunciat.

Incunabeln, auch Paläotypen oder alte Drucke, ist die in Deutschland üblichste Benennung für diejenigen Bücher, welche bis zum J. 1500 gedruckt sind, und deren Zahl wol ungefähr auf 15000 anzuschlagen ist. Der Name Incunabel stammt von dem lat. Wort incunabula, d. i. Wiege und dann überhaupt Anfang oder Ursprung, daher man sie auch zuweilen Wiegendrucke nennt. Am richtigsten beschränkt man den Begriff der Incunabeln auf die angegebene Periode, weil in dieser die Technik der Buchdruckerkunst in ihren Haupttheilen vollkommen ausgebildet war. Daß Panzer sein Werk bis 1536, Maittaire das seinige noch weiter fortführte, kann gegen diese Beschränkung keinen Beweis liefern, da beide Gelehrte mehr die Geschichte der Buchdruckerkunst überhaupt als die besondere der eigentlichen Incunabeln im Auge hatten. Die Kenntniß der Incunabeln ist um so wichtiger, weil sie die zuverlässigsten Urkunden und oft die einzigen Quellen für die specielle Geschichte der Buchdruckerkunst sind. Außerdem sind viele derselben theils für die Kunstgeschichte durch die beigegebenen Decorationen mancherlei Art, theils in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig und interessant, zu welcher letztern Art vorzüglich die ersten, dem Kritiker wichtigen Ausgaben, die sogenannten editiones principes, der ältern und neuern Classiker gehören. Folgendes sind ungefähr die Hauptrücksichten, welche den Sammler bei der Auswahl unter denselben leiten: 1) Die Vorspiele und ersten Anfänge der Buchdruckerkunst überhaupt, wohin zuvörderst die xylographischen Producte und die ersten datirten wirklichen Drucke gehören, deren Reihe mit Nicolaus' V. Ablaßbriefe von 1454 beginnt, obwol das erste mit einem ganz unzweideutigen Datum versehene gedruckte Buch noch immer das Psalterium von 1457 ist. 2) Die ersten Drucke einzelner Länder und

Orte, welche in der Regel von nicht geringerer Seltenheit sind als die vorigen. 3) Die ersten in einer gewissen Sprache oder mit besondern Typenarten gedruckten Bücher. Die ältesten Drucke haben die sogenannte gothische Type, etwas später ist der Gebrauch der runden oder röm., welche in Italien bald die herrschende wurde. Einzelne griech. Worte, nur in Holz geschnitten, erschienen zuerst in Cicero „De officiis" von 1465 und im Lactantius desselben Jahres; das erste griech., mit gegossenen Lettern gedruckte Buch war Laskaris' „Griech. Grammatik", welche zu Mailand 1476 erschien. 4) Drucke aus Officinen, welche wenig geliefert haben, z. B. H. Bechtermünze zu Eltville, Adam Rot zu Rom, Arnold de Brurella zu Neapel, Kune in Memmingen, sowie aus andern thätigen Officinen gewisse Arten Bücher, z. B. Mentelin'sche Drucke von alten röm. Classikern. 5) Drucke, in denen technische Vervollkommnungen der Buchdruckerkunst zuerst vorkommen; so ist „J. Nideri praeceptorium divinae legis" (Köln, Koelhof, 1472, Fol.) das erste gedruckte Buch mit Signatur, der „Sermo ad populum praedicabilis" (Köln, ther Hoernen, 1470, 4.) das erste mit Blattzahl, Cicero „De officiis" von 1465 das erste in Quart und das „Officium b. Mariae virginis" (Ven., Jenson, 1473, 32.) das erste im kleinsten Formate. Titelblätter erschienen erst seit 1485. 6) Drucke mit den ersten oder sehr vorzüglichen Versuchen, die Kunst zur Decoration der Bücher anzuwenden. Das erste gedruckte Buch mit Kupferstichen ist Antonio's da Siena „Monte santo di Dio" (Flor. 1477, Fol.). Die vorzüglichsten Holzschnitte, von denen besonders der strasburger Drucker Grüninger ein großer Freund war, finden sich in deutschen und ital. Drucken. Vgl. Heller, „Geschichte der Holzschneidekunst" (Bamb. 1823). Auch kann man hierher Exemplare mit ausgezeichneten Miniaturen rechnen. 7) Einzelne Exemplare, welche durch besondere andere Ausstattungen eine vorzügliche Auszeichnung erhalten haben, z. B. Pergamentdrucke, Golddrucke, deren einige bereits das 15. Jahrh. aufzuweisen hat, u. s. w. Von den Pergamentdrucken, welche zu Anfang der Buchdruckerkunst so allgemein waren, daß bei den ersten Büchern die ganze Auflage auf diesem Material abgezogen wurde, und von spätern, z. B. von der lat. Bibel des J. 1462, die Papierexemplare wenigstens die seltenern sind, werden vorzüglich diejenigen sehr gesucht, die aus Officinen stammen, welche wenig auf Pergament druckten, z. B. Schweynheim und Pannarz zu Rom, von denen man nur sechs Pergamentdrucke kennt. Vgl. van Praet, „Catalogue des livres imprimés sur velin" (6 Bde., Par. 1822—28 und 4 Bde., 1824—26). 8) Einzelne Collectionen oder Suiten, z. B. die von Alopa zu Florenz 1494—96 mit Capitälchen gedruckten sechs griech. Werke (die Anthologie, Apollonius Rhodius, Euripides, Kallimachus, die Gnomiker und Musäus), oder die mailänder griech. Drucke mit einer merkwürdigen runden Schrift, von denen die „Griech. Grammatik" des Laskaris von 1476 der erste und der Suidas von 1499 der letzte ist. Auch werden die Drucke von berühmten Officinen des 15. Jahrh., z. B. die von Schweynheim und Pannarz, welche noch dazu nie starke Auflagen machten und nie die Zahl von 275 Exemplaren überschritten, eifrig gesammelt. Was die Hülfsmittel zur Incunabelnkunde betrifft, so enthalten Panzer's (s. d.) „Annales typographici", verbunden mit seinen „Annalen der ältern deutschen Literatur", die vollständigste Nomenclatur bis 1536. Weit unvollständiger, aber mit etwas mehr Detail ausgestattet und etwas weiter fortgeführt, sind Maittaire's (s. d.) „Annales typographici". Ein recht brauchbares Werk über die interessantesten Incunabeln ist Serna Santander's „Dictionnaire bibliographique choisi du 15. siècle" (3 Bde., Brüss. 1805—7), welches, zumal von span. und niederländ. Incunabeln, Vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Das Hauptwerk aber ist Lud. Hain's „Repertorium bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad ann. MD. typis expressi ordine alphabetico recensentur" (2 Bde., Stuttg. 1826—38, 4.). Außerdem findet man gute Beschreibungen von Incunabeln in den Buchdruckergeschichten einzelner Orte, z. B. in Audiffredi's (s. d.) Werken über röm. und ital. Drucke, sowie in denen, welche Panzer von Nürnberg, Sprenger von Bamberg (Nürnb. 1799), Denis (s. d.) von Wien, Merkel von Aschaffenburg (Aschaffenb. 1832) geliefert haben, in den Monographien über einzelne Buchdrucker des 15. Jahrh., wie Gutenberg, Janßon, Aldus, Giunti u. s. w., und in den Werken über die Incunabeln in einzelnen Bibliotheken, z. B. von Fossi, Dibdin (s. d.), Braun, Seemiller, Strauß

Groß, Hupfauer u. A. Namentlich gab die Secularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst im J. 1840 in Deutschland, das überhaupt die meisten literarischen Hülfsmittel dieser Art besitzt, vielfache Veranlassung, die Incunabelnkunde mit tüchtigen Schriften zu bereichern. Dahin gehören Lisch, „Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg"; (Schwer. 1839); Schwetschke, „Vorakademische Buchdruckergeschichte von Halle" (Halle 1840, 4.); Mohnike, „Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern" (Stett. 1840); Haßler, „Buchdruckergeschichte Ulms" (Ulm 1840, 4.); Lappenberg, „Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg" (Hamb. 1840, 4.); Mezger, „Augsburgs älteste Druckdenkmale" (Augsb. 1840, 4.); Stockmeyer und Reber, „Beiträge zur baseler Buchdruckergeschichte" (Bas. 1840, 4.) u. s. w. Vgl. auch L. de Laborde, „Débuts de l'imprimerie à Strasbourg" (Par. 1840) und desselben Verfassers „Débuts de l'imprimerie à Mayence et à Bamberg" (Par. 1840, 4.).

Indeterminismus ist die philosophische Ansicht, welche behauptet, daß die Willensacte des Menschen durch keine Ursachen und Motive bestimmbar sind, daß vielmehr der Mensch, ohne Grund, ja sogar trotz der entgegenstehenden Motive auch das Gegentheil von Demjenigen wollen könne, was er wirklich will. Die Willensacte erscheinen demnach, gleichviel ob man den Indeterminismus als sogenannte Freiheit der Willkür (libertas aequilibrii oder indifferentiae) oder als transscendentale Freiheit auffaßt, als Zufall, d. h. als unabhängig von jedem Causalzusammenhange. Über die falsche Ansicht, als ob ein indeterministischer Freiheitsbegriff die nothwendige Voraussetzung für die Sittlichkeit sei, s. Freiheit und Determinismus.

Index oder Index librorum prohibitorum heißt das Verzeichniß derjenigen Bücher, welche die katholische Kirche wegen der angeblich darin enthaltenen Irrlehren oder der den Verfassern derselben zugeschriebenen ketzerischen Meinungen überhaupt und namentlich den Laien verboten hat. Schon in der frühern Zeit der Kirche gab es solche Verfügungen, z. B. das Verbot der Kirchenversammlung zu Karthago im J. 400 gegen heidnische Bücher und das der Schriften des Arius durch Kaiser Konstantin. Auch die Schriften der Vorläufer der Reformation wurden von der röm. Hierarchie streng überwacht, und es verbot z. B. im J. 1408 die Synode zu London, die Schriften von Wicliffe zu lesen, die nicht vorher approbirt wären. Als sich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die Zahl der Bücher mehrte, war man nur um so eifriger bedacht, die Verbreitung derjenigen Schriften zu hindern, welche dem Interesse der röm. Kirche nachtheilig zu sein schienen (s. Censur), und nach der Reformation suchte man alle die neue Lehre vertheidigenden Schriften geradezu zu unterdrücken. So ließ die Universität zu Löwen 1546 auf Befehl Karl's V. ein Verzeichniß für gefährlich geachteter Bücher drucken, das 1550 in einer neuen Ausgabe erschien. Ähnliche Verbote erschienen ziemlich gleichzeitig zu Venedig, Paris, Köln und anderwärts. Bereits 1557 und dann wieder 1559 ließ Papst Paul IV. durch die Inquisition in Rom ein Verzeichniß der verbotenen Bücher bekannt machen, welches der erste eigentliche röm. Index ist. Gleichzeitig im J. 1558 verbot er auch den katholischen Theologen und den Gelehrten überhaupt das ihnen früher von den Päpsten und von der Inquisition gestattete Lesen ketzerischer Bücher. Während früher nur ketzerische Bücher verdammter Schriftsteller verboten wurden, zerfiel der Index nun in drei Classen. In der ersten standen die Gelehrten, selbst der katholischen Kirche, deren sämmtliche Werke verboten waren; in der zweiten die verbotenen Werke derjenigen Schriftsteller, deren übrigen Bücher nicht verboten waren, und in der dritten die anonymen Werke, namentlich alle seit 1519 erschienenen Bücher dieser Art. Auch unterlagen dem Verbote alle Bücher, worin die Rechte der weltlichen Obrigkeit gegen die Geistlichkeit und das Ansehen und die Macht der Bischöfe und der Concilien im Gegensatze zu dem päpstlichen Stuhl vertheidigt wurden; ja die Inquisition wollte sogar alle von 62 namentlich angeführten Buchdruckern verlegte Schriften nicht gelesen wissen. Zugleich wurden scharfe Strafen für das Lesen der verbotenen Bücher bestimmt, z. B. Amtsentsetzung, Infamie u. s. w., überhaupt die Strafe des großen Bannes, der sogenannten excommunicatio latae sententiae. Eine geregeltere Form erhielt der Index durch die Kirchenversammlung zu Trient, nachdem derselbe wegen

seiner Strenge und Härte von Pius IV. widerrufen worden war. In der 18. Sitzung (1562) ernannte die Kirchenversammlung einen Ausschuß, der das Verfahren gegen ketzerische Bücher bestimmen und ihm darüber Bericht erstatten sollte. Das Ergebniß der Arbeiten dieses Ausschusses war aber so umfassend, daß die Kirchenversammlung in ihrer letzten Sitzung beschloß, diese Angelegenheit dem Papste zur Erledigung zu überlassen. Pius IV. genehmigte nun 1564 durch eine Bulle das Verzeichniß der zu verbietenden Bücher, und so entstand der sogenannte „Index tridentinus", welchem zehn Regeln zur Beurtheilung ketzerischer Bücher vorgesetzt waren. Gedruckt wurde derselbe unter dem Titel „Index librorum prohibitorum Alexandri VII. Pontif. max. jussu editus" (Rom, bei Aldus Manutius). Später von Sixtus V. und Clemens VIII. vermehrt, welche zugleich die Beurtheilungsregeln genauer bestimmten, erschien er 1595 in einer neuen Ausgabe. Zugleich stiftete Sixtus V. eine eigene Congregation des Index, welche das Verzeichniß der verbotenen Bücher fortsetzen, gelehrten und frommen Männern das Lesen verbotener Schriften gestatten und ein Verzeichniß solcher Schriften entwerfen sollte, die nach Ausmerzung anstößiger Stellen gelesen werden dürften. Übrigens behielt auch die röm. Inquisition das Recht, Bücher zu verbieten. So mehrte sich nach und nach die Menge der Verbote ungeheuer, und allmälig ging der Name Index tridentinus in den Namen des röm. Index über. Die Zahl der zum Gebrauche katholischer Leser zu reinigenden Bücher enthielt der „Index librorum expurgandorum" oder „Index expurgatorius". Merkwürdig war das Verzeichniß, das Joh. Maria Brasichelli (eigentlich Wenzell von Brisigella) zu Rom 1607 herausgab, das aber, nachdem der erste Theil erschienen war, wegen einiger darin vorkommenden Stellen, vom Papste 1612 unterdrückt, jedoch nachmals nach einem geretteten Exemplar abgedruckt wurde. Eine sehr vollständige Sammlung verbotener Bücher ließ der span. Großinquisitor Antonio a Sotomayor unter dem Titel „Index librorum prohibitorum et expurgandorum" (Madr. 1648, Fol.) drucken. Der neueste röm. Index ist vom J. 1819 und seitdem vielfach vermehrt. Vgl. Peignot, „Dictionnaire critique, littéraire et bibliographique des principaux livres condamnés au feu, supprimés ou censurés" (2 Bde., Par. 1806), und Mendham, „Account of the indices, both prohibitory and expurgatory of the church of Rome".

Indiāna, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwischen Michigan, Ohio, Kentucky und Illinois, kam schon 1783 unter den Schutz der Union und wurde, nachdem die Pflanzer seit 1795 von den Eingeborenen das Land am Wabasch erkauft hatten, 1816 in den Bund aufgenommen. Der Name bezieht sich auf die ehemals dieses Land bewohnenden zahlreichen Indianerstämme. J. hat einen Umfang von 1840 □M. und zählte 1840 685866 E., worunter 7000 Indianer. Das Klima ist gemäßigt, der Himmel stets heiter und der Boden für alle Producte des mittlern Amerika geeignet. Steinkohlen und Salzquellen sind in Menge vorhanden. Zum Congresse sendet der Staat zwei Senatoren und fünf Volksvertreter. Die Hauptstadt ist Indianopolis am White mit 1200 E.; andere wichtige Orte sind New-Albany, mit 4300 E.; Vincennes am Wabasch, mit 2000 E.; New-Harmony, eine schöne, von Rapp 1815 begründete Stadt, in einem unfern vom Flusse Wabasch gelegenen Thale, in deren Nähe Owen (s. d.) eine Colonie errichtete, in der er sein System einzuführen gedachte, die sich aber 1826 auflöste; Vevay am Ohio, von Auswanderern des schweiz. Cantons Waadt angelegt, weshalb auch die Gegend Schweizerland genannt wird; Blomington, mit dem Collége, und Clarkeville, gegründet vom General Clarke auf den ihm vom Congresse für seine Dienste geschenkten 150000 Morgen Landes.

Indicātiv (lat.), eigentlich die bestimmt anzeigende Form, heißt in der Grammatik derjenige Modus des Zeitworts, durch welchen der Gedanke als gegebene oder gesetzte Wirklichkeit, also objectiv und unabhängig von der Ansicht des Subjects dargestellt wird, im Gegensatze zum Conjunctiv, der den Begriff des Möglichen, Unbestimmten und Indirecten enthält. Mithin wird durch ihn einem Subjecte ein Prädicat als wirklich zugehörig beigelegt oder abgesprochen, z. B. „Alle Menschen sind sterblich" u. s. w. Übrigens ist diese Form sehr verschieden in den Sprachen ausgeprägt und gewöhnlich in der Endung zu erkennen; auch schließt sie häufig zugleich Person, Zahl und Geschlecht mit ein.

Indicienbeweis, s. Anzeige.

Indiction oder Römer Zinszahl nennt man die Art, die Jahre zu zählen, zu welcher das Ansagen oder die Indiction gewisser den Römern unter Kaiser Konstantin dem Großen auferlegten, aller 15 Jahre zu entrichtenden Steuern oder Zinsen die Veranlassung gab. Die Indictionen heben mit dem J. 313 n. Chr. an und umfassen immer eine Zeitperiode von 15 Jahren. Wenn man diese Zeitrechnung auf die Geburt Christi zurückführt, so fällt diese in das dritte Jahr einer Indiction. Demnach muß man, um die Jahre v. Chr. Geb. nach Indictionen zu berechnen, zu der betreffenden Jahrszahl erst noch 3 hinzufügen und dann das Ganze mit 15 dividiren, wo der Rest die Indiction ergibt, und wenn kein Rest bleibt, so ist 15 die Indiction. Die Indiction z. B. für das J. 1845 ist 3 und seit Chr. Geb. sind 123 Indictionen verlaufen. Die Indiction wurde sehr frühzeitig und das ganze Mittelalter hindurch in allen öffentlichen Schriften der gewöhnlichen Jahrzahl hinzugefügt; sie begann anfangs mit dem 15. Sept., unter den spätern griech. Kaisern mit dem 1. Sept., und dann zufolge einer päpstlichen Verordnung mit dem 1. Jan. (päpstliche Indiction). In Urkunden und Notariatsinstrumenten kommt sie, angeblich um Fälschungen vorzubeugen, selbst noch in neuerer Zeit bisweilen vor, weshalb sie auch in den Kalendern angegeben wird.

Indien nannten die Griechen und Römer das ihnen ferne, bis auf die Zeit Alexander des Großen fast ganz unbekannte Land jenseit des Indus, welches schon für die Phönizier, Karthager und Ägypter der Zielpunkt ihres Handels war. Erst durch die Eroberungen der Perserkönige und durch die Züge Alexander's und des Seleukus Nikator erhielten sie genauere Nachrichten über dieses Land. Nach dem Untergange des röm. Reichs, vorzüglich aber durch die Herrschaft des Islam in Asien, hörte die unmittelbare Verbindung Europas mit J. fast ganz auf, und die Europäer erhielten die ind. Waaren nur aus der zweiten Hand, theils über Ägypten, theils auf einem langen Karavanenwege durch das innere Asien. Dieser Handel war von der Levante aus in den Händen der Venetianer und Genueser, bis die Portugiesen 1498 den Seeweg nach J. entdeckten. Seitdem erhielt das eigentliche J. den Namen Ostindien (s. d.). Der Name Indien kommt ohne Zweifel her von dem Volke der Hindus (s. d.), als dem bedeutendsten und den Alten bekanntesten jener Gegenden. Doch umfaßten sie mit diesem Namen nicht blos das eigentliche Hindostan, sondern alle jenseit des Indus liegenden Länder, welche sie in die India intra Gangem (das Land zwischen Indus und Ganges sammt der Halbinsel Dekan und der Insel Ceylon) und in die India extra Gangem (das heutige Hinterindien sammt dem entfernten Serica, China) theilten, eine Eintheilung, die bis auf den heutigen Tag geblieben, und wenn auch nicht wörtlich richtig (denn der Ganges macht nicht die Grenze zwischen Vorder- und Hinterindien), doch ihren Grundzügen (der Unterscheidung der beiden Halbinseln) nach bleibend begründet ist. Die Eingeborenen J.'s haben kein entsprechendes Wort für den Ländercomplex, den wir mit diesem Namen bezeichnen; das eigentliche Land der Hindus wird von ihnen mit dem Namen Dschambu-Dwipa, d. i. Insel des Dschambubaums, bezeichnet. (S. auch Indische Kunst, Indische Religion und Indische Sprachen.) Später wurde der Name Indien auf die Inseln vor dem Mericanischen Meerbusen übergetragen. (S. Westindien.)

Indifferentismus bezeichnet diejenige Denkungsart, welche in Rücksicht auf die Wahl zwischen mehren verschiedenartigen Gegenständen der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentschieden bleibt und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt sein läßt, weil sie für keinen derselben eine überwiegende Neigung hat oder überhaupt keine Kenntniß davon nimmt. So gibt es einen politischen, philosophischen, religiösen und moralischen Indifferentismus. Kein gebildeter Mensch wird sich jedoch den Mangel an aller Theilnahme für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur Eine ist, verzeihen; ja in Sachen des religiösen Glaubens und der moralischen Überzeugung kann man ohne strafbare Gleichgültigkeit gegen das Heiligste weder ganz indifferent noch irgend neutral bleiben. Jener vornehme Indifferentismus, welcher es unter der Würde hält, in die Wissenschaften einzugehen, deren Anbau das Verdienst eines geringern Standes ist, verdient mindestens den Vorwurf der Inhumanität. Den Indiffe-

rentismus der Unkunde in Dem, was allen Menschen wichtig ist, muß man bemitleiden, wenn er von Trägheit und Unfähigkeit des Geistes, über den Kreis der sinnlichen Erfahrung hinauszugehen, herrührt; von ihm kann man noch den Indifferentismus der Gesinnungslosigkeit unterscheiden. Mit den Äußerungen des moralischen Indifferentismus darf man aber nicht verwechseln die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers, welcher, um treu und unbefangen zu bleiben, der eigenen Meinung keinen Einfluß auf seine historischen Darstellungen verstattet; sowie die Behutsamkeit und Selbständigkeit des Eklektikers, der das Beste, wo er es findet, anerkennt; ferner die freilich an den religiösen Indifferentismus streifende Liberalität des Synkretisten, welche die Abweichung der verschiedenen Religionen voneinander für außerwesentlich und unschädlich erklärt; und endlich die Ansicht des sogenannten Latitudinarier (s. d.). Am bedauernswürdigsten ist der totale Indifferentismus, wo man überhaupt nichts mehr liebt oder haßt; denn mit der warmen Theilnahme für oder wider irgend Etwas stirbt auch das Leben und die Thatkraft selbst ab. Endlich bezeichnet Indifferentismus auch in Hinsicht der Lehre von der Freiheit die Annahme einer Indifferenz des Willens oder einer unbedingten Unabhängigkeit von Bestimmungsgründen. (S. Indeterminismus und Freiheit.)

Indifferenzpunkt nannte die Schelling'sche Idealitätsphilosophie den Punkt, in welchem kraft der intellectuellen Anschauung die Gegensätze und Unterschiede des Subjectiven und Objectiven, des Realen und Idealen, der Natur und des Geistes als idealisch erkannt werden sollten, und von welchem herabsteigend die Reflexion die Entwickelung dieser Gegensätze aus der absoluten Einheit und Identität zu verfolgen habe. (S. Schelling.) — Magnetischer Indifferenzpunkt heißt gewöhnlich der in der Mitte zwischen dem Nord- und Südpol eines Magnets liegende Punkt, wo gleichsam die beiden polaren Hälften des Magnets zusammenstoßen und keine Anziehung stattfindet. Bei der Volta'schen Säule, deren eines Ende positive, das andere negative Elektricität zeigt und bei jedem längern durch Vertheilung elektrisirten Körper gibt es in der Mitte einen Punkt, wo keine elektrische Spannung stattfindet, und dieser Punkt ist ein elektrischer Indifferenzpunkt.

Indigenat oder Incolat, heißt das durch Geburt erlangte Recht an einen Staat, Mitglied desselben zu sein, an allen Vortheilen desselben Theil zu nehmen, Staatsbürgerrechte zu erwerben, Güter zu besitzen, Ämter und Würden zu erlangen, welchem dann auch die Pflicht gegenübersteht, dem Staate seine Kräfte zu widmen, zu den Staatsabgaben beizutragen und vornehmlich zur Landesvertheidigung ordentliche und außerordentliche Kriegsdienste zu leisten. Das Indigenat wird auch Fremden verliehen (s. Naturalisation) und ist verwandt, aber doch nicht ganz eins mit dem Heimatsrecht (s. d.), indem sich das letzte mehr auf den einzelnen Ort als auf den ganzen Staat bezieht, und man Landeseingeborener sein kann, ohne darum Heimatsrechte an einem bestimmten Orte zu haben.

Indigestion bezeichnet im weitern Sinne jede Störung der Verdauung, im engern jedoch nur eine solche, die aus Überfüllung des Magens oder aus Aufnahme unverdaulicher Stoffe in denselben entspringt. Die gewöhnlichern Erscheinungen in den letztern Fällen sind allgemeine Unbehaglichkeit mit Gefühl von Schwere im Magen, Mangel an Eßlust, Ekel vor Speisen, die vorher mit großem Appetite genossen worden waren, Durchfall und Erbrechen; im höhern Grade kommen noch Beengung der Respiration mit dadurch gestörter Circulation des Bluts und Symptome der Mitleidenschaft des Gehirns hinzu, welche sich vom Kopfschmerz bis zu Ohnmacht und Schlagfluß steigern können. Die Empfänglichkeit für diese Affection des Magens ist bei verschiedenen Individuen verschieden, wobei theils Das, was man im gewöhnlichen Leben einen guten nnd einen schlechten Magen nennt, also überhaupt die größere oder geringere Verdauungsfähigkeit des Magens, theils die häufigen der Magenschleimhaut und den Magennerven eigenthümlichen Idiosynkrasien als ursächliche Momente zu betrachten sind. Bei einem übrigens gesunden Menschen wird eine Indigestion meist von der Natur selbst durch Erbrechen oder Durchfall, sowie durch gewöhnliche Hausmittel bald beseitigt. Anders verhält es sich bei Kranken, welche Indigestionen sehr sorgfältig zu vermeiden haben, theils weil sie bei ihnen leichter entstehen, theils weil sie viel schlimmere Folgen, besonders in Bezug auf die Krankheit, haben können und nicht so

leicht wie bei Gesunden durch die Natur oder die Kunst sich heben lassen. Ist die Anlage zu Indigestionen so stark, daß auch leicht verdauliche Speisen in geringerer Menge nicht vertragen werden, so nennt man dieses zur vollen Krankheit gewordene Übel Dyspepsie und im höchsten Grade Apepsie.

Indigo, ein bekannter schön blauer Farbestoff, wird aus mehren Arten des Pflanzengeschlechts Indigofera gewonnen. Besonders sind es Indigofera Anil in Westindien auf den Antillen und Indigofera tinctoria in Ostindien, namentlich in der Provinz Tinevelly in der Präsidentschaft Madras, welche Indigo liefern; aber auch Indigofera argentea u. a. m. enthalten diesen Farbestoff. Man bereitet in Indien und Amerika diese Substanz, indem man die Indigopflanzen in Gruben mit Wasser einige Zeit maceriren läßt. Hat sich das Wasser grün gefärbt, und beginnt die Gährung, so gießt man es ab und vermischt es mit Kalkwasser, worauf sich dann der blaue Indigo absetzt, den man nun auf verschiedene Weise reinigt. Der Indigo besteht in seinem reinsten Zustande, in welchen er durch Sublimation gebracht wird, aus purpurfarbenen, metallisch glänzenden, zusammengedrückten, vierseitigen, rechtwinkeligen prismatischen Krystallen. Der in größern, meist viereckigen Stücken im Handel vorkommende Indigo zeigt, wenn er gut ist, auf seinen muschligen Bruchflächen einen purpurgoldigen Metallglanz. Durch eine geeignete Behandlung mit Schwefelsäure wird der sogenannte blaue Karmin (s. d.) erhalten. Die Benutzung des Indigo zur Färbung der Wolle und der Tuche hat ihn zu einem bedeutenden Handelsartikel gemacht. Es findet sich diese eigenthümliche Substanz des Pflanzenreichs, die Döbereiner als ein Pflanzenmetall betrachtet, auch noch in mehren andern Gewächsen aus der Familie der Hülsengewächse (Leguminosae), sowie aus der der Apocyneen; ferner im Waid und im Polygonum tinctorium und chinense. Daß der Indigo schon vor 2000 Jahren in Gebrauch gewesen sei, hat man zufolge einer Stelle des Plinius angenommen; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß das bei ihm vorkommende indicum blos eine Malerfarbe sei. Dasselbe gilt von einer Stelle in einer Urkunde vom J. 1194, wo ebenfalls das Wort indicum vorkommt. In der Mitte des 16. Jahrh. wurde der Indigo durch die Holländer aus Ostindien nach Europa gebracht, doch erst zu Anfange des 17. Jahrh. allgemein bekannt. Aus der Provinz Tinevelly bezogen die Engländer 1830 gegen 32000 Kisten, und in Bengalen allein werden jährlich im Durchschnitt neun Mill. Pf. Indigo gewonnen.

Indisches Feuer oder Bengalisches Feuer, besteht in einer Mengung von Schwefel und Salpeter, die entweder bei dem Schmelzen des erstern, oder auch in Staubform beider bewirkt wird. Auch setzt man noch andere Materialien, z. B. Antimon, Arsenik u. s. w. hinzu. Die außerordentlich helle, fast ganz ungefärbte, weiße, kräftige Flamme dieser Mengung macht sie zu einem wesentlichen Theile der Lustfeuerwerke (s. Feuerwerk); wichtiger aber ist ihre Anwendung als Signalfeuer (s. d.).

Indische Kunst. Wie in der Literatur (s. Sanskrit), so entwickelte der Inder auch in der Kunst eine reiche Phantasie, welche hier freilich in ihrer Unbändigkeit alle übrigen Bedingungen des Kunstlebens sich unterordnete und im Gegensatze der ägypt. Kunst ihre Schöpfungen in gesetzloser Willkür zu einem wirren, wenn auch einzelne Schönheiten bergenden Chaos zusammenfügte. In dem ind. Volksleben lassen sich zwei Blüteperioden erkennen; die eine etwa 1500—1000 v. Chr., der wahrscheinlich auch die größern Grottentempel angehören; die andere in den letzten Jahrhunderten v. Chr. Geb. Die bedeutendsten, auch wol die ältesten Monumente der ind. Architektur sind die im westlichen Theile von Dekan, etwa zwischen Goa und Surate gelegenen Grottenbauten, nämlich die Grotten von Carli und Mhar, die Tempel auf den Inseln Salsette und Elephante (s. d.) bei Bombay, die Grottentempel der Pandu Lena, endlich die Riesenbauten von Ellora (s. d.) und die Grotten von Adjunta. Dieselben bestehen theils aus wirklichen Felsengrotten, theils aus freistehenden Bauten, welche indeß nicht aus einzelnen Steinen errichtet, sondern aus dem harten Felsgestein freigemeißelt und ausgespart sind. Gewöhnlich sind es Grotten, viereckig, auf vielen Pfeilern ruhend, gegen vorn offen und auf einen freien Vorhof mit Säulenhallen ausmündend; hinten findet sich, von einem Gang umgeben, ein Heiligthum als Cella ausgespart. Die Pfeiler sind meist bis zu einer bedeutenden Höhe vier-

eckig und verwandeln sich dann in einen sehr kurzen cannelirten Säulenschaft, der als Capitäl einen gedrückten Wulst und über diesem einen cubischen Aufsatz mit Consolen trägt; darauf erst folgt die Decke mit architravähnlichen Streifen. Diese Stützen sind vielleicht das künstlerisch Reinste, was die ind. Architektur geschaffen hat und drücken das Tragen einer ungeheuern Last vortrefflich aus, obwol sie auch an den ind. Freibauten in derselben Gestalt wiederkehren. Bisweilen finden sich auch blos dicke vierseitige Pfeiler, während an andern kräftiges Laubwerk die Abstumpfung des Pfeilers zur Säule bezeichnet. Doch zeigt sich schon an diesen Freibauten große Willkür; ganze Tempel ruhen auf dem Rücken von Elefanten und das Detail ist nach freiester Phantasie zum Theil in wunderlich geschweiften Formen gebildet. Das Kolossalste ist der aus einem einzigen Steine gearbeitete riesige Kailasa in Ellora; ein tief in den Felsen von oben herab ausgehöhlter Hof, in dessen Mitte ein großer Tempel mit Brücken, Pyramiden und sonderbar abgestuften Obelisken ausgespart ist. Neben diesen der brahminischen Religion angehörenden Bauten finden sich daselbst auch Felstempel und Freibauten aus der buddhistischen Periode, die sich von den erstern durch runden Abschluß, tonnengewölbartige Decke und geschlossene Vorderseite unterscheiden. Unter ihnen sind die Dagops besonders merkwürdig, welche aus einem cylindrischen Untersatz und einem halbkugelförmigen Abschlusse bestehen. Letzterer soll die dem Buddhismus geläufige Vergleichung des Menschen mit der Wasserblase versinnlichen; das Innere enthält in einem sehr engen cylindrischen Raume Reliquien. Der berühmteste buddhistische Tempel ist der des Wiswakarma in Ellora. Andere sehr merkwürdige Grottentempel finden sich in dem Hochlande von Dekan und an der Ostküste. Die erstern, unweit der Stadt Baug, erinnern durch ihre starken Rundsäulen ohne den cubischen Untersatz und mit einem dem dorischen ähnlichen Capitäl an die griech. Kunst und gehören wol in der That der Periode an, in welcher die Herrschaft der Diadochen, nach Alexander's Tode, bis über den Indus griech. Bildung verbreitete. Kaum älter mögen die Monumente an der Ostküste sein, z. B. die der prachtvollen, jetzt ganz verlassenen Stadt Mahabalipuram, eine Stunde von Madras, gewöhnlich die sieben Pagoden genannt. Endlich folgt eine große Anzahl neuerer Freibauten, zumal an der Ostküste, welche bis auf die Zeit der Mongoleneinfälle herabreichen. Diese sind die eigentlichen Pagoden (s. d.). Die Grundform der eigentlichen Tempel selbst ist eine mehrfach abgestufte Pyramide, welche mit einer Kuppel schließt; die einzelnen Absätze sind meist mit ausgeschwungenen Dächern, kleinen Kuppeln und wunderlichen Pilastern und Gesimsen, sowie mit zahllosen Sculpturen verziert. Durchweg hat die Decoration die Grundform überwuchert und durch Schnörkel unkenntlich gemacht; besonders ist Anwendung und Ausbildung der Gesimse bis ins Widersinnige gesteigert. Eine der glänzendsten Pagoden ist die zu Dschagarnat in Orissa, die erst 1198 n. Chr. vollendet wurde. Noch neuer, erst 1623 begonnen, ist der ungeheure Hauptsaal des Pilgerhospitiums von Madura, dessen architektonische Glieder schon zum Theil aus Thier- und Menschenformen bestehen. Noch in dieser späten gedrückten Epoche der Moguls war das Volk andächtig genug, um das Hinaufschaffen der kolossalen Deckplatten auf die Pfeiler so zu ermöglichen, daß zuerst der Raum mit Erde aufgefüllt, dann die Platten auf der schiefen Erdfläche hinaufgeschafft und endlich die Erde wieder hinausgetragen wurde. In den ind. Civilbauten herrscht oft noch große Pracht; doch ist von den alten Königsresidenzen, mit Ausnahme der Trümmer von Audh, fast nichts erhalten, da sie, zumal in dem Gangeslande, von den Sultanen und Moguls als Steinbrüche für ihre zum Theil sehr prachtvoll im arab. Stile aufgeführten Gebäude benutzt wurden. Gleichwol ist die Tradition der echten einheimischen Baulehre gegenwärtig noch nicht erloschen, wie dies des Rammohun Roy, eines gelehrten Brahmanen, „Essay on the architecture of the Hindus" (Lond. 1834) beweist, der ein lautes Zeugniß von der äußersten Verwilderung dieser Architektur gibt.

Die Sculptur und Malerei der Inder fanden in der überreichen Mythologie derselben einen zwar der Masse nach unerschöpflichen, aber durch die willkürliche Phantasterei und Symbolik der Volksanschauung sehr ungünstigen Stoff. Denn der Künstler, welcher beständig vier- bis zwölfarmige und dreiköpfige Gottheiten darzustellen hat, wird schwerlich die Erscheinungen des wirklichen Lebens gründlich erforschen. Gleichwol dürfen wir den Indern das Zeugniß nicht versagen, daß sie die großentheils nackten, doch mit rei-

chem Schmuck versehenen Körper oft in edeln Verhältnissen und mit großer Weichheit der Linien gebildet haben. Selbst ihre lächerlichsten Göttergestalten zeugen, daß ihrer Phantasie sich das Geschöpf gewissermaßen als ein harmonisches Ganze dargestellt habe. Leider hat die Zusammensetzung eines Körpers aus so verschiedenartig symbolischen Theilen, deren jeder seine Bedeutung hat, die wahre Darstellung der großen göttlichen Eigenschaften an einem rein menschlichen Körper, mittels des höhern Ausdrucks, auf immer verhindert. Übrigens sind nur die ältern ind. Sculpturen, fast lauter Hautreliefs, von künstlerischem Geiste durchdrungen; die neuern werden zusehends lebloser und versinken in die widerlichste Monstrosität. Unter jenen werden die Reliefs von Elephante, Ellora und Mahabalipuram am meisten gerühmt. Von den altind. Gemälden in einigen Grottentempeln, z. B. in dem von Adjunta, ist noch nichts nach Europa gekommen. Dagegen fanden sich mehre Sammlungen ind. Miniaturen aus neuerer Zeit, zum Theil in Manuscripten. Dieselben erheben sich oft zu einer gewissen Anmuth, wenn sie Scenen des täglichen Lebens darstellen und stehen in Freiheit der Zeichnung und im Ausdrucke ungleich höher als die chinesischen. Es kann nicht befremden, daß die ind. Kunst auch für die benachbarten Länder maßgebend wurde. So sind die Stupas oder Topes in Kabulistan nichts als eine reichere Umgestaltung der buddhistischen Dagops in Indien, und zwar aus den ersten sechs Jahrhunderten n. Chr. Derselben Epoche gehören die beiden Kolosse von Bamiyan an, stehende Hautreliefsiguren in Nischen an einer Felswand, die eine 120 F. hoch. Später ist der Dagop noch reicher und schwülstiger umgebildet in den Prachtbauten von Ceylon, Nepal und Java, welche zum Theil erst dem ganz späten Mittelalter angehören. Vgl. Daniell, „The Hindoo excavations of Ellora" (Lond. 1804); Langlès, „Monumens anciens et modernes de l'Hindoustan" (Par. 1813); P. von Bohlen, „Das alte Indien" (2 Bde., Königsb. 1830—31).

Indischer Ocean, s. Weltmeer.

Indische Religion. Manche verschiedenartige Entwickelungen haben in der Religion der ind. Völker stattgefunden; doch kennen wir zur Zeit die Geschichte dieser Entwickelungen viel zu wenig, als daß sich eine ins Specielle eingehende Darstellung derselben mit Zuverlässigkeit geben ließe; denn von den zahlreichen heiligen Büchern, in welchen die verschiedenen Ansichten niedergelegt wurden, sind uns bis jetzt nur Bruchstücke bekannt. Auf den Grund zugänglich gewordener glaubwürdiger Quellen lassen sich vornehmlich folgende allmälig eingetretene Entwickelungen der Religion der Indier annehmen: 1) Die alte Lehre der Vedas. Nach den Hymnen, welche die Vedas enthalten, wurden unter andern Naturkräften, die man als himmlische Wesen mit Ehrfurcht und Andacht begrüßte, namentlich Sonne, Mond und Indra, d. i. das sichtbare Firmament und die Region der Wolken, die der Erde den fruchtbaren Regen spenden, in ausgezeichneter Weise verehrt. Über die Verehrung dieser Naturkräfte, welche vielleicht bei dem größern Theile des Volks den Hauptbestandtheil der Religion ausmachte, erhebt sich aber schon in den Vedas der höhere Gedanke eines einzigen unendlichen Urhebers der Welt, durch welchen die als Gottheiten gedachten Naturkräfte walten, und gegen welchen sie nur als untergeordnete, vergängliche Wesen erscheinen. Dieser unendliche Urheber der Welt ist der Brahmâ (s. d.). Durch sein Wort traten die Wesen der sichtbaren Welt in das Dasein, und eine seiner vorzüglichsten Manifestationen ist die Sonne. Durch Tugend, Schuldlosigkeit und Andacht soll nach der Lehre der Vedas der Mensch seine Seele auf Erden läutern. Nach dem Tode wird die Seele nach Maßgabe ihres frühern Betragens in einen neuen Körper versetzt. Zuletzt kehrt die völlig geläuterte Seele in den Schoos des Urwesens zurück, aus welchem sie hervorging. 2) Die spätere Naturverehrung der Purânas und des Epos, die sich allmälig aus der einfachern Lehre der Vedas entwickelte. Auch hier erscheinen einzelne Naturkräfte, Elemente und Naturwesen als Gottheiten oder als von göttlichen Vorstehern regiert. Die Sagen und Dichter trugen die Geschichte dieser zahlreichen Naturgötter in weit ausgedehnten Kreisen von Mythen vor. Die drei Hauptgottheiten, welche besonders hervortreten, sind der Brahmâ, Siva und Vishnu. Siva, d. h. der Glückliche, wahrscheinlich die Feuerkraft, als Beleberin und Zerstörerin des Weltalls gedacht, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der zahlreichen Religionspartei der Sivaiten, welche ursprünglich im nördlichen Indien ihren Sitz gehabt zu haben scheint, aber nachher auch weiter sich ver-

breitete. Siva führt die Beinamen Iswara, d. i. Herrscher, Mahâdewa, d. i. großer Gott, Rudra, d. i. Fürchterlicher, Sthanu, d. i. Standhafter, u. s. w. Er wird dargestellt mit weißer Hautfarbe, drei Augen, vier Armen und einen Dreizack tragend, zur Bezeichnung seiner Herrschaft über die drei Welten. Symbole desselben sind der mit der Spitze nach oben gekehrte Triangel △, welcher die Flamme andeutet, und der Linga oder Phallus (s. d.) zur Bezeichnung der belebenden, zeugenden Naturkraft Siva's. Seine Gattin erscheint in verschiedenen Gestalten und heißt bald Bhawânî, d. i. Natur, bald Pârwatî, Tochter des Berges, weil Siva im Gebirge wohnt; bald Durgâ, d. i. Schwernahbare, bald Kâlî, d. i. Zeit, als schreckliche Zerstörerin des Weltalls. Abtheilungen der Sivaiten sind die Saktas, welche vorzüglich die Bhawânî oder weibliche Naturkraft, die Lingis, die den Linga oder die männliche Naturkraft, und Diejenigen, welche den Siva als Ardhanârî, d. i. Mannweib oder als männliche und weibliche Kraft in sich vereinigend verehren. Vishnu, d. i. der Durchdringer, wahrscheinlich der Äther, als belebendes Princip des Weltalls, ist der Hauptgegenstand der Verehrung der Religionspartei der Vishnuiten, welche gegenwärtig die weitverbreitetste in Indien zu sein scheint. Vishnu hat einen mildern Charakter als Siva. Auch er führt zahllose Beinamen; einer der häufigsten ist Haris, d. i. der Grüne; wie er denn auch dunkelblau oder grünfarbig dargestellt wird. Ein Hauptattribut desselben ist die Lotosblume (s. d.). Oft scheint unter Vishnu auch das Wasser gedacht zu sein, und hierauf bezieht sich vielleicht sein Symbol, der Triangel mit der Spitze nach unten ▽, als Zeichen des Wassers. Seine Gattin heißt Srî, d. i. Glückseligkeit, oder Lakschmî, d. i. Schönheit. Die Verehrung desselben scheint besonders bei dem gebildetern Theile des Volks Eingang gefunden zu haben, und der größte Theil der ind. Literatur ist von Vishnuiten geschrieben. Der den Vishnu betreffende Mythenkreis erzählt vorzüglich die Verkörperungen desselben oder seine körperlichen Erscheinungen in der Welt, Awatâra, d. i. Hinabsteigung, genannt, welche er annahm, um das Böse zu überwältigen, und mit denen die Purânas sich viel beschäftigen. Die zehn berühmtesten Verkörperungen desselben sind die als Fisch, bei der großen Flut; als Schildkröte, bei der Aufsuchung des Unsterblichkeitstranks; als Eber, bei der Tödtung des Riesen Hiranjâkscha; als Mannlöwe, bei der Tödtung des Riesen Hiranjakasipu; als Zwerg, bei der Überwältigung des Tyrannen Mahâbali; als Held Balarâma oder Parasurâma, bei dem Kriege gegen die Kschatrijas oder den Kriegerstand; als Held Râmatschandra oder Râma, bei dem Feldzuge gegen den Tyrannen Rawana auf Ceylon; als Gott Krischna, d. i. der Blaue, in welcher Verkörperung er die Nymphe Radha liebt und den Drachen Kalija tödtet; als Buddha oder Stifter des Buddhismus, und als Kalki, d. i. der Böse, welche Verkörperung noch zukünftig ist und in der er, auf einem weißen Rosse reitend, erscheinen wird, um die Welt zu zerstören und alle Seelen von der Sünde zu befreien. Diese Verkörperungen enthalten theils physische und religiöse Ideen, theils historische Sagen. Unter dem Namen Dschagan-nâtha, d. i. Weltherrscher, wird Vishnu auf der Küste Koromandel und anderwärts verehrt. (S. Dschagarnat.) Auch werden Brahmâ, Siva, Vishnu bisweilen unter dem Namen Trimûrti, d. i. der Gestaltige, vereinigt dargestellt. Neben ihnen erscheint im Volksglauben und in den Sagen der Dichter noch eine große Anzahl Untergötter, welche meist Personificationen physischer Gegenstände sind. Dahin gehören zuvörderst die acht Welthüter, Indras, d. i. das sichtbare Firmament, Agnis, d. i. das Feuer, Jamas, d. i. die Unterwelt, Sûrjas, d. i. die Sonne, Warunas, d. i. das Wasser, Wajus, d. i. der Wind, Prithivî, d. i. die Erde, und Somas, d. i. der Mond; ferner Kartikejas, der Bote der Götter und Führer der Heere; Ganesas, der Gott der Klugheit und Gelehrsamkeit; Kâmas, der Gott der Liebe, und Gangâ, die Nymphe des Ganges. Diesen folgt eine lange Reihe Halbgötter, Dämonen, heilige Wesen und Helden; z. B. die Gandharwas oder himmlischen Sänger, die Apsarasas oder himmlischen Nymphen, die Jakschas oder Schatzhüter im Gebirge, die Râkschasas oder Kobolde und die Kinnaras oder Waldmenschen. Die äußere Verehrung dieser Götter bestand und besteht noch gegenwärtig bei den Indern in Opfern, Gebeten, Abwaschungen, Wallfahrten zu heiligen Orten und Büßungen. Doch herrscht hierin in den verschiedenen Landschaften und Städten große Verschiedenheit; sowie denn auch an den einzelnen Orten bald dieser, bald jener Gott vorzugsweise verehrt wird, und zwar bald in dieser, bald in jener speciellen Dar-

tellung und Form. Übrigens ist die politische Eintheilung der ind. Bevölkerung in Priester, Krieger, Gewerbsleute und Diener, und in eine große Anzahl Unterstände, mit den religiösen Mythen enge verknüpft und durch dieselben geheiligt. 3) Der Buddhismus oder die Lehre des Buddha (s. d.). 4) Die Religion der Dschiniten oder der Anhänger des Dschina, die eine Abzweigung des Buddhismus zu sein scheint. Etwa im 5. Jahrh. n. Chr. entstanden, scheint sie vom 8.—11. Jahrh. im südlichen Indien weitverbreitet gewesen zu sein, wo noch gegenwärtig ihr Hauptsitz ist. Prachtvolle alte Marmortempel der Dschiniten findet man besonders in der Provinz Guzurate und den Staaten der Radschputs. Sie nehmen die ind. Götterwelt an in Art und Weise der Vishnuiten; hauptsächlich verehren sie ihre 24 ältesten Lehrer, Tirthakâras, d. i. Reinmacher, genannt und Bildsäulen derselben sind in den Tempeln aufgestellt. Das Ansehen der Vedas verwerfen sie; doch lesen sie die Purânas. Ihre heiligen Bücher sind zum Theil in der Präkritsprache abgefaßt. Gleich den Buddhisten empfehlen sie ein schuldloses und ascetisches Leben; nicht das geringste lebende Wesen darf getödtet werden, weshalb sie auch Thierhospitäler für alle Arten der Thiere unterhalten. Durch reines Leben wird nach ihrer Ansicht die Seele endlich so geläutert, daß sie zum Nirwana, d. h. zur vollständigen Identificirung mit der Weltseele gelangen kann. Der Hauptort ihres Cultus ist jetzt Balligota, nicht weit von Seringapatam in Mysore, wo auch ihr Oberpriester seinen Sitz hat. Übrigens theilen sie sich in Srâwakas, d. i. Hörende oder Laien, und Jâtninas, d. i. Strebende oder Priester. Außerdem gibt es eine unzählige Menge von Religionssekten, die seit einer Reihe von Jahrhunderten in Indien sich entwickelt haben. Vgl. Wilson, „On the religions sects of the Hindus" in den „Asiatic researches" (Bd. 16 und 17). Ihrem Grundwesen nach sind dieselben gegenwärtig insgesammt monotheistisch und von dem Streben durchdrungen, die Anhänger der verschiedenen religiösen Systeme in Indien zu verschmelzen und zu vereinigen. Die wichtigste unter ihnen ist die Sekte der Seikhs (s. d.), die auch eine Zeit lang eine bedeutende politische Rolle gespielt hat. Eine befriedigende Darstellung der ind. Religion, der leitenden Ideen derselben, des Cultus und der Mythologie in historischer Entwickelung fehlt noch. Das beste Material dazu lieferten die Engländer Colebrooke und Wilson in zerstreuten Abhandlungen, Moore in seinem „Hindu pantheon" (Lond. 1810); Väns Kennedy in den „Researches into the nature of Hindu mythology" (Lond. 1831); Coleman in der „Mythology of the Hindus" (Lond. 1832); Malcolm, Ward, Upham u. A. Vgl. auch Polier, „Mythologie des Hindous" (2 Bde., Rudolst. 1810); Bochinger, „La vie contemplative, ascétique et monastique chez les Indous" (Strasb. 1831); Nève in seinen „Etudes sur le Rig-Veda" (Löwen 1842), und E. Burnouf in der „Introduction à l'histoire du buddhaisme indien." (Par. 1845).

Indische Sprachen. Die Zahl der ind. Sprachen ist ziemlich beträchtlich. Die alte gelehrte Sprache Vorderindiens, in sehr vollkommener grammatischer Ausbildung und mit einer äußerst umfangreichen Literatur war das Sanskrit (s. d.), das, jetzt nicht mehr lebende Sprache, von den Gelehrten Indiens insoweit erlernt wird, daß sie sich schriftlich und mündlich darin ausdrücken können. Eine weichliche Mundart des Sanskrit, die jetzt nicht mehr gesprochen wird, bildete das Pâli, in welchem viele heilige Bücher der Buddhisten abgefaßt sind. Von der in der Pâlisprache erhaltenen Literatur ist nur wenig bekannt gemacht; dahin gehören „Mahâvonso", eine Geschichte Ceylons, herausgegeben mit engl. Übersetzung von Turnour (Colombo 1834, 4.), das liturgische Werk „Kammuva", herausgeg. von Spiegel (Bonn 1842) und die ebenfalls von Spiegel herausgegebenen Auszüge aus der Legendensammlung „Rasavâhini" (Lpz. 1845). Vgl. über die Beschaffenheit dieser Sprache Burnouf's und Lassen's „Essai sur le Pali" (Par. 1826). Eine Grammatik derselben nebst Wörterbuch lieferte Clough (Colombo 1824). Gleichfalls eine weichere Mundart des Sanskrit, mit sehr abgeschliffenen Formen ist das Präkrit, in welchem die heiligen Bücher der Dschiniten abgefaßt sind, und das in den ind. Dramen häufig als Sprache der Frauen und der Personen aus der niedern Volksclasse vorkommt. Grammatiken des Präkrit lieferten Höfer (Berl. 1836) und Lassen (Bonn 1837). Das Kâwi endlich, d. h. die Dichtersprache, ist eine aus sanskritischen Elementen gebildete Sprache, deren man sich auf der Insel Java in Gedichten bedient. Vgl. W. von Humboldt, „Über

die Kâwisprache" (3 Bde., Berl. 1836—40, 4.). Unter den lebenden Sprachen Indiens, welche unmittelbar aus dem Sanskrit abstammen und deren Zahl 24 beträgt, bemerken wir im nördlichen Indien 1) das Kaschmirische. 2) Das Bengalische, für das Haughton eine Grammatik (Lond. 1821) und ein Wörterbuch (Lond. 1834) lieferte und in welches viele Sanskritwerke übersetzt sind. 3) Das Hindi, das ursprünglich in der Gegend von Agra und Delhi gesprochen wird, aber besonders durch die Mohammedaner als allgemein verstandene Sprache über ganz Indien verbreitet ist und, wenn es mit pers. und arab. Wörtern gemischt ist und mit arab. Buchstaben geschrieben wird, Hindostâni heißt. Ein hindostanisches Lexikon (Lond. 1835) und eine Grammatik (Lond. 1843) lieferte Shakspeare; eine „Histoire de la littérature hindoui et hindoustani" (Par. 1839) Garcin de Tassy. 4) Das Bridsch-bakha in der Provinz Bundelkhund, welches der am meisten poetisch ausgebildete Dialekt ist. 5) Das Mahrattische, das Molesworth lexikalisch (Bombay 1831) und Carey grammatisch (Serampor 1808) bearbeiteten. 6) Das Guzuratische, im nordwestlichen Indien; Grammatik von Drummond (Bombay 1808). 7) Das Pendschabische, gleichfalls im nordwestlichen Indien; Grammatik von Carey (Serampor 1812). 8) Das Orissa, auch Utkala genannt, oder Urija; Grammatik von Sutton (Kalkutta 1831). Im südlichen Indien weichen die Sprachen ihrem grammatischen Baue nach gänzlich vom Sanskrit ab. Die wichtigsten sind: 1) Das Tamulische oder Malabarische, auf den Küsten Koromandel und Malabar, das von den Europäern vielfach bearbeitet wurde; Grammatiken von Beschi (Madras 1822) und Rhenius (Madras 1836); ein Wörterbuch von Rottler (Madras 1842). 2) Das Karnatische in der Provinz Karnate, in der Gegend von Mysore; Grammatik von Mackerell (Madras 1821); Wörterbuch von Reeve (2 Bde., Madras 1832, 4.). 3) Das Telinga oder Telugu, in der Mitte von Dekan; Grammatiken von Carey (Serampor 1814) und Campbell (Mádras 1820); Lexikon von Campbell (Madras 1821). 4) Das Singalesische auf Ceylon; Grammatik von Chater (Colombo 1815); Lexikon von Clough (Colombo 1821). Alle die genannten Sprachen haben eine reiche Literatur, doch besteht sie meist nur aus Übersetzungen und Bearbeitungen alter Sanskritwerke, zu denen noch die Bibelübersetzungen der Missionare kommen. Die Sprachen in Hinterindien haben wieder, besonders durch die Buddhisten, wenigstens zum Theil einige Einwirkung des Sanskrit erfahren. Dahin gehören 1) das Birmanische, im Reiche Ava, für welches Hough eine Grammatik (Serampor 1825), Judson ein Lexikon (Kalkutta 1826); 2) das Siamesische oder Thai, in Siam, für das Low eine Grammatik (Kalkutta 1828) lieferte; und 3) das Malayische (s. d.). — Alphabete gibt es in Indien mancherlei. Das Dewanagari oder die Götterschrift, für die Sanskritwerke gebraucht, ist eine sehr zierlich gebildete Schrift; ältere Formen derselben findet man in Inschriften, die bis in das 5. Jahrh. v. Chr. hinaufreichen. Die bengalische Schrift ist eine neuere, fließendere Bildung des Dewanagari, mit spitzigern Zügen. Die tibetanische steht der ältern Dewanagari sehr nahe. Die tamulische oder malabarische hat sehr abgerundete Züge. Auch das Pâli und Kawi haben besondere Alphabete. Alle sind indeß in der Einrichtung dem Dewanagari ähnlich und werden von der Linken zur Rechten geschrieben. Vgl. Lepsius, „Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen" (Berl. 1834). Übrigens sind die ind. Bücher theils mit einer scharfen Nadel ohne alle Farbe in Palmblätter eingeritzt, theils mit einem Rohrstift auf Palmblätter oder Baumwollenpapier geschrieben; die einzelnen Palmblätter aber werden in ein Bündel zusammengeschnürt.

Indische Vogelnester oder eßbare Nester sind von halbbeckenförmiger Gestalt, etwa drei Zoll breit und drei Loth schwer. Im Handel kommen sie nur gereinigt vor von Schmuz, Federn u. s. w.; sie gleichen dann im äußern Ansehen dem Tischlerleim und haben Wandungen von der Dicke starken Leders. Mit Wasser zerkochen sie zu einer zähen Gallerte und haben einen faden, dumpfigen Geschmack. Stark gewürzt und auf die mannichfachste Art zubereitet sind sie seit uralten Zeiten ein Lieblingsgericht reicher Chinesen und Ostindier gewesen, indem sie für sehr stimulirend gelten. Über ihre Entstehungsart ist man trotz der vielfachsten Angaben noch nicht im Klaren; indessen kennt man bereits gegen sechs auf dem ostind. Archipel lebende Schwalbenarten, deren Nester die beschriebenen

Eigenschaften besitzen. Der ältern Behauptung, daß diese Vögel ihre Nester aus gewissen an Gallert reichen Arten von Seegräsern (Tang) oder aus mancherlei schleimigen Seethieren zusammensetzten, widerspricht die gleichförmige Textur der letztern. Die Untersuchungen des engl. Anatomen Everard Home (s. d.) machen es sehr wahrscheinlich, daß die bauenden Schwalben jener Länder im Schlunde und Magen einen reichlichen Schleim absöndern, heraufwürgen und verarbeiten. Das Einsammeln dieser Nester ist im ind. Archipel ein wichtiges Geschäft, denn nach Crawfurd soll sich die jährliche gesammelte Menge auf 24000 Ctr., in Java allein auf 27000 Pf., belaufen. Ihr Preis ist zwar schwankend, aber dennoch hoch, denn in Kanton wird das Pfund mit 18—24 span. Thalern bezahlt.

Individuell heißt der Etymologie und dem Begriffe nach Dasjenige, was einem einzelnen Gegenstande untheilbar und untrennbar, d. h. so angehört, daß es von ihm nicht abgesondert werden kann, ohne seine Natur, als besonderes Ding, aufzuheben, und Individualität nennt man den Inbegriff der Merkmale, wodurch sich ein Ding von andern seiner Art unterscheidet. Das Individuelle ist daher Gegenstand der Anschauung und kann nur durch diese erkannt werden; das Allgemeine dagegen läßt sich nur durch Vergleichung und Nachdenken finden; deshalb müssen die Künste nicht blos idealisiren, sondern auch individualisiren, weil ihre Producte Objecte der Anschauung werden sollen. Das, wodurch sich die Vorstellung des Individuellen dem Begriffe nähert, ist das Gemeinbild oder Schema der Einbildungskraft, d. h. ein Typus der Gesetzmäßigkeit, nach welchem sich die individuellen Bestimmungen einer gewissen Classe von Dingen gestalten. Je vielfältigern Bestimmungen eine Classe von Dingen zugänglich ist, desto reicher entfaltet sich innerhalb derselben die Individualität, am reichsten da, wo das geistige Leben einer selbständigen Ausbildung fähig ist. Deshalb bedient man sich des Worts Individuum vorzugsweise zur Bezeichnung eines Wesens, dem eine eigene geistige Regsamkeit untheilbar und ihm ausschließend angehörig inwohnt, und bezeichnet durch Individualität den Inbegriff der geistigen Eigenthümlichkeiten, die dieses Wesen von allen andern seiner Gattung unterscheiden. Gleichwol ist die Individualität nicht mit dem Charakter (s. d.) zu verwechseln. Die Ursachen einer bestimmten Individualität können höchst mannichfaltig sein, wie es die Unterschiede der Individualitäten sind; jedenfalls liegen sie nicht blos in der Gesetzmäßigkeit des geistigen Lebens, sondern zum großen Theile in dem Verhältnisse des Geistigen und Leiblichen. Die Frage nach dem Princip der Individualität (principium individuationis) hat übrigens in einem viel ausgedehntern Sinne die Metaphysik, namentlich bei den Scholastikern, lange Zeit beschäftigt, und wurde die Veranlassung sehr verschiedener Lehrmeinungen. Sie entstand dadurch, daß man nach Platonischer Art die allgemeinen Begriffe für den Ausdruck des wahren Wesens der Dinge erklärte und dadurch in Verlegenheit gerieth, wie man sich die Entstehung der individuellen Bestimmungen, durch welche sich alles Wirkliche thatsächlich zu erkennen gibt, zu denken habe.

Indo-germanische Sprachen nennt man nach zwei Hauptvölkerstämmen die durch Urverwandtschaft untereinander verbundenen Sprachen einer großen Zahl von Völkern, welche, dem kaukas. Menschenstamm angehörig, über einen beträchtlichen Theil Asiens, fast über ganz Europa und von diesem aus nach andern Erdtheilen, vornehmlich Amerika, verbreitet sind. Es scheidet sich aber dieser große Sprachstamm in sechs Unterabtheilungen, deren jede aus Sprachen besteht, die, wie die Völker, welche sie sprechen, wieder in engerer Verwandtschaft untereinander als mit den andern desselben Stammes stehen. 1) Die Indischen Sprachen (s. d.), an deren Spitze, als die älteste, nicht nur dieser, sondern als die älteste der Sprachen des ganzen Stamms das Sanskrit (s. d.) steht. 2) Die Medopersischen oder arischen (iranischen) Sprachen, deren älteste das sich noch eng an das Sanskrit schließende Zend ist, erhalten in dem Zendavesta (s. d.), dem heiligen Buche der Bekenner des Zoroaster'schen Glaubens. Mit ihm verwandt ist das Altpersische, und aus diesem entstand das Parsi der Parsen oder Gebern und das Neupersische (s. Persische Sprache und Literatur); ferner gehören hierher die Sprachen der Afghanen und Beludschen, der Kurden und Osseten, und die mit vielen dem indo-germ. Stamm nicht angehörigen Elementen gemischte Sprache der Armenier. (S. Armenische Literatur.) Das Pehlwi dagegen, zur Zeit der Parther die heilige Sprache

des Zoroaster'schen Glaubens, neigt sich mehr zu den semitischen Sprachen. 3) Die Pelasgischen Sprachen oder das Schwesterpaar der griechischen und lateinischen Sprache (s. Griechische Sprache und Römische Sprache), aus deren erstern die Neugriechische Sprache (s. d.) hervorgegangen ist, während aus der letztern, mit welcher die Sprachen der Umbrer, Sabeller, Osker, nahe verwandt waren, die weitverbreiteten Romanischen Sprachen (s. d.) hervorgingen. 4) Die Sprachen des Volksstamms der Kelten (s. d.), jetzt nur noch im westlichsten Europa erhalten, die in zwei Hauptästen, dem britischen, der sich in die welsche Mundart in Wales, die cornische in Cornwallis, die armoricanische in Klein-Bretagne, und dem gaelischen, der sich in die irische Mundart der Irländer, die gaelische der Hochschotten, und die mankische auf der Insel Man verzweigt. 5) Die Germanischen Sprachen (s. d.) mit dem Gothischen (s. Gothen) an ihrer Spitze. 6) Die Slawischen Sprachen (s. d.), in ältester Form, wie es scheint, in dem Preußisch-Lithauischen nebst dem Lettischen; die übrigen scheiden sich in die südöstlichen und westlichen. Zu den erstern gehören das Russische im großruss., kleinruss. und weißruss. Dialekt, die Bulgarische Sprache (s. d.) und zwar die Kirchensprache (s. d.) oder das Cyrillische und das Neubulgarische, die Sprachen der illyrischen Slawen, nämlich die Serbische Sprache (s. d.), das Kroatische, das Kärntnisch-Slowenzische; die westlichen bestehen aus der Polnischen Sprache (s. d.) mit dem Nebendialekt der Kassuben, dem Czechischen in der böhm.-mährischen und der ungar.-slowakischen Mundart, und dem Lausitzisch-Serbischen in den Mundarten der ober- und niederlausitzer Wenden. Eine tief begründete Durchforschung dieses ganzen Sprachstammes verdanken wir den Bemühungen Bopp's in seiner „Sprachvergleichenden Grammatik" (4 Abtheil., Berl. 1833—42, 4.), an die sich die Arbeiten Pott's u. A. rühmlich anschließen. Die neuern Bemühungen, die Verwandtschaft dieses Sprachstammes auch auf die semitischen, koptischen, malayischen und kaukasischen Sprachen auszudehnen, haben wenig Anklang gefunden.

Indolenz, eigentlich Schmerzlosigkeit, bezeichnet überhaupt Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit. Die Fähigkeit nämlich des lebenden Wesens, von außen Eindrücke zu empfangen und dadurch zu Lust und Schmerz bestimmt zu werden, hat verschiedene Grade. Den Mangel oder vielmehr eine große Schwäche derselben nennen wir Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit oder auch Apathie (s. d.). Diese Schwäche ist entweder natürlich und mehr physischen, oder entstanden durch Abstumpfung der Empfindungsthätigkeit und daher mehr psychischen Ursprungs. Die Unfähigkeit, in eine innere Bewegung gesetzt zu werden, die gewöhnlich in Folge des Übergewichts des Verstandes entsteht, der ruhig und kalt die Gegenstände so zergliedert, daß er den Eindruck derselben verliert, nennt man Gefühllosigkeit, und den Zustand der Gefühllosigkeit und Unempfindlichkeit für gewisse Gegenstände oder Ereignisse Gleichgültigkeit. Inwiefern endlich ein hoher Grad der geistigen Lebensthätigkeit auch meist mit einem hohen Grade von Kraft und Regsamkeit im Handeln, ein niedriger Grad dagegen von Unentschlossenheit und Langsamkeit im Handeln begleitet ist, so wird Indolenz auch für Trägheit gebraucht, mit der sie in genauer Verbindung steht.

Indossement oder Indosso, vom lat. indossare, d. i. auf dem Rücken übertragen, nennt man die Übertragung eines Wechsels oder einer Anweisung auf einen Andern, die von Seiten des Remittenten auf der Rückseite des an seine Ordre gestellten Papiers bemerkt wird. Häufig nimmt man Indossement und Giro (s. d.) für gleichbedeutend, während doch eigentlich durch das Indossement der Wechsel zum girirten Wechsel und in Circulation gesetzt wird. Indossant heißt Der, welcher den Wechsel überträgt, Indossator, auf welchen er übertragen wird, und Indossat, welcher die Zahlung zu leisten hat. Der Indossant ist gleich dem Aussteller des Wechsels verpflichtet, wenn der Indossat nicht zahlt, dem Indossator den empfangenen Betrag oder den Werth des Wechsels, die Valuta (s. d.), sofort nach erfolgtem Beweise, daß der Indossat nicht gezahlt habe, zurückzuzahlen. (S. Wechsel.)

Induction heißt in der Logik das Verfahren, durch welches man ein Merkmal, das man an einer Mehrheit von Dingen einer Art gefunden hat, bei allen Dingen derselben

Art voraussetzt, oder der Schluß von dem Besondern auf das Allgemeine. Während die strengen Schlüsse, die Syllogismen im engern Sinne, welche vom Allgemeinen auf das ihm untergeordnete Besondere gehen, immer logische Gewißheit geben, gewähren dagegen die Inductionsschlüsse, wenn die Induction nicht vollständig ist, nur Wahrscheinlichkeit. Eine Induction ist nämlich entweder vollständig oder unvollständig, je nachdem man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs, auf welchen geschlossen werden soll, erschöpft und kein Fall übersehen worden ist, oder nur von vielen untergeordneten Fällen auf den ganzen Umfang des höhern Begriffs schließt. Vollständiger Inductionen bedient sich in einzelnen Fällen die Geometrie; die Naturwissenschaften müssen sich meist mit unvollständigen Inductionen begnügen, um auf die Vielheit beobachteter Fälle die Voraussetzung allgemeiner Regeln zu gründen, wobei jedoch ihren Inductionen, durch welche sie so glänzende Erfolge erreicht haben, der Gedanke zur Seite geht, daß die Natur unter gleichen Verhältnissen sich in ihren Wirkungen immer gleichbleibt und daß also schon eine genaue Beobachtung, z. B. des Verhaltens zweier chemischer Stoffe, einen festen Haltpunkt darbietet. Eine Thatsache, welche gegen die inductorische Annahme einer allgemeinen Regel spricht, heißt eine Instanz; so ist z. B. der Walfisch eine Instanz gegen den Satz, daß im Meere keine Säugthiere leben. Eine Methode, welche sich ausschließend auf Induction gründet, nennt man inductorisch; Wissenschaften, die auf diesem Verfahren wesentlich beruhen, inductive. Vgl. Whewell, „Geschichte der inductiven Wissenschaften" (deutsch von Littrow, 3 Bde., Stuttg. 1839—42).

Indulgenz, s. Ablaß.

Indult ist im kirchlichen Sinne mit Indulgenz oder Ablaß (s. d.) gleichbedeutend; in der Rechtssprache bezeichnet es im Allgemeinen die Frist, die Jemandem zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet wird, und dann insbesondere soviel als Anstandsbrief oder Moratorium (s. d.). Auch braucht man in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Kiel und in München, Indult oder Dult für Jahrmarkt oder Messe, indem da, wo Ablaß ertheilt wurde, wegen des Zusammenströmens vieler Menschen, allmälig Jahrmärkte sich bildeten, und umgekehrt auf Jahrmärkten und Messen zugleich Ablaßkrämer sich einfanden.

Indus oder Sind, auch Mita-Morun, oder der Süße Fluß genannt, der zweite Strom Indiens, dessen Länge mit den Krümmungen ungefähr 490 M. und dessen Flußgebiet auf 19000 □M. beträgt, entspringt in Kleintibet am Fuße der Kailasaberge und durchströmt dieses Land in einem von dem Nordabhange des Himalaja und dem gegenüberliegenden Plateau Tibets gebildeten Thale in der Richtung von Südosten nach Nordwesten, bis er nördlich von Kaschmir nach Südwesten umbiegt. Nachdem er hierauf den Himalaja gerade da durchbrochen, wo er an den Hindukusch stößt, fließt er in derselben südwestlichen Richtung, das Land der Seikhs mit dem Pendschab von Afghanistan trennend, und dann durch das Land Sind dem Arab. Meere zu, in das er sich in einem Delta ergießt. In seinem Laufe nimmt er eine Menge Flüsse auf; die bedeutendsten sind der aus Afghanistan kommende Kabulfluß und der Pendschand, in welchem sich die fünf Flüsse des Pendschab vereinigen. Die bedeutendsten Städte, welche er berührt, sind Leh oder Ladak in Tibet, Attok im Lande der Seikhs, Bakkar, Hyderabad und Tatta in Sind.

Industrie ist im weitesten Sinne der Inbegriff aller menschlichen Bestrebungen, die Massen der vorhandenen Reichthümer zu vermehren, mit andern Worten, zu verdienen, insofern ein Theil der erzeugten Reichthümer Dem zu Gute kommt, welcher diese Bestrebungen macht. Gegenstand der Industrie kann Alles sein, was einen Werth producirt, der Ackerbau und der Bergbau nicht weniger als die Gewerbe, welche den Werth der Naturproducte vermehren, indem sie die unzweckmäßige Form in eine zweckmäßige verwandeln, ebenso auch der Handel, welcher, wie eine gesunde Nationalökonomie zeigt, stets einen reellen Werth producirt, d. h. den Mehrwerth, welchen die Waare am Orte des Verkaufs hat, gegen ihren um die eigenen Transportspesen vermehrten Werth am Einkaufsorte. In rein persönlicher Beziehung kann auch jede andere lohnbringende Beschäftigung Industrie genannt werden, wenn sie auch keine neuen Werthe erzeugt. Im engern Sinne pflegt man indessen nur die auf Werthsvermehrung der Naturproducte durch technische Operationen gerichteten Bestrebungen als Industrie zu bezeichnen und sie dann wol auch specieller Ge-

werbs- und Fabrikindustrie zu nennen. In diesem Sinne hat sie auch einem besondern nationalökonomischen Systeme den Namen gegeben, indem man die drei Hauptrichtungen der Nationalökonomie, die dem Ackerbau, Bergbau u. s. w., dem Handel oder endlich den Gewerben den Hauptantheil an Vermehrung der Nationalreichthümer zuschreiben, mit den Namen des Physiokratischen Systems (s. d.), des Merkantilsystems (s. d.) und des Industriesystems belegt hat. Gegenwärtig ist man darüber einig, daß jede solche einseitige Richtung verwerflich sei, und der Streit geht nur noch über den vergleichungsweisen Grad der Wichtigkeit fort, welche jeder dieser Richtungen zu geben ist. Ohne Industrie im weitesten Sinne kann kein Volk bestehen, da es fortwährend Werthe consumirt, also auch stets neue produciren muß, wenn es nicht untergehen will. In dem Grade, in welchem die geistige Bildung sich steigert und somit die Zahl der Bedürfnisse wächst, vermehren sich einerseits die Gegenstände der Industrie im engern Sinne, andererseits aber auch die in Kenntniß und Übung bestehenden Mittel zu Erreichung des Zwecks, sodaß also ein Wachsen der Industrie innerhalb der durch die Umstände dargebotenen Grenzen eine ganz natürliche und nothwendige Folge der steigenden Entwickelung der Völker ist. Jene die Industrie bestimmenden äußern Umstände sind aber die natürliche Beschaffenheit des Landes in Beziehung auf die daselbst producirten Rohstoffe, die vorhandenen Wasserkräfte und Brennmaterialien u. s. w.; ferner der Grad der Intelligenz der Einwohner und die Zahl der vorhandenen Arbeiter, die vorhandenen Capitalien und die Beschaffenheit der Verbindungen mit dem Auslande. Denkt man sich einen Staat völlig isolirt, so würde er natürlich für alle Bedürfnisse seiner Einwohner selbst sorgen und der Werth der Manufacte im Verhältniß der Schwierigkeit ihrer Erzeugung steigen müssen, und was man nicht selbst produciren könnte, z. B. wegen Mangels an Rohstoff, würde von selbst ausgeschlossen bleiben. Davon findet aber ganz das Gegentheil statt; der Handel hat die verschiedensten Länder, welche für die verschiedensten Industriezweige geeignete Bedingungen darbieten, in Verbindung gebracht und dadurch Concurrenz (s. d.) erzeugt. Da der Werth der Manufacte nur insofern ein reeller ist, als die Waare Begehr findet, als sie consumirt wird, so handelt es sich bei der Concurrenz Mehrer nicht mehr allein darum, die Waare zu fertigen, sondern sie bei gleicher Güte am billigsten und in größter Masse zu liefern. In dieser Beziehung hat denn nun von vornherein stets derjenige Staat den Vorzug, bei welchem in Hinsicht auf den betreffenden Industriezweig die genannten Bedingungen am vollkommensten erfüllt sind. Was den Einfluß jener Bedingungen anlangt, so ist die natürliche Beschaffenheit des Landes von Wichtigkeit, zuerst, indem sie die einheimischen Rohstoffe bedingt, welche zunächst und vorzugsweise der Verarbeitung unterliegen, so z. B. in England das Eisen und Kupfer, in Deutschland Wolle und Flachs, in Frankreich die Seide u. s. w.; zweitens, indem von ihr, und natürlich zugleich vom Zustande des Ackerbaus, die Menge der möglicherweise ohne Zufuhr zu ernährenden Arbeiter, die Preise der Lebensmittel und somit die Arbeitslöhne abhängen, eine Bedingung, welche in Deutschland vorzüglich erfüllt ist, in England am wenigsten; drittens endlich, indem von ihr das Vorhandensein und der Preis der wichtigsten aller Hülfsmittel der Industrie, der Wasserkräfte und des Brennmaterials, abhängt, ein Punkt, in dem England unendlich viel voraus hat. Von den Einwohnern des Landes hängt die Industrie ab, weil diese an Zahl hinreichend sein müssen, um die Industrie betreiben zu können, ohne dem Ackerbau die nöthigen Hände zu entziehen, weil ferner von dem Grade ihrer Bildung und ihres praktischen Sinnes die Brauchbarkeit und von der gewohnten Lebensart zum Theil der Preis der Arbeiten abhängt; England erfüllt die beiden ersten Bedingungen sehr vollkommen, in der letzten Beziehung ist Deutschland voraus. Die Verbindungen mit dem Auslande, der Handel, die Colonien sind in doppelter Beziehung wichtig, denn erstens hängt von ihnen der vortheilhafteste Bezug solcher Rohstoffe ab, die nicht im Lande erzeugt werden, und zweitens der Absatz des Überschusses von Fabrikaten über den innern Bedarf, und es ist auch hier England im großen Vorsprunge. Daß endlich eine Industrie ohne Capitalien nicht bestehen kann, daß sie also nur da eine rasche und kräftige Entwickelung erreicht, wo ein durch Ackerbau erzeugter Wohlstand schon vorhanden ist, bedarf kaum eines Beweises; das Capital eines industriellen Etablissements besteht aber außer Gebäu-

den und Maschinen aus dem gesammten Verlage für Rohstoff und Arbeitslohn, welcher gemacht werden muß bis zum Verkauf der Waare. Was von dem Verhältnisse verschiedener Staaten untereinander gesagt ist, gilt zum Theil auch von der Concurrenz der einheimischen Industriellen unter sich, da auch hier der Eine mehr günstige Localumstände, größere Intelligenz, größeres Capital, bessern Arbeiterschlag und umfassendere Verbindungen für sich hat als der Andere.

Sowie nun die einzelnen Individuen alle Kräfte anspannen, um die Vortheile der Concurrenz auf ihre Seite zu lenken und ungünstige Umstände zu besiegen, ein Wetteifer, welcher der Haupthebel alles industriellen Fortschritts ist, so kann man nun auch fragen, soll man die Industrie ganzer Nationen ihrer eigenen Entwickelung überlassen, oder von Seiten der Staatsverwaltungen direct fördernd einwirken? Diese Frage ist schon der Gegenstand vielfacher Discussionen gewesen und noch gegenwärtig eine der schwierigsten und wichtigsten Materien nationalökonomischer Besprechung. Man hat in dieser Beziehung viel von künstlicher Industrie gesprochen und als solche jeden industriellen Zustand bezeichnet, der, ohne in der natürlichen Begebung des Landes eine Wurzel zu haben oder aus dem natürlichen Entwickelungsgange der Dinge hervorgegangen zu sein, nur durch vorübergehende günstige Umstände, wie z. B. die Continentalsperre zur Zeit Napoleon's, und durch directe Unterstützung und Förderung der Regierung herbeigeführt ist. (S. Continentalsystem.) Es gibt unleugbar solche Fälle, wie z. B. die elsasser Industrie in ihrer Entwickelung, in der für dauernde industrielle Bestrebungen gerade ungünstigsten gelegenen Gegend Frankreichs, zum großen Theil eine künstliche genannt werden muß. Die Erfahrung zeigt dann allerdings, daß nach dem Aufhören jener vorübergehenden Umstände dergleichen Industrien allmälig zurückgehen und in sich zerfallen oder in andere Gegenden verpflanzt werden, was natürlich nicht ohne mannichfache nachtheilige Rückwirkung geschehen kann. Daraus folgt freilich die Lehre, daß man bei thätiger Beförderung eines unter den gerade vorliegenden Umständen Erfolg versprechenden Industriezweigs sorgfältig zu überlegen habe, ob jene Umstände eine längere Dauer versprechen oder nicht. Wenn man aber so weit gegangen ist, jede nicht auf die Verarbeitung einheimischer Rohstoffe gegründete Industrie als eine künstliche zu verwerfen und zu fodern, daß der Staat gar nichts für Beförderung der Industrie thun, sondern Alles der völlig freien, d. h. jeder Concurrenz ungehindert bloßgestellten, Entwickelung überlassen soll, wobei sich schon von selbst Alles in das richtige Verhältniß stellen werde, so ist dies jedenfalls ein Irrthum. Das Vorhandensein des Rohstoffs ist nur Eine der Bedingungen für das Gedeihen einer Industrie; wo nun die übrigen Bedingungen in zureichender Weise erfüllt sind und man sich durch Regulirung und Beförderung der Schiffahrts- und Handelsverhältnisse Zufuhren eines für die inländische Verarbeitung geeigneten Rohstoffs sichern kann, wäre es Vernachlässigung einer der wichtigsten Quellen des Nationalreichthums, die Einführung solcher Industrie hindern zu wollen, insbesondere da, wo die Zahl der vorhandenen Hände durch den Ackerbau und ähnliche Beschäftigungen nicht ganz in Anspruch genommen wird, also die Nothwendigkeit vorliegt, für jene überzähligen Hände lohnende Beschäftigungen zu finden. Wäre keine Concurrenz anderer Staaten zu bestehen, so würde jeder Staat sehr bald dahin kommen, den eigenen Bedarf an Fabrikaten zu erzeugen. Diese Concurrenz macht aber für emporblühende Industrie den Kampf zu ungleich, da jeder neue Industriezweig, selbst unter den günstigsten Bedingungen, eine Entwickelungsperiode durchzumachen hat; sollte eine neue Industrie von Anfang an mit ihren ältern Rivalen Preis halten, so würde sie während dieser ganzen Periode mit Verlust arbeiten und dieser Verlust also das erfoderliche Capital auf eine solche Weise erhöhen, daß daran häufig die Versuche scheitern. Hier scheint es nun Pflicht der Verwaltungen, einestheils durch freie Einfuhr der Rohstoffe, Begünstigung der Schiffahrt, Beförderung des Transportwesens, Ermunterung und Bevorzugung derjenigen Betriebsweisen, welche den besten Erfolg sichern, die Hindernisse hinwegzuräumen, anderntheils aber durch angemessene Eingangszölle, deren Höhe sich nach den Preisdifferenzen der in- und ausländischen Waare zu richten hat, jenen Verlust zu beseitigen. Die letztere Maßregel ist offenbar ein der Industrie indirect gewährter Ca-

pitalzuschuß, ein Vorschuß, welchen die Consumenten den Producenten zahlen. Es ist eine leere Furcht, wenn man glaubt, daß dadurch der industrielle Fortschritt gehemmt und ohne reellen Vortheil für die Industrie nur die Faulheit der Producenten auf Kosten der Consumenten begünstigt werde. Dazu läßt es die innere Concurrenz gar nicht kommen, abgesehen davon, daß die Verwaltung dadurch, daß sie die Zölle nach den Preisen, zu welchen die Waaren im Inlande geliefert werden können, regulirt, Dem vorbeugen kann. Endlich ist zu bedenken, wenn man von Benachtheiligung der Consumenten den Producenten gegenüber spricht, daß gerade die Hauptmasse der Consumenten von der arbeitenden Classe gebildet wird, daß es sich also gerade hier um Beförderung des Wohls nicht blos einzelner Fabrikanten, sondern eines Haupttheils der consumirenden Masse handelt. Ein System völlig freier Entwickelung aller Industrie und alles Handels ist überhaupt nur bei völliger Reciprocität denkbar; halbe Maßregeln aber, d. h. Zölle, welche dem angedeuteten Zwecke nicht genügen, füllen nur die Zollkassen, ohne dem Lande bleibenden Nutzen zu gewähren.

Wenn man ferner vielfache Klagen darüber hört, daß gegenwärtig die industrielle Richtung alle andern überwiege, daß über der Sorge für das Materielle aller Sinn für Höheres verloren gehe und daß namentlich die Industrie die öffentliche Moral untergrabe, zur Aristokratie des Geldes und zum Sklaventhum und zu moralischer Erniedrigung der Arbeiter führe, so ist darauf zuerst zu antworten, daß dergleichen historische Entwickelungen in keiner Weise zu hindern, ja als Resultate eines innern nothwendigen Zusammenhangs aller Erscheinungen trotz mannichfacher Auswüchse nicht einmal zu beklagen sind; zweitens aber ist die Klage über moralische Erniedrigung und Pauperismus (s. d.) der Arbeiter, so begründet sie sein mag, keineswegs eine solche, welche die Industrie an sich trifft, oder welche durch Beseitigung aller Industrie erledigt werden könnte; sie trifft vielmehr nur einzelne verwerfliche Methoden des Betriebs (s. Fabrikwesen) und die Hindernisse, welche man der vollen Entwickelung der Industrie, d. h. der ausreichenden Beschäftigung der Arbeiter entgegenstellt oder hinwegzuräumen versäumt hat. Nur wo wirkliche Überproduction stattfindet, d. h. wo außer dem inländischen Bedarfe mehr fabricirt wird, als die vorhandenen Abzugsquellen abzusetzen erlauben, kann von Besorgnissen die Rede sein, nicht aber da, wo, wie in Deutschland, beiweitem der innere Consum noch nicht gedeckt ist. Dieses weist deutlich darauf hin, daß nicht in der Ausfuhr nach außen, welche von Umständen abhängt und sich in dem Maße mindern muß, als die Industrie auswärts vorschreitet, sondern im innern Consum die Hauptstütze jeder Industrie zu suchen ist. Selbst England consumirt den größten Theil seiner Fabrikate selbst; für seine Überproduction aber ist es bemüht, statt der europ. Märkte, die sich ihm allmälig verschließen, andere sich zu sichern, die ihm durch Entwickelung einheimischer Industrie nicht so bald verloren gehen können.

Industrie- oder Arbeitsschulen sind bestimmt, die Jugend schon in den frühesten Jahren zu nützlichen Beschäftigungen anzuhalten und durch die Gewöhnung an Fleiß und Arbeitsamkeit der Neigung zum Müßiggange und zur Bettelei entgegenzuwirken. Das Wesentliche der Volksbildung zur Industrie besteht darin, die Jugend auf dem Lande im Sommer mit Gartenbau, Obst- und Baumzucht, sowie auf dem Felde, im Winter mit Flachs- und Baumwollspinnerei, in den Städten aber die Kinder der Armen in Spinnschulen u. s. w. zu beschäftigen. Das erste aller Bedingnisse einer Industrieschule ist, daß der Unterricht unentgeltlich ertheilt werde, und dann, daß der Ertrag der gelieferten Arbeiten den Kindern ohne Abzug zu Gute gehe. Zu ihrer zweckmäßigen Einrichtung gehört, daß die Art der Industrie der künftigen Bestimmung der Jugend, sowie ihrem Geschlechte, Alter, ihren Geistesfähigkeiten und körperlichen Kräften angemessen sei; daß die gefertigten Arbeiten möglichst schnell einen reellen Werth an sich haben und daß deren Nützlichkeit nicht finanzmäßig berechnet werde; daß die gut gearbeiteten Sachen, zur Anregung des Erwerbgeistes, etwas höher bezahlt werden; daß der Unterricht auch bei den Erwachsenen fortgesetzt und aller pedantische Zwang hinsichtlich der Disciplin möglichst vermieden werde. Die erste deutsche Industrieschule wurde von dem Propste von Schulstein 1777 zu Prag errichtet und fand in Böhmen sehr bald Nachahmung. Auch in Wien und andern östr. Städten, in Hamburg, in der Stadt und in dem Fürstenthum Würzburg fanden die Industrieschulen schon seit 1780 Eingang und Pflege. Demnächst wurden solche in Mecklen-

burg-Schwerin, in Baden unter der Regierung des Markgrafen Karl Friedrich, in Hessen, Hannover, Braunschweig und Baiern errichtet, und gegenwärtig gibt es wol keinen deutschen Staat ohne solche Anstalten, die freilich nach Verschiedenheit der Örtlichkeiten und Mittel eine sehr mannichfache Einrichtung haben. Nichtsdestoweniger steht Deutschland in Hinsicht der Industrieschulen Frankreich und England beiweitem nach. Besonders berühmt und eine wahre Musteranstalt ist die mit dem Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl (s. d.) in Verbindung stehende Arbeitsschule. In Frankreich ist vorzüglich die Arbeitsschule zu Strasburg vortrefflich eingerichtet. Neuerdings hat man die Aufmerksamkeit namentlich auf die Gründung landwirthschaftlicher Armenschulen hingerichtet. Vgl. Lange, „Feldgärtnereicolonien oder ländliche Erziehungsanstalten für Armenkinder" (2 Bde., 2. Aufl., Dresd. 1836—37) und Preusker, „Andeutungen über Sonntags-, Real- und Gewerbsschulen" (2. Aufl. Lpz. 1835).

Ines de Castro, die Tochter Pedro's Fernandez de Castro, entsprossen vom castil. Königsstamme, fesselte als Hofdame der Gemahlin des Infanten Dom Pedro, des Sohnes Königs Alfons' IV. von Portugal, durch ihre Schönheit diesen dermaßen, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin, 1345, heimlich mit ihr vermählte. In der Stille des Klosters der heil. Clara zu Coimbra genossen nun beide des lang ersehnten Glücks, bis die Neider der schönen J., die hinterlistigen Rathgeber des Königs, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez, das Geheimniß durchschauend, bei diesem die Besorgniß zu erwecken wußten, daß diese Verbindung seinem unmündigen Enkel, Ferdinand, dem Sohne Dom Pedro's von seiner verstorbenen Gemahlin, nachtheilig werden könnte. Dom Pedro, von seinem Vater wegen seiner Vermählung befragt, wagte es nicht, die Wahrheit zu gestehen, noch weniger aber konnte er des Königs Befehl gehorchen, sich mit einer Andern zu vermählen. Im Rathe des Königs mit seinen Günstlingen wurde nun beschlossen, die unglückliche J. zu tödten. Während der Abwesenheit Dom Pedro's auf einer Jagd im J. 1355 eilte der König nach Coimbra; doch gerührt durch den Anblick der Unglücklichen, die sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen warf und um Gnade bat, hatte er nicht den Muth, die grausame That zu vollführen. Doch kaum war die erste Rührung vorüber, so gelang es seinen Rathgebern, von ihm die Erlaubniß zu erhalten, den beschlossenen Mord zu vollziehen, und noch in derselben Stunde erlag J. unter den Dolchen ihrer Feinde. Dom Pedro empörte sich nun zwar wider seinen Vater, doch gelang es der Königin und dem Erzbischof von Braga, Vater und Sohn zu versöhnen. Letzterer erhielt mehre Vorrechte, wogegen er eidlich versprochen haben soll, sich an den Mördern seiner geliebten J. nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf starb der König; noch vor seinem Tode waren, auf seinen Rath, jene drei Männer, auf welchen die schwere Blutschuld lastete, aus dem Reiche gegangen, um in Castilien Sicherheit zu suchen. Hier herrschte damals Peter der Grausame, vor dessen furchtbarer Strenge mehre edle Castilier nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen die Mörder der J. auszuwechseln. Dom Pedro ging darauf ein und bekam 1360 Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez in seine Gewalt, während Diego Lopez Pacheco noch Zeit gefunden hatte, nach Aragon zu entfliehen. In grausamer Weise wurden nun die Mörder, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, vor des Königs Augen gefoltert, der ihnen dann das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche in die Luft streuen ließ. Zwei Jahre später berief der König die Ersten seines Reichs nach Cantanheda und erklärte durch einen feierlichen Eid, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin Konstantia, kraft päpstlicher Erlaubniß, mit J. de Castro zu Braganza habe trauen lassen, und zwar in Gegenwart des Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Der Erzbischof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und die päpstliche Urkunde, worauf sich der König bezogen, wurde öffentlich verkündet. Sodann ließ der König den Leichnam seiner geliebten J. aus dem Grabe heben und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geschmückt auf einen Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des Gewands zu küssen und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leisten, die sie im Leben nicht hatte empfangen sollen. Nachdem dieses geschehen, wurde die Leiche auf einem Trauer-

wagen nach Alcobaza geführt; der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß; der ganze 17 M. lange Weg aber von Coimbra bis Alcobaza war von vielen Tausenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten besetzt. Über ihrem Grabe ließ der König ein prächtiges Denkmal von weißem Marmor errichten und ihr Bild mit der Königskrone auf dem Haupte aufstellen. Die Geschichte der unglücklichen J. hat mehren Dichtern Stoff zu Trauerspielen gegeben, unter den Portugiesen J. B. Gomes (s. d.), unter den Deutschen dem Grafen von Soden und unter den Holländern R. Feith (s. d.); am schönsten aber hat Camoens (s. d.) sie verewigt, in dessen „Lusiaden" die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichsten Episoden bildet. Eine vergleichende Kritik der verschiedenen Ines-Tragödien hat Wittich seiner Übersetzung des Trauerspiels von Gomes (Lpz. 1841) beigefügt.

Infallibilität, d. h. Unfehlbarkeit in Sachen des Glaubens und der Lehre, legten die allgemeinen Concilien der Kirche als Inhaberin des heiligen Geistes und sich als Repräsentanten derselben bei, um ihren Entscheidungen und Beschlüssen allgemeine Gültigkeit zu verschaffen. Auch der Papst, als Repräsentant und sichtbares Oberhaupt der Kirche, schreibt sich dieselbe zu. Er gründet darauf die Herrschaft über Kaiser und Könige, Fürsten und Herren, über die Concilien, den gesammten Klerus und alle Völker und nimmt in kirchlichen Dingen das Entscheidungsrecht für sich allein in Anspruch. Die protestantische Kirche verwirft dieses Dogma und erkennt nur das Evangelium für infallibel.

Infamie oder Ehrlosigkeit. Das röm. Recht, in welchem die Lehre von der Infamie sehr ausgebildet erscheint, unterscheidet die infamia facti, welche von der öffentlichen Meinung mit gewissen Beschäftigungen und Handlungen verknüpft wird, von der infamia juris, welche von den Gesetzen auf gewisse Vergehungen oder pflichtwidrige Handlungen gesetzt ist, und theilt die letztere wieder in infamia mediata, welche erst durch Urtheil eintritt, und infamia immediata, welche unmittelbare Folge der verbrecherischen Handlung ist. Im deutschen Criminalrechte hat diese Lehre sowol durch die zum Theil wesentlich abweichenden Grundsätze des ältern einheimischen Rechts über Rechtlosigkeit und Ehrlosigkeit, als auch namentlich unter dem Einflusse der fortschreitenden Cultur und Gesetzgebungspolitik mannichfache Umgestaltungen erfahren. Nach der gemeinrechtlichen Praxis wird anzunehmen sein, daß die Ehrlosigkeit als Folge einer Verurtheilung nur dann eintreten könne, wenn der Richter im Urtheile sie ausdrücklich ausgesprochen hat, oder wenn ein bestimmtes Gesetz dieselbe als nothwendige Folge eines bestimmten Verbrechens androht, oder in Folge einer Strafe, an welche nach den Gesetzen oder dem Gerichtsbrauch bestimmte Nachtheile für die bürgerliche Ehre geknüpft sind. Die neuern Gesetzgebungen gehen mit Recht in Betreff dieser Ehrenschmälerung, welche immer allgemeiner an die Stelle der Entziehung aller Ehre tritt, milder zu Werke und pflegen nur an wirklich erlittene schwere Freiheitsstrafen den Verlust der bürgerlichen und politischen Ehrenrechte zu knüpfen, wie sie auch die sogenannte Anrüchigkeit (s. d.) immer mehr zu verdrängen suchen.

Infant (Infante), vom lat. infans, d. i. Kind, wurde in sehr früher Zeit in Portugal und Spanien der Titel für die sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses, und ebenso Infantin (Infantas) für die Prinzessinnen. Dies ist auch gegenwärtig beibehalten, nur daß in Spanien seit dem 14. Jahrh. dem jedesmaligen Thronfolger der Titel eines Prinzen von Asturien durch den König beigelegt wird, und daß in Portugal der Thronfolger bis zur Abtrennung Brasiliens den Titel als Prinz von Brasilien führte. Der Infant Heinrich, der älteste Sohn König Johann's I. von Castilien, war der Erste, der 1388 den Titel als Prinz von Asturien erhielt. Den Titel Infant führen die span. Prinzen auch fort, wenn sie auf fremde Throne gelangen. So führt der König beider Sicilien neben seinem königlichen Titel unmittelbar den eines Infanten von Spanien, und der Herzog von Lucca den Titel Infant von Spanien, Fürst von Lucca, Erbherzog von Parma. Das einem Infanten oder einer Infantin als Leibgedinge angewiesene Gebiet hieß Infantado. Dieser Name erhielt sich in dem Gebiete von Infantado, das der König Heinrich IV. von Castilien an Don Diego Hurtado Mendoza verlieh. Im J. 1475 zum Herzogthum erhoben, kam dasselbe nachmals durch Vermählung an das Haus Silva.

Infantädo (Herzog von), einer der uneigennützigsten Anhänger König Ferdi-

nand's VII. von Spanien, geb. um 1773, aus dem Geschlecht der Silva, wurde in Frankreich unter den Augen seiner Mutter, einer Prinzessin von Salm-Salm, erzogen. Im Kriege von 1793 warb er in Catalonien ein Regiment auf seine Kosten und schloß sich dem damaligen Prinzen von Asturien näher an, weshalb er 1806 Madrid verlassen mußte. Seitdem in noch engerer Verbindung mit dem Prinzen, scharten sich nun um ihn die mit dem Günstlinge des Königs, dem Herzog von Alcudia (s. d.), unzufriedenen Großen. So wurde er in den Proceß vom Escurial verwickelt, in welchem der Generalprocurator des Königs gegen ihn auf Todesstrafe antrug, die man jedoch nicht auszusprechen wagte. Im J. 1808 begleitete er den König Ferdinand VII. nach Bayonne, unterzeichnete daselbst am 7. Juli 1808 die Constitution, welche Napoleon für Spanien bestimmt hatte, und trat als Oberst in die Garde des Königs Joseph. Doch sehr bald legte er seine Stellen nieder und foderte die Nation auf, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, weshalb ihn Napoleon am 12. Nov. 1808 als Verräther ächtete. Im J. 1809 befehligte er ein span. Armeecorps, wurde aber von den Franzosen unter Sebastiani zweimal geschlagen und ging, nachdem man ihm den Oberbefehl genommen, nach Sevilla. Durch die Cortes wurde er 1811 zum Präsidenten des Raths von Spanien und Indien ernannt und mit einer außerordentlichen Sendung an den Prinz-Regenten von England beauftragt. Als einem der Häupter der Partei der Servilen schenkte ihm Ferdinand VII. (s. d.) nach seiner Wiedereinsetzung seine vorzügliche Gunst und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien. Nach der Wiederherstellung der Constitution im März 1820 legte er seine Stellen nieder und wurde dann nach Majorca verwiesen. Im J. 1823 wurde er Präsident der während der franz. Occupation in Madrid eingesetzten Regentschaft, und nachdem er im Aug. dem Könige die Regierung übergeben, Mitglied des Staatsraths. Nachdem er an verschiedenen Staatsgeschäften thätigen Antheil genommen, trat er im Oct. 1825 an die Spitze des Ministeriums, doch schon im Oct. 1826 sah er sich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Seitdem privatisirte er in Madrid, wo er scharf beobachtet wurde, sodaß man ihm 1830 nicht einmal nach Italien zu reisen erlaubte. Nach dem Tode Ferdinand's VII. begab er sich nach Frankreich, wo er 1832 starb.

Infanterie oder Fußvolk heißen diejenigen Soldaten, welche mit Schießgewehr und dem Bayonnet bewaffnet fechten und nicht beritten sind. Der Name soll daher entstanden sein, daß eine span. Infantin, als sie erfuhr, daß ihres Vaters Heer von den Mauren geschlagen sei, eine große Anzahl Fußvolk versammelte, an der Spitze desselben gegen den Feind zog und einen glänzenden Sieg davon trug, worauf zum bleibenden Andenken dieser Waffenthat das span. Fußvolk Infanterie genannt worden sei. Da Spaniens Militaireinrichtungen lange Zeit als Vorbild dienten, ging dieser Name auch auf das Fußvolk anderer Nationen über. Die frühere Eintheilung in leichte und schwere Infanterie ist nicht mehr ganz anwendbar, seit die Ausbildung der Truppen überall so gesteigert wird, daß die Selbstthätigkeit des einzelnen Mannes als unentbehrliches Bedürfniß erscheint. Der Gegensatz von Linieninfanterie und Tirailleurs (s. d.) beruht nur auf der Art der Aufstellung der Truppen in zusammenhängender Linie, also als Einzelfechter. Unterabtheilungen der Infanterie sind die Grenadiere (s. Granaten), welche noch im Siebenjährigen Kriege als der Kern der Infanterie betrachtet wurden; die Musketiere (s. Muskete), die in Masse oder Linie zu fechten bestimmt sind; die Füsiliere (s. d.), vorzugsweise zum zerstreuten Gefecht ausgebildet, und die Schützen und Jäger, mit Büchsen bewaffnet, mehr durch die große Wirksamkeit ihrer Waffe als durch den Gebrauch des Hirschfängers, der hier die Stelle des Bayonnets vertritt, eine vorzügliche Truppe. Die Infanterie ist unter allen Truppengattungen die selbständigste und wird mit Recht als der Haupttheil jedes Heers betrachtet, weil sie weit unabhängiger vom Terrain als alle andere Truppen fechten kann, leichter unterhalten und schneller ausgebildet wird. Nur im Orient ist aus localen Gründen die Anzahl der Cavalerie größer als die der Infanterie; in allen andern Heeren bildet die letztere die Hauptmasse jedes größern oder kleinern Corps.

Infarkten ist ein medicinischer Ausdruck, welcher besonders in den Schriften des 18. Jahrh. häufig vorkommt. Man verstand darunter gallertartige Klumpen, welche aus geronnenem Blute, verhärtetem Speisebrei, fleischiger und häutiger Masse bestehend, bald mehr

bald weniger hart sich im Dickdarme festsetzen und Ursache der Hämorrhoidalkrankheit, Melancholie u. s. w. sein sollten. Nach diesen Voraussetzungen waren allerdings Klystiere ein sehr passendes Mittel gegen dieses Übel; jedoch führte die ganze Annahme sehr bald zum Misbrauch dieses sonst so nützlichen Heilmittels, der auch die Lehre von den Infarkten wieder so tief stürzte, daß man sie für eine leere Einbildung hielt. Allein auch hierin wurde zu weit gegangen, da das Vorhandensein von Infarkten leicht erklärlich ist und solche sich wol annehmen lassen, ohne daß man ihnen deshalb die früher angenommenen Folgen beizulegen und die dagegen angewendeten Mittel in der frühern Ausdehnung anzuwenden braucht.

Inferien (inferiae) hießen bei den Alten die Todtenopfer, welche den unterirdischen Gottheiten für die Seelen der Verstorbenen gebracht wurden. Etwas Ähnliches der christlichen Kirche sind die Exequien (s. d.).

Infibulation nennt man eine Operation, mittels deren die männlichen oder weiblichen Geschlechtstheile zur Vollziehung der Begattung oder zu unnatürlichen Ausschweifungen vorübergehend untauglich gemacht werden. Die Anwendung dieser Operation stammt aus dem frühesten Alterthume und wahrscheinlich aus Asien, von wo aus sie zu den Griechen und dann zu den Römern gelangte, bei denen ihr vorzüglich Sänger und Schauspieler unterworfen wurden, deren Talente man dadurch, daß ihnen Ausschweifungen unmöglich gemacht wurden, sicherer zu bewahren glaubte. Die Infibulation der Männer wird schon von Celsus beschrieben und von Juvenal und Martial erwähnt; in neuerer Zeit ist sie wieder empfohlen und zuweilen auch an Knaben und Jünglingen ausgeführt worden, um diese von unnatürlichen Ausschweifungen abzuhalten. Der Vorschlag Weinhold's in der Schrift „Von der Übervölkerung in Mitteleuropa u. s. w." (Halle 1827), alle unverheiratheten Männer zu infibuliren, um der allzugroßen Vermehrung der Menschen Einhalt zu thun, wurde mit dem verdienten Hohne, namentlich in der Schrift von Wahrhold, „Die Weinhold'sche Übervölkerung betreffend u. s. w." (Halle 1827) zurückgewiesen. Die Angaben, daß die Infibulation des weiblichen Geschlechts bei manchen Völkern bis in die neuere Zeit allgemein in Gebrauch sei, sind unzuverlässig, ebenso die Nachrichten von den Keuschheitsgürteln, durch welche sich im Mittelalter besonders im südlichen Europa eifersüchtige Ehemänner der Treue ihrer Frauen versichert haben sollen.

Infinitesimalrechnung oder Analysis des Unendlichen nennt man gewöhnlich die Differentialrechnung (s. d.) und Integralrechnung (s. d.).

Infinitiv (lat.) heißt in der Grammatik derjenige Theil des Zeitworts, welcher die Handlung oder auch den Zustand des letztern in abstracter Allgemeinheit, ohne Bezeichnung des persönlichen und numerischen Verhältnisses ausdrückt. Er enthält mithin für sich allein keine aussagende Kraft, sondern ist nur die unbestimmte Form des Zeitworts, in welcher dieses ohne Subject selbständig dargestellt wird, und nähert sich dadurch dem abstracten Substantiv, jedoch mit dem Unterschiede, daß er das Thun noch als etwas in der Zeit Verfließendes denken läßt, während dasselbe in jenem als etwas Selbständiges erscheint, z. B. „Lügen ist schändlich", und „Die Lüge ist schändlich". In diesem Falle nimmt er auch die Modification des Substantivs an, wird als Neutrum betrachtet und in einigen Sprachen, wie in der griech. und deutschen, mittels des Artikels declinirt. Indem nun das Zeitwort eine Thätigkeit oder einen Zustand bezeichnet, welche in zeitlichen Verhältnissen steht, so kann auch der Infinitiv der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft angehören, obgleich diese Beziehungen nicht in allen Sprachen durch besondere Formen hervortreten.

Inflexion oder Beugung des Lichts. Wenn man einen Sonnenstrahl durch eine ganz kleine Öffnung eines verfinsterten Zimmers auf einen feinen Draht oder überhaupt einen schmalen undurchsichtigen Körper fallen läßt, so werfen dieselben einen Schatten, den man mit einer weißen Fläche auffangen kann. Hierbei wird man finden, daß dieser Schatten breiter ist, als er der Rechnung und der gradlinigen Fortpflanzung des Lichts zufolge sein sollte, und daß er an seinen Grenzen einen farbigen Saum hat, den man sonst an keinem Schatten zu bemerken pflegt. Läßt man ebenso einen Lichtstrahl senkrecht auf eine sehr schmale, den 400. Theil eines Zolls nicht übersteigende Ritze fallen, die sich zwischen zwei stählernen oder überhaupt metallenen Schneiden befindet, so theilt sich dieser Lichtstrahl und läßt in der Mitte einen Schatten, ja auch farbige Streifen zurück. Diese

und noch viele andere Erscheinungen beweisen, daß Lichtstrahlen, die an den Kanten eines Körpers vorbeigehen oder durch sehr kleine Öffnungen geleitet werden, eine Ablenkung von der gradlinigen Bahn erleiden und dabei in farbige Büschel zerlegt werden. Man nennt diese Modification des Lichts, welche zuerst im 17. Jahrh. von Grimaldi bemerkt und von ihm Diffraction genannt wurde, jetzt gewöhnlicher Inflexion oder auch Beugung des Lichts. Sie ist von Newton, Flaubergues, Biot, Fresnel, Young und Fraunhofer, in der neuesten Zeit von Schwerd genauer erforscht worden. Viele sehr gewöhnliche Erscheinungen beruhen hierauf, z. B. die Farbenbilder, die wir an dünnen cylindrischen Körpern, wie Spinnfäden und Haaren, wahrnehmen. Zur Beobachtung dieser Erscheinungen bedient man sich der Inflexioskope. Das bequemste Inflexioskop erfand Mayer; doch weit reiner lassen sich diese Phänomene nach Fraunhofer's Methode wahrnehmen, der einen Lichtbüschel durch eine schmale, aber hohe Öffnung in ein verfinstertes Zimmer leitete, dann in den Weg der Strahlen ein achromatisches Fernrohr so stellte, daß man durch dasselbe die genannte Öffnung deutlich sehen konnte, und hierauf vor das Objectivglas des Fernrohrs einen Schirm mit einer sehr schmalen Öffnung oder mit sehr feinem Draht setzte.

Influenza, s. Grippe.

Inful (infula oder auch vitta) hieß bei den Römern die weißwollene Stirnbinde, mit der Priester, Vestalinnen und Opfernde das Haupt turbanartig umwanden. Anfangs ein Zeichen der Demuth, wurde die Inful nachmals zum Zeichen der Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Opferthiere, Kirchen und Altäre wurden nun mit ihr behangen, und auch die Bittenden (supplices) und die Friedensgesandten legten sie an. In späterer Zeit diente sie den kaiserlichen Statthaltern zur Bezeichnung ihrer Würde. Von den heidnischen Priestern ging sie im karolingischen Zeitalter auf die christlichen Bischöfe über und erhielt nun für gewöhnlich den Namen der Bischofsmütze (mitra). Eine solche besteht aus zwei flachen, hohen, oben spitzzulaufenden Deckeln von Blech oder Pappe, die mit seidenem Zeuch, von der Grundfarbe des Meßgewandes überzogen, meist reich gestickt und häufig mit Gold und Edelsteinen besetzt sind. Die nach vorn zustehende Seite ist mit dem Kreuze geziert, gleich den hinten herabhängenden zwei Bändern, die noch an die röm. Inful erinnern. Die Bischofsmütze ist bei den Amtsverrichtungen die eigenthümliche Kopfbedeckung aller Bischöfe, einschließlich des Papstes, der zugleich das Recht hat, auch Äbte und Pröpste zu infuliren, d. h. ihnen das Tragen einer Bischofsmütze ausnahmsweise zu gestatten. Auch wird die Bischofsmütze von Denen, die zum Tragen derselben berechtigt sind, im Wappen geführt.

Infusion oder Aufguß nennt man sowol die Bereitungsart gewisser Arzneien, welche darin besteht, daß man feste Stoffe mit Flüssigkeiten übergießt, um die wirksamen Theile aus ihnen herauszuziehen, als die auf diese Art dargestellte Arznei selbst. Diesem Processe werden viele vegetabilische und einige animalische Stoffe unterworfen, während man von Flüssigkeiten, wie Wasser, Wein, Weingeist, Branntwein, Essig, Öle u. s. w., auch zuweilen das Decoct (s. d.) einer andern Arzneisubstanz benutzt. Da man bei der Infusion stets solche arzneiliche Theile auszuziehen beabsichtigt, welche entweder der Siedehitze zum Ausziehen nicht bedürfen, oder welche sich in derselben zersetzen oder durch dieselbe verfliegen würden, so muß auch rücksichtlich dieser Umstände die Temperatur der zu gebrauchenden Flüssigkeit eine sehr verschiedene sein.

Infusorien oder Infusionsthierchen, d. i. Aufgußthierchen, nennt man der Wortbedeutung nach jene nur mittels des Mikroskops unterscheidbaren, dem unbewaffneten Auge meist unsichtbaren Geschöpfe, die sich in wässerigen Aufgüssen auf thierische oder pflanzliche Körper erzeugen. Sie wurden kurz nach Erfindung des Mikroskops und zwar schon um 1660 von Leuwenhoek entdeckt, indessen fällt ihre genaue Kenntniß erst in die neueste Zeit; auf O. F. Müller (1776), der bereits an 400 Arten aufzählte, folgte eine Menge von Beobachtern, unter welchen C. G. Ehrenberg (s. d.) durch den Umfang seiner Entdeckungen und die Tiefe seiner Untersuchungen zum Begründer der gegenwärtigen Infusorienkunde geworden ist. Der Aufenthalt dieser Geschöpfe ist stets im Wasser oder doch im Feuchten, nie im Thau; man findet sie in jeder Art von Gewässern, in den Flüssigkeiten der Pflanzen und Thiere, im Schleim, Eiter, der Samenflüssigkeit der Thiere, im Torfmoore u. s. w. Sie sind die kleinsten aller Thiere, haben eine mittlere Größe von

1/10—1/5 Millimeter, und nur wenige, dem nackten Auge als gefärbte Punkte erscheinende Arten erreichen die in ihrer Classe riesige Größe von 3 Millimeter; die kleinsten aber haben einen Durchmesser von 1/2000 Linie; eine Cubiklinie Wasser kann daher, nach Ehrenberg, an 50 Mill. Infusorien enthalten. Ihr gewöhnlich rundlicher Körper besteht aus einem gallertartigen, durchscheinenden, selten lebhaft gefärbten Gewebe und hat keine eigentlichen Glieder, sondern nur sehr zarte Wimpern und Fäden, die wie Ruder gebraucht werden und bisweilen zu einer Art von Rädern vereint sind. Ehrenberg schreibt den meisten eine sehr zusammengesetzte Organisation zu, einen oder mehre Mägen, Darmkanal, Gebiß, Augen und Geschlechtswerkzeuge; er fand auf ihnen sogar Läuse, die selbst wieder andere Parasiten auf sich trugen; doch wurden diese höchst wunderbaren Entdeckungen durch andere Beobachter, namentlich Dujardin, in Zweifel gezogen, oder wenigstens einfacher gedeutet. Die der Ernährung wegen in den höhern Thierclassen geführten Kriege wiederholen sich auch bei den Infusorien. Sie sind niemals schlafend beobachtet worden, vielmehr sind die meisten in ununterbrochener Bewegung. Ihre Lebensdauer ist kurz; beim Zersetzen der Flüssigkeit, die sie umgibt, zerfließen sie, jedoch können unter günstigen Umständen ihre Bruchtheile die ursprüngliche Lebhaftigkeit wieder erlangen; keine Art jedoch kann, wie man ehedem wol behauptete, Jahre lang eingetrocknet liegen und durch Anfeuchtung wieder belebt werden. Sie pflanzen sich entweder durch Eier oder durch Selbsttheilung oder auf beide Weisen zugleich fort. Die Selbsttheilung besteht darin, daß der Körper irgendwo beginnt, eine Einschnürung zu zeigen, die gradweise zunehmend mit dem Zerfallen in zwei selbständige Individuen endet und sich so vielfach wiederholt, daß aus einem einzigen Infusionsthierchen in wenigen Stunden durch Selbsttheilung möglicherweise an eine Million Individuen entstehen kann. Da viele von ihnen mit Panzern bekleidet sind, die, aus Kieselerde bestehend, Zerstörung durch Fäulniß nicht erleiden, so können bei rascher Vermehrung binnen vier Tagen 140 Billionen dieser Panzer entstanden sein, die zusammen zwei Cubikfuß Erde bilden. In der That hat man auch entdeckt, daß viele Gebilde der jüngern Erdschichten, Polirschiefer, Feuerstein, Kieselguhr der Hauptsache nach aus zusammenhängenden Panzern theils der Jetztwelt angehörender, theils untergegangener Arten von Infusorien bestehen, die man scharf unterschieden und beschrieben hat. Zu vielfachen noch keineswegs abgeschlossenen Kämpfen hat die Frage geführt über die Entstehung der Infusorien, die auch dann vor sich geht, wenn man ursprünglich ganz reines Wasser in bedeckten Gläsern mit einigen Pflanzentheilen gemengt ein paar Tage aufbewahrt. Der Gedanke an Urzeugung (s. Zeugung), d. h. an die Möglichkeit des Entstehens niederer Organismen ohne Ei oder Altern und nur mittels des Zusammentretens günstiger elementarer Bedingungen, liegt hier sehr nahe, und Versuche, die man mit äußerster Vorsicht vornahm, sprechen so zu Gunsten dieser Annahme, daß Ehrenberg's vollständige Verwerfung derselben und seine Behauptung, die Infusorien entständen nur durch Eier, die überall verbreitet sich erst entwickeln, wenn sie in Flüssigkeiten gelangen, sehr viele Angriffe erfahren hat. Die Infusorienkunde wird gegenwärtig von vielen Seiten her bearbeitet, denn selbst über die Infusorien weitentlegener Länder empfängt man gegenwärtig Nachrichten, und daher ist die Zahl der beschriebenen Arten schon sehr ansehnlich, ihre systematische Eintheilung auf fester Basis begründet, und der innere Bau vieler durch sinnreiche Versuche oder sogar durch Anatomirung festgestellt. Obschon zu dieser tiefen Forschung große Übung und Vorkenntniß gehören, so wird doch auch der Laie bei einiger Vertrautheit mit dem Mikroskop und mittels einer nur 150—200fachen Vergrößerung in einem halben Tropfen Sumpfwasser eine Wunderwelt entdecken. Reich an den herrlichsten Abbildungen ist das Hauptwerk C. G. Ehrenberg's „Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen" (Lpz. 1838, mit 64 color. Taf., Fol.).

Ingävonen hieß nach Ing oder Ingo, einem der drei Söhne des Mannus, der eine der drei Zweige, in welche die Germanen sich theilten. (S. Germanien.) Zu ihm rechnet Plinius die Cimbern, Teutonen und die Chauken; nach neuern Forschungen müssen auch die Sachsen, Angeln und Jüten, die Friesen und die Heruler ihnen beigezählt werden.

Ingelheim, zwei am Rhein nahe beieinander gelegene Orte, in der großherzoglich hess. Provinz Rheinhessen, beide bedeutend durch ihren trefflichen Rothwein, mehr aber

noch durch ihre historischen Denkmäler und Erinnerungen. Oberingelheim, mit jetzt 2300 E., ein ehemaliges Reichsdorf, wird schon 760 als Zubehör der kaiserlichen Pfalz in Niederingelheim erwähnt. Es hatte mit letzterm zusammen ein Ritter- und Centgericht, welches erstere zu Ende des 17. Jahrh. mit dem des kurpfälzischen Oberamts Oppenheim vereinigt wurde. Die dasige uralte, jetzt evangelische Kirche, ist mit vielen Grabmälern und Grabschriften, auch mit Glasmalereien, welche Scenen aus Karl des Großen Leben darstellen, geziert. — Niederingelheim ist besonders berühmt durch den Palast Karl des Großen, der zwischen 768—74 gebaut, auf 100, zum Theil aus Ravenna herbeigeschafften Granit- und Marmorsäulen ruhte. Hier hielt im J. 774 Karl der Große einen Reichstag, und auch unter seinen Nachfolgern, die öfters daselbst residirten, wurden hier mehre Kirchen- und Reichsversammlungen gehalten. Kaiser Friedrich I. ließ 1154 den Palast ausbessern und auch noch Karl IV. suchte ihn in baulichem Stande zu erhalten, überließ ihn aber 1356 an Kurpfalz. Namentlich in der sogenannten bair. Fehde von 1504, dann im Dreißigjährigen Kriege und zuletzt bei dem Einfalle der Franzosen im J. 1689 ist die alte Kaiserburg gänzlich verwüstet worden. Nur wenige Trümmer, der Saal genannt, hatten sich noch erhalten, und auch diese stürzten am 13. Febr. 1831 zusammen. Übrigens führt von diesen Orten die seit 1737 in den Reichsgrafenstand erhobene und noch gegenwärtig im Rheingau stark begüterte Familie von Ingelheim den Namen, die aus einem schon 1140 urkundlich erwähnten Reichsministerial-Geschlecht stammt, welches ursprünglich als Burgmannen in die kaiserliche Pfalz eingesetzt war.

Ingemann (Bernh. Severin), einer der bedeutendsten jetztlebenden dän. Dichter, geb. am 28. Mai 1789 auf der Insel Falster, wo sein Vater Geistlicher war, besuchte nach dessen Tode im J. 1799, von der Mutter zum Studiren angehalten, das Gymnasium zu Slagelse und dann die Universität, wo er für die Abhandlung „Über die Grenzen der Dicht- und Redekunst" 1812 die Preismedaille erhielt. Seine erste Dichterperiode, von 1811—14, in der er seine „Digte" (2 Bde., 1811—12), eine Sammlung zum Theil lyrischer Gedichte unter dem Titel „Procne" und ein Epos in neun Gesängen mit durchgreifender allegorischer Richtung „Den sorte Ridder" (1814) erscheinen ließ, trägt den lyrisch-epischen Charakter; dagegen erscheint er im zweiten Abschnitte seiner Dichterlaufbahn, von 1815—21, mehr lyrisch-dramatisch, mit einer kräftigen, frischen Lebensfärbung und einer bestimmten objectiven Richtung. Dieselbe manifestirt sich durch eine Reihe Tragödien („Masaniello", 1815; „Blanca", 1815; „Hyrden af Tolosa", 1816; „Loveridderen", 1816), Dramen („Rosten i Orkenen", 1815; „Reinald Underbarnet", 1816; „Tasso's Befriede", 1819), Novellen und Mährchen („De Underjordiske", 1817, und „Eventyr og Fortällinger", 1820), die zum Theil ins Deutsche übertragen sind. Die inzwischen von J. unternommene erste Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien in den J. 1818—19 veranlaßte ihn zu der „Reiselyren" (2 Bde., 1820), welcher eine lyrische Sammlung („Julegave", 1826) vorausgegangen war. Den dritten Abschnitt von J.'s Dichterleben, seit 1822, bezeichnet einerseits eine national-historische und religiöse Richtung, andererseits eine bewußte Aneignung der objectiven Form der Poesie. Dem trefflichen Epos „Waldemar de Store og hans Mænd" (1824) folgten nun seine historischen Romane, in welchen er selbständig den romantischen Gehalt der dän. Geschichte des Mittelalters poetisch darzustellen suchte. Sie beginnen mit „Waldemar Seir" (3 Bde., 1826); darauf folgten „Erik Menved's Barndom" (3 Bde., 1828); „Kong Erik og de Fredløse" (2 Bde., 1833) und „Prinds Otto og hans Samtid" (2 Bde., 1835). Wie er schon früher durch seine „Høimessepsalmer" (1825) einem kirchlichen Bedürfnisse seiner Zeit entgegengekommen war, so fesselte ihn jetzt auch der symbolische Gehalt mehrer auf christlichem Grunde entstandenen Sagen und veranlaßte seine „Blade af Jerusalems Skomagers Lommebog" (1833), und „Salomons Ring" (1839). Zu seinen vortrefflichsten Arbeiten gehören endlich die beiden romantisch-historischen Gedichte „Dronning Margrete" (1836) und „Holger Danske" (1837). Eine Ausgabe seiner „Samlede Skrifter" hat er 1843 begonnen.

Ingenieure hießen schon in den frühesten Zeiten die Verfertiger der Kriegsmaschinen (engeños), von welchen die Wurfmaschinen und späterhin die Feuerwaffen abgezweigt das besondere Fach der Artillerie (s. d.) bildeten. In ältern Schriften findet man zu-

weilen den Ausdruck, daß ein wohlgenirter Büchsenmeister am liebsten zum Ingenieur angenommen wurde. Bei der weitern Fortbildung des Kriegswesens erweiterte sich auch der Umfang der Geschäfte der Ingenieure, und es fiel ihnen meist alles Das zu, was man unter dem allgemeinen Ausdruck der Terrainverwandlung begreifen kann, weshalb ihnen auch in der neuesten Zeit in den meisten Armeen eine eigene Truppe, bestehend aus Pionnieren (s. d.), Sappeuren, Mineuren und Pontonieren beigegeben wurde, welche die Beaufsichtigung und zum Theil auch die unmittelbare Ausführung der militairischen Bauten aller Art zu besorgen hat. Der Festungskrieg, der die Verbindung der Bautechnik mit dem Verhalten beim Angriff und der Vertheidigung an Festungen in ihrer eigentlichsten Wirksamkeit umfaßt, bedingt für den Ingenieur, nächst der erfoderlichen militairischen und technischen Ausbildung, nicht minder Muth, Entschlossenheit, Haltung und Umsicht, die als allgemeine Eigenschaften eines guten Soldaten ihm vorzugsweise beiwohnen müssen. Sully bildete 1604 in Frankreich das erste Ingenieurcorps, zum Festungsbau und Belagerungskriege bestimmt; ihm folgten hierin nacheinander Gustav Adolf von Schweden, der deutsche Kaiser, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, und August der Starke von Sachsen und Polen. Ingenieurschulen wurden 1742 in Dresden, 1747 in Wien, 1750 in Mezières und 1788 in Potsdam gestiftet. Bei dem wesentlichen, stets fortschreitenden Einflusse der Physik, Chemie und Mechanik auf Kunst und Gewerbe ist die Benennung Ingenieure auch auf die in diesen Richtungen thätigen Techniker übergegangen, oder doch von ihnen in Anspruch genommen worden, sodaß es gegenwärtig neben den ursprünglichen Feld- und Kriegsingenieuren auch Bergwerks-, Mühlen-, Brücken- und Straßen-, Gasbeleuchtungs- und Eisenbahn-, überhaupt Civilingenieure verschiedener Art gibt.

Ingermanland, ein Theil des russ. Gouvernements Petersburg, heißt der Strich Landes zwischen dem Ladogasee, der Newa, dem Finnischen Golf, der Narwa und der pleßkowschen und nowogorodschen Statthalterschaft. Die Bewohner, nach dem Flusse Inger oder Zschora Ingrier oder Zschoren genannt, sind finnischen Ursprungs, haben aber in Sitten und Sprache viel von den Russen angenommen, mit denen sie seit langer Zeit vermischt leben. Sie sind träge, unwissend, abergläubisch und leben darum in großer Dürftigkeit. Ihre Hauptnahrungszweige sind Ackerbau und Viehzucht. Der Name Ingermanland kam erst auf, als das Land 1617 von Rußland, wozu es seit dem 13. Jahrh. gehört hatte, an Schweden abgetreten wurde. Durch Peter den Großen 1702 wiedererobert, wurde es 1783 zum Gouvernement Petersburg geschlagen.

Ingersleben (Karl Heinr. Ludw. von), ehemaliger preuß. Geh. Staatsminister, geb. am 1. Apr. 1753, widmete sich zunächst der militairischen Laufbahn, die er aber bei der geringen Aussicht auf Beförderung 1786 verließ. Im folgenden Jahre von der Ritterschaft der Altmark zum Landrath des tangermünder und arneburger Kreises erwählt, zeichnete er sich bald so aus, daß er von Friedrich Wilhelm II. 1793 zum Präsidenten der Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt ernannt wurde. Von Friedrich Wilhelm III. 1798 in gleicher Eigenschaft in die Provinz Pommern versetzt, machte er sich namentlich durch die gänzliche Auflösung der Leibeigenschaft in den ausgedehnten pommerschen Domainen höchst verdient. Im J. 1806 wurde er Minister und zugleich Chef der Organisationscommission, welche für Preußen das Kurfürstenthum Hannover in Besitz nahm, wobei er sich durch Milde und Gerechtigkeit ein bleibendes Andenken bei den Bewohnern Hannovers gründete. Nach dem tilsiter Frieden seines Ministeriums, in Folge der Beschränkung des preuß. Staats, enthoben, lebte er als Privatmann, bis ihn der König, auf die Bitte der pommerschen Stände, 1812 zum Präsidenten der pommerschen Regierung ernannte, wo er sich bei den bald erfolgenden Kriegsrüstungen ebenso rastlos als wirksam bewies. Unter seiner Leitung faßten die pommerschen Stände den Beschluß, ein Cavalerieregiment auf Kosten der Provinz zu errichten, das an dem Kampfe gegen Frankreich theilnahm und dem sich auch J.'s einziger Sohn angeschlossen hatte, der in der Schlacht bei Großbeeren fiel. Im J. 1815 zum Oberpräsidenten von Pommern ernannt, wurde er mit der Besitzergreifung und Annahme der Erbhuldigung in Neu-Vorpommern beauftragt, die er auch mit Würde und Humanität und zugleich mit zarter Berücksichtigung des Königs von Schweden vollzog. Hierauf wurde er 1816 Oberpräsident des mit der preuß. Monarchie vereinigten Groß-

herzogthums Niederrhein, wo er sich namentlich mit großer Umsicht und Klugheit gegen die katholische Geistlichkeit benahm, deren Anmaßungen er mit großer Entschiedenheit in die gesetzlichen Schranken wies, auch in der Leitung der landständischen Versammlungen große Besonnenheit bekundete und die Ansprüche der Rheinländer durch Beibehaltung ihrer Justizverfassung und anderer ihnen lieb gewordener Einrichtungen zufrieden zu stellen wußte. Nachdem er bereits am 15. Oct. 1818 sein funfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert, starb er zu Köln am 13. Mai 1831.

Inglis (Henry Dav.), ein ausgezeichneter Reiseerzähler, geb. zu Edinburg 1795, widmete sich anfangs dem Studium der Rechte, sehr bald aber ganz der schönen Literatur. Doch weder sein erster Roman „The new Gil Blas", obschon ein würdiges Seitenstück seines Vorbildes, noch seine „Solitary walks in many lands", die in Diction, Erhabenheit und Schönheit der Gedanken mit Byron's und Scott's Schilderungen wetteifern, fanden Beachtung. Desto entschiedenern Beifall erwarben ihm seine Reisewerke, die sich nicht sowol durch Correctheit und Vollständigkeit, als durch elegante Darstellung auszeichnen. Dahin gehören namentlich sein „Spain in 1830" (2 Bde., Lond. 1832); „Tyrol with a glance at Bavaria" (2 Bde., Lond. 1833; deutsch, Lpz. 1833); „Switzerland, South of France and the Pyrenees"; „Tour through Norway, Sweden and Denmark" und „Channel Islands, Jersey, Guernsey" (2 Bde., Lond. 1834). Er starb zu London am 20. März 1835.

Ingolstadt, eine alte Stadt und Festung in Oberbaiern, am linken Ufer der Donau, ursprünglich Ingoldestadt, und daher im 16. Jahrh. Auripolis oder Chrysopolis genannt, hat etwa 8600 E., die etwas Fabrikhandel und Schiffahrt treiben, 10 Kirchen, darunter eine neuerdings erbaute protestantische, zwei Nonnenklöster, ein altes Schloß und ein Gymnasium. J. war ursprünglich eine königliche Villa, die bereits 806 erwähnt wird, und später die Residenz einer besondern Linie bair. Herzoge, unter denen Ludwig der Bärtige durch seine Kämpfe gegen alle Nachbarn, vorzüglich die geistlichen Fürsten, durch den meuchlerischen Anfall auf seinen Vetter Heinrich von Landshut während des Concils zu Konstanz, durch den Streit mit seinem eigenen Sohne Ludwig und durch sein unglückliches Ende zu Landshut im Gefängnisse im J. 1447, am meisten bekannt ist. Nach dem Aussterben der herzoglichen Linie in J. kam die Stadt an die Herzoge von Landshut, von denen Ludwig der Reiche 1472 die Universität zu J. gründete. Sie hatte anfangs berühmte Lehrer, unter Andern Reuchlin, bis zur Zeit der Reformation durch den überwiegenden Einfluß und die Umtriebe des Professors Eck (s. d.) alle Freidenkenden vertrieben wurden oder von selbst auswanderten, worauf die Universität in die Hände der Jesuiten kam und ihren Ruf verlor. Um sie ganz neu zu organisiren, wurde sie im J. 1800 nach Landshut und von da 1826 nach München verlegt. Die von den Franzosen im J. 1800 geschleiften Festungswerke ließ der König von Baiern in Betracht der Wichtigkeit dieses Punktes an der Donau nach einem großartigen Plane in neuerer Zeit wiederherstellen.

Ingres (Jean Aug. Dominique), einer der vorzüglichsten neuen franz. Maler, geb. zu Montauban im J. 1781, erlernte bei seinem Vater die ersten Anfänge der Zeichenkunst und kam in seinem 16. Jahre in das Atelier von David in Paris, wo ihm das Institut im J. 1800 den zweiten und im folgenden Jahre den ersten Preis zuerkannte. Hierauf ging er nach Rom, wo er von dem steifen Classicismus seines Lehrers sich frei machte, der Natur sich zuwendete und insbesondere Rafael zum Muster wählte. Seine vorzüglichsten Gemälde sind „Ödipus und die Sphinx"; „Jupiter und Thetis"; „Virgil, der dem Augustus und der Octavia die Äneide vorliest"; „Francisca von Rimini"; „Karl's V. Einzug in Paris"; „Napoleon auf dem Throne", jetzt im Invalidenhause zu Paris; „Rafael und die Fornarina"; „Die Messe Papst Pius' VII."; „Das Gelübde Ludwig's XIII., in der Kathedrale zu Montauban; „Der Tod Leonardo da Vinci's"; „Heinrich IV. mit seinen Kindern"; „Die Martern des heil. Symphorian", in der Kirche zu Autun, und ein „Christuskopf". Im Quirinal zu Rom malte er Romulus und den Schlaf Ossian's, und im neunten Saale des Museums an der Decke das Frescobild, die Vergötterung Homer's. Unter seinen großartig aufgefaßten und herrlich ausgeführten Portraits sind die des Marschalls Berwick, Pastoret's, Bertin's de Vaux und Molé's zu erwähnen. Seit 1826 Mitglied des Instituts, ging er 1834 an Vernet's Stelle als Director der franz. Akademie nach Rom,

legte aber in Folge der bittern Angriffe, die er wegen seines „Symphorian" erdulden mußte, 1836 diese Stelle nieder und kehrte nach Paris zurück.

Ingwer oder Ingber nennt man die getrockneten Knollen oder Wurzeln der gemeinen Ingwerpflanze (Amomum Zingiber), welche in Ostindien, auf Malabar, Java u. s. w., jetzt auch in Westindien, an sumpfigen Orten wächst. Die Wurzeln sind fingerdick, ebenso lang, gegliedert und haben eine gerunzelte Oberhaut. In Folge der Behandlung und Trocknung unterscheidet man gemeinen schwarzen oder braunen Ingwer, und weißen oder geschabten Ingwer. Sowol dieser als jener hat einen kampherartigen Geruch und einen gewürzhaften, brennendfeurigen Geschmack, doch der weiße in höherm Grade als der schwarze. Früher wurde der Ingwer häufig als magenstärkendes Gewürz genossen. In Ostindien macht man die frischen Wurzeln auch in Zucker ein und bringt sie als candirten Ingwer in den Handel. Zur Gattung Ingwer gehören auch die Pflanzen, welche die als Blockingwer, Kurkumä und Zittwerwurzel bekannten Wurzeln, sowie die Paradieskörner und Kardamomen liefern; auch diese sind fast ausschließlich ostind. Ursprungs.

Initiative ist eigentlich der erste Schritt, der erste Anstoß zu einer Handlung oder einem Beschluß. Die Initiative einer Sache ergreifen heißt den Anfang mit einer Einleitung machen, den übrigen Betheiligten entgegenkommen. Es ist daher eigentlich falsch, daß man von Ständen, die das Recht, vollständige Gesetzentwürfe vorzulegen, zwar nicht, wohl aber das Recht besitzen, auf die Vorlage solcher anzutragen, zu sagen pflegt, sie hätten die Initiative der Gesetzgebung nicht. Gerade diese haben sie, aber die Mittelstufe, die Redaction der Gesetzentwürfe, gebricht ihnen. Es wird schwerlich eine volksvertretende Gewalt geben, welche die eigentliche Initiative nicht besäße. Wol aber war bis 1830 der franz. Kammer und ist noch gegenwärtig in den meisten deutschen Verfassungsurkunden den Ständen die volle Initiative, das Recht, der Regierung ganze Gesetzentwürfe zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen, versagt. Da sie jedoch das Recht haben, auf Vorlegung von Gesetzentwürfen anzutragen und dabei die Gesichtspunkte anzugeben, aus welchen sie dieselben gefaßt wünschen, worauf ihnen die Regierung eine motivirte Antwort geben muß, so entbehren sie etwas Wesentliches nicht. Die deutsche Einrichtung ist vielmehr insofern sachgemäß, als sich in der That für eine zahlreiche Versammlung weit mehr die Besprechung von Principien als eine specielle Redaction eignet. Sie hat ferner den Vortheil, daß nicht erst viele Zeit auf Abfassung und Discussion eines ganzen Entwurfs verwendet wird, den die Regierung nachher verwirft. Die Erfahrung hat übrigens gezeigt, daß in Frankreich, wo die revidirte Charte von 1830 den Kammern die volle Initiative zusprach, sehr wenig und kein politisch wichtiger Gebrauch davon gemacht worden ist. In England findet übrigens, in Folge der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Verfassung, das directe Gegentheil statt und, während die Theorie gewöhnlich sagt, die Initiative sei dort zwischen der Regierung und dem Parlament getheilt, hat in Wahrheit die Regierung, soweit man sie als etwas vom Parlament Getrenntes auffassen mag, die Initiative gar nicht. Denn was die Minister im Parlamente vorschlagen, das schlagen sie als Mitglieder des Parlaments vor, in welcher Eigenschaft allein sie darin erscheinen, reden und handeln dürfen. Vgl. Murhard, „Die Initiative bei der Gesetzgebung" (Kass. 1833).

Injection, s. Einspritzung.

Injurie, Ehrenkränkung oder Beleidigung, heißt jedes rechtswidrige Verhalten, welches die Persönlichkeit eines Andern, insbesondere seine Ehre zu verletzen geeignet und zu diesem Zwecke absichtlich geschehen ist. Nach gemeinem in Deutschland geltendem Rechte findet wegen Injurie ein Antrag auf Privatgenugthuung statt, bestehend in Ehrenerklärung, Widerruf und Abbitte (s. d.), oder auf Bestrafung, bestehend in Geld- oder geringer Freiheitsstrafe; in einigen Staaten kann sogar beides combinirt werden; neuere Strafgesetzgebungen pflegen jedoch die sogenannte Privatgenugthuung als ungeeignet und mannichfach unzuträglich in Wegfall zu bringen. In England kann nur dann eine Ehrenkränkung gerichtlich verfolgt werden, wenn sie entweder als gedruckte oder schriftlich verbreitete Verleumdung (s. Libell) eine Störung des Landfriedens enthält oder dem Gekränkten einen Schaden in seinem Gewerbe oder sonst zugefügt hat, welcher zu Geld anzuschlagen ist. Übrigens unterscheidet man Real-, d. i. thätliche, und Verbal-, d. i. wörtliche Injurien;

eine in der Gesetzgebung meist besonders hervorgehobene Art der Injurien ist das Pasquill (s. d.). Verschieden von der eigentlichen Injurie ist übrigens die Verleumdung (s. d.).

Inkas hießen die Beherrscher Perus vor der Eroberung durch die Spanier. Die Urgeschichte dieses Landes ist ebenso dunkel als diejenige der neuen Welt überhaupt, wo, wie Sagen und Trümmer großartiger Bauwerke beweisen, in unbekannter Vorzeit mächtige Völker gelebt und eine hohe Civilisation geherrscht haben müssen, auf welche eine lange Periode der Verödung und der Verwilderung folgte. Zwischen die peruanischen Wilden, die nicht einmal eine deutliche Erinnerung an die bessere Vorzeit bewahrt hatten, trat plötzlich ein Fremdling, Manco Capac, der sich einen Sohn der Sonne nannte, sich Achtung und Gehorsam zu verschaffen wußte, ein Volk aus vereinzelten Stämmen bildete und einen Staat nach theokratischen Grundsätzen errichtete, der unter den Nachfolgern zum ausgedehntesten und mächtigsten der historisch nachweisbaren der neuen Welt anwuchs. Gegen vier Jahrhunderte bestand derselbe; der 13. Inka verlor Reich und Leben im J. 1533 durch die span. Eroberer. So viel Unsicheres sich auch in der Geschichte eines Volks finden muß, welches mit dem Schreiben unbekannt war, so sind doch die umständlichsten Nachrichten über Staatseinrichtungen und sittliche Zustände der Peruaner, wie sie zur Zeit der Eroberung bestanden, durch span. Augenzeugen an uns gekommen. Sie beweisen, daß die Inkas nicht allein als sichtbare Beherrscher, sondern auch als Vertreter und Organe der Gottheit galten, die unbedingteste Unterwerfung verlangten, jedoch mit ebenso großer Güte als Staatsklugheit das Volk regierten, welches in genau geschiedene Kasten geordnet, völlig willenlos sich verhielt. Nur einer der 13 Inkas war ein eigentlicher Eroberer; die andern vergrößerten durch friedliche Unterjochung roher Volksstämme, welche in kurzer Zeit civilisirt wurden, ihr Reich so sehr, daß es zur Zeit seines Falls sich von Quito bis Chile ausdehnte. Die Staatseinrichtung war sehr geregelt, aber sie konnte nur unter einem gering begabten und ruhigen Volke bestehen; Fortschritte erlaubte sie nur bis zu festen Grenzen. Für öffentliche Bedürfnisse, für den Cultus, der die bei den Mexikanern gewöhnlichen Menschenopfer verwarf, und für die Wehrhaftigkeit des Reichs war vorsichtig gesorgt. Noch sind die Trümmer gewaltig großer Magazine und Tempel übrig, und theilweise wird noch gegenwärtig die sogenannte Inkastraße benutzt, die, ein wirklich staunenerregendes Bauwerk, sich über den Rücken der Andes durch fast 20 Breitegrade hinzog, als Militairstraße diente und selbst in ihren Trümmern den Vergleich mit manchen ägypt. Bauten aushält. Im Inkareiche wurden nur eine Sprache und eine Religion geduldet; der Unterdrückung war überall vorgebeugt; aber die Fürsten und der Adel, Orejones von den Spaniern genannt, verhielten sich stets als abgesonderte Kaste zum Volke und rechtfertigen hierdurch die Vermuthung, daß sie die Nachkommen eines fremden erobernden Stamms gewesen sind. Der Ackerbau blühte, und ungeachtet des Mangels an eisernen Werkzeugen, wurden viele Handwerke mit Erfolg geübt. Handel kannte man nicht, da die Grenzen streng bewacht wurden und jede Verbindung mit den ununterjochten Nachbarvölkern verboten war. Dennoch befand das Volk sich sehr wohl, bis die Spanier erschienen und mit ihnen Elend, Verwilderung und Entvölkerung über Peru hereinbrachen. Die Familie des letzten Inka starb aus; jedoch leiten von Seitenzweigen derselben mehre peruanische halbweiße Familien ihren Ursprung ab, und eine derselben wurde schon im 17. Jahrh. von der span. Regierung in den Grafenstand erhoben. Die umständlichsten, wenn auch nicht ganz zuverlässigen Nachrichten über die Inkas gaben die span. Eroberer selbst, wie Cieza und zumal Garcilaso de la Vega (s. d.), welcher mütterlicher Seite vom letzten Inka abstammte. Ihre Nachrichten sind von Robertson in seiner „Geschichte Amerikas" gut verarbeitet worden. Der flache Roman „Les Incas" von Marmontel ist ohne allen historischen Werth.

Inn, der Oenus der Alten, der größte Nebenfluß der Donau, entspringt im obern Engadin und wendet sich, nachdem er durch den schaurigen Gebirgspaß Finstermünz durchgebrochen, als wildtobender Bergstrom nach Tirol, wo er einem der größten und an Naturschönheiten reichsten Thäler des Alpengebirgs den Namen gibt und Innsbruck bespült. Unterhalb Kufstein geht er nach Baiern über, wo er mehre Seen bildet, mehre Nebenflüsse aufnimmt, bei Telfs schiffbar wird und nach einem Laufe von 67 M. bei Passau, 100 Schritte breiter als die Donau, in diese sich ergießt. Nach ihm ist das Innviertel be-

nannt, ein Kreis von 41 □M. mit 140000 E. und der Hauptstadt Braunau, welcher früher zu Baiern, gegenwärtig aber zu dem östr. Lande ob der Ens gehört.

Innöcenz ist der Name 13 röm. Päpste. — J. I., 402—416, röm. Bischof, kam bereits zu der Überzeugung, daß ohne ihn in der ganzen Christenheit, besonders in Glaubenssachen, nichts zu entscheiden sei. — J. II., 1130—43, mußte gegen zwei Gegenpäpste und deren Beschützer, Roger von Sicilien, kämpfen. — J. III., 1198—1216, der bedeutendste unter ihnen, stammte aus dem Hause der Conti in Anagni; geb. 1161, gebildet zu Paris, Rom und Bologna, war er gleich berühmt als Theolog wie als Jurist. In ihm gedieh die Idee des Papstthums und deren Ausführung zur höchsten Vollendung. Er machte den Kirchenstaat unabhängig und führte als Vormund Kaiser Friedrich's II., den er freisinnig und glänzend erziehen ließ, die Regentschaft über beide Sicilien. Die Entscheidung der Streitigkeiten bei Königswahlen erklärte er für ein päpstliches Recht, gab Königreiche zu Lehen, empfing von den Königen Europas Tribut und belegte mit Bann und Interdict (s. d.), was ihm widerstrebte. Um das Morgenland der Kirche zu retten, ließ er das Kreuz predigen, gleichwie gegen die Ketzer, namentlich die Albigenser (s. d.). Auf der vierten Lateransynode im J. 1215 wurden 70 Kanones über die Glaubenssatzungen, die wichtigsten Rechts- und Disciplinarverhältnisse aufgestellt, und die Lehre von der Brotverwandlung sanctionirt. Auch genehmigte er das Verbot des Bibellesens und entzog den Laien den Kelch. Zwar habsüchtig, war er doch ein Vater der Witwen und Waisen; auch vermittelte er gern den Frieden zwischen Städten und Fürsten. Er erhob Rom noch einmal zur Beherrscherin der gebildeten Welt und verglich die geistliche Macht der Sonne, die weltliche dem Monde. Seine Schriften erschienen 1552 und 1575 in Fol. zu Köln. — J. IV., 1243—54, kämpfte mit dem Banne gegen Friedrich II., aber ohne ihn zu besiegen. Die Cardinäle zeichnete er durch rothe Hüte aus. — J. V., 1266, starb, ehe er noch die Weihe empfangen. — Der exilirte J. VI., 1352—62, suchte dem Bedürfniß einer Reformation durch Beschränkung seines Hofes abzuhelfen. — J. VII., 1404—6, lebte in der Zeit der Spaltungen und Gegenpäpste. — J. VIII., 1484—92, erneuerte die Gesetze gegen Zauberei, die besonders in Deutschland und Skandinavien streng vollzogen wurden. In dem von Parteikämpfen zerrütteten Rom hieß er seltsamerweise Vater des Vaterlands. — J. IX. war nur vom 29. Oct. bis 30. Dec. 1591 Papst. — J. X., 1644—57, wurde von Olympia Maldachini regiert und mußte sich auf einer Münze verspottet sehen, die ihn am Spinnrocken darstellt. Er hat den röm. Ackerbau durch das päpstliche Kornmonopol zu Grunde gerichtet. Im J. 1651 verdammte er in einer Bulle den westfäl. Frieden; 1653 fünf Sätze von Corn. Jansen (s. d.). — J. XI., Odescalchi, 1676—89, ein Römer und von strengen Grundsätzen, suchte die Finanzen durch Sparsamkeit zu verbessern und unterstützte Östreich gegen die Türken durch Geldvorschüsse. Er verdammte die vier Sätze, welche eine Versammlung von Bischöfen und Baronen zu Paris 1682 gegen den Papst aufstellte. (S. Gallicanische Kirche.) — Nach seinem Vorbilde regierte J. XII., 1691—1700. Seine Nepoten waren, wie er von sich selbst sagte, die Armen, der Lateran sein Hospital. — J. XIII., Conti, 1721—24, war als Bischof gewissenhaft, als Fürst gerecht und gütig.

Innsbruck, die Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft Tirol, am Einflusse der reißenden Sill in den Inn, über welchen zwei Brücken führen, liegt höchst romantisch in der größten Breite des pittoresken Innthales, welches nördlich durch eine 7—8000 F. hohe Bergkette begrenzt wird. Sie hat gegen 12000 E., zwölf Kirchen, fünf Klöster, bedeutende Seiden-, Handschuh-, Baumwollen-, Messer- und Siegellackfabriken und einen starken Transitohandel zwischen Deutschland und Italien. Zugleich ist sie der Sitz des östr. Landesguberniums, des tirol-vorarlberg. Appellationsgerichts, eines Militaircommandos, des 1816 erneuerten Landtags und einer Universität mit zwei Facultäten und einem Studium, welche 1672 durch Kaiser Leopold I. gestiftet, von Kaiser Joseph II. 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wiederhergestellt, 1810 nochmals aufgehoben, endlich 1826 wiederum erneuert wurde. Dieselbe ist reich an Stiftungen, zählt 22 Lehrer und etwa 350 Studenten. Der Gouverneur, Karl Graf Chotek, gründete im J. 1823 ein Landesmuseum, das nach dem damaligen Kronprinzen, jetzigen Kaiser, Ferdinandeum benannt wurde und dessen Mitglieder seit 1825 „Beiträge zur Geschichte, Statistik, Naturkunde und Kunst von Tirol

und Vorarlberg" herausgeben. Auch bestehen in J. eine Musterhauptschule, ein Gymnasium, die theresianische Ritterakademie, ein Damenstift, ein landwirthschaftlicher und ein Musikverein u. s. w. Die innere alte Stadt ist wink lig und unregelmäßig und zum Theil schon in ital. Geschmacke erbaut, schöner und großartiger nehmen sich die Neustadt und die Vorstädte aus. Die Franciscaner- oder Hofkirche enthält außer der sogenannten silbernen Kapelle, von ihrem silbernen Bilde der heil. Jungfrau und den sehr massiven, aus Silber getriebenen Darstellungen der Lauretanischen Litanei so genannt, das berühmte Grabdenkmal Kaiser Maximilian's I., der jedoch nicht hier begraben liegt, bestehend in einem Marmorsarkophag mit des Kaisers ehernem Standbilde und 24 Basreliefs von Alex. Colin aus Mecheln. Um dasselbe stehen 28 kolossale Erzstatuen der Verwandten und Ahnen des Kaisers, von den Tirolern Godel, Löffler und Lendenstreich gearbeitet. Auch das Grabmal des Erzherzogs Ferdinand II. und der schönen Philippine Welser, von Alex. Colin, sowie das Grab Andr. Hofer's und dessen Standbild, von Schaller, befinden sich hier. Vor der Burg auf dem schönen Rennplatze steht die bronzene Reiterstatue des Erzherzogs Leopold V., von dem tirol. Bildhauer Kasp. Gras und dem Rothgießer Heinr. Reinhart. Ein Gebäude auf dem geräumigen Stadtplatz, das früher die Residenz der tirol. Grafen, jetzt ein Privathaus ist, trägt das berühmte goldene Dach, von Friedrich IV. mit der leeren Tasche für 200000 Dukaten errichtet. Am Ende der neustädter Straße steht eine Triumphpforte, welche bei Gelegenheit der hier gehaltenen Vermählung des Großherzogs Leopold von Toscana mit der Infantin Marie Luise errichtet wurde. J. hieß früher Oenipontium, d. i. Übergang über den Inn, und wurde 1234 von dem Herzog Otto I. von Meran zur Stadt erhoben. Nach der Besitznahme Tirols durch Östreich war es eine Zeit lang Sitz der östr. Herzoge. In dem Aufstandskriege der Tiroler gegen die Baiern und Franzosen wurde es mehrmals von beiden Parteien genommen und wieder verloren, wodurch es viel litt. In der Nähe liegt das berühmte Lustschloß Ambras (s. d.). Vgl. Zoller, „Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt J." (2. Aufl., Innsbr. 1828) und „Historisch-topographisch-statistisches Gemälde J.'s" (Innsbr. 1839).

Inschriftenkunde oder Epigraphik, s. Epigraphe.

Innung, s. Zünfte.

Ino, die Tochter des Kadmus und der Harmonia, und die zweite Gattin des Athamas (s. d.), lenkte den Zorn der Juno dadurch auf sich und ihren Gemahl, daß sie den jungen Bacchus erzogen. Noch mehr reizte sie die Göttin, als sie, um ihre eigenen Kinder zu begünstigen, ihre Stiefkinder, Phrixus und Helle, ermorden lassen wollte, die indeß durch eine Erscheinung ihrer rechten Mutter, Nephele, im Traume gewarnt, sich durch die Flucht retteten. Als Athamas, durch die Juno rasend gemacht, seinen ältesten mit der J. erzeugten Sohne Learchus an einem Felsen zerschmetterte, floh die Mutter mit ihrem jüngsten Sohne Melikertes und stürzte sich mit ihm von der Klippe Moluris in Megaris ins Meer. Des Sohnes Leichnam wurde von einem Delphin ans Ufer getragen, wo ihn der König Sisyphus begraben ließ und ihm zu Ehren die Isthmischen Spiele (s. d.) anstellte, nachdem auf Bitten der Venus die J., welche nachher unter dem Namen Leukothea verehrt wurde, und Melikertes unter die Meergötter versetzt waren. Nach einer andern Erzählung soll der Körper des Melikertes anfangs unbegraben gelegen und eine fürchterliche Pest verursacht haben, worauf das Orakel befohlen habe, ihn feierlich zu beerdigen und ihm zu Ehren Spiele anzustellen. Auch übrigens noch wird der Mythus von der J. sehr verschieden erzählt, was seinen Grund darin hat, daß derselbe sich ganz besonders zu poetischen Bearbeitungen eignete. So hatte Äschylus einen „Athamas", Sophokles eine „Ino" und einen „Athamas", Euripides einen „Phrixus" und eine „Ino", auch Achäus einen „Phrixus" gedichtet; doch sind von allen diesen Bearbeitungen nur noch Bruchstücke übrig.

Inoculation, s. Kuhpockenimpfung und Pfropfen.

Inquisit, s. Inculpat.

Inquisition hieß das Glaubens- oder Ketzergericht, welches als ein Act der röm. Kirchenzucht in den Sendgerichten oder Kirchenvisitationen der Bischöfe seinen Ursprung hat. (S. Send.) Jeder Bischof mußte nämlich jährlich wenigstens einmal seine Diöces bereisen, um Gesetz und Recht der Kirche zu überwachen, und die Ortsvorstände waren ver-

pflichtet, Übertretungen ihm anzuzeigen. Da sich indeß seit dem 12. Jahrh. die Abtrünnigen der Kirche trotz des Kirchenbannes mehrten, so sahen die Päpste sich veranlaßt, Legaten auszusenden, die mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit die Ketzer aufspüren und bestrafen sollten. Im südlichen Frankreich aber konnten sie selbst durch einen Kreuzzug im J. 1209 nicht gänzlich ausgerottet werden. Daher ordnete Gregor IX. die Inquisition an als ein bleibendes Gericht, und bestimmte auf der Synode zu Toulouse im J. 1229, daß alle Landes- und Gutsherren, Bischöfe und Richter zur Ketzerverfolgung, alle Einwohner zur unbedingten Unterstützung verpflichtet sein sollten. Die Namen der Angeber und Zeugen wurden verschwiegen; schon Verwandtschaft und Verkehr mit Verdächtigen oder Fürsprache verwickelten in Untersuchung. Die Schuldigen wurden lebenslänglich eingesperrt und Niemandem, auch nicht dem Arzte im Falle tödtlicher Krankheit, der Zutritt zu ihnen gestattet. Ihr Eigenthum wurde unter die Ankläger und die Behörden vertheilt, ihre Wohnungen wurden zerstört, Kinder und Enkel waren bürgerlich ehrlos. Selbst aufrichtig Reuige wurden in unverdächtige Gegenden versetzt, erhielten besondere Tracht, und waren bis auf päpstliche Dispensation aller öffentlichen Rechte verlustig. Im J. 1232 kam die Inquisition in die Hände der Dominicaner, welche sich ihrer bald ausschließend bemächtigten. Ludwig IX. von Frankreich nahm sich der Inquisition zuerst an, und bald folgten ihm hierin auch der Kaiser Friedrich II. und Raymund VII. von Toulouse. Volksaufstände im südlichen Frankreich vermochten nichts gegen sie; nur in Deutschland wollte sie nicht gedeihen, da Volk und Bischöfe ihr entgegen waren, wo indeß die Hexenprocesse desto reichlichern Ersatz gewährten. Bald kam sie auch in den Niederlanden, in Italien und Aragon zum Vorschein; in Venedig unterlag sie indeß der strengsten Aufsicht der Staatsgewalt. In Spanien erkannten Ferdinand von Aragon und Isabella von Castilien in ihr ein Mittel, die Gewalt des Lehenadels wie des Klerus zu brechen und die königliche Macht der Unumschränktheit entgegenzuführen. Schon 1391 und 1392 hatte hier ein fanatischer Mönch, Fernan Martinez Nunez, die Volkswuth gegen die Juden erregt, welcher zu entgehen sich viele taufen ließen. Den ersten Versuch, die Inquisition wirklich einzuführen, machte 1477 der Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza, indem er viele Bewohner Sevillas jüd. Abkunft, auf Grund der Verdächtigung, daß sie heimlich nach ihrer Väter Gesetzen und Sitten lebten, insgeheim wie öffentlich bestrafen ließ. Sodann legte derselbe der Regierung den Entwurf zu einem beständigen Glaubensgericht und einer geistlichen Policei vor, der Ferdinand und Isabella wohlgefiel, und auf Mendoza's Betrieb auf dem Reichstage zu Toledo im J. 1480, trotz des Widerspruchs vieler Reichsstände, auch angenommen wurde. Schon im nächsten Jahre hatte nun die Eröffnung der Generalinquisition zu Sevilla statt, die bald nachher das erste Auto da Fé (s. d.) hielt, wobei sieben Personen lebendig verbrannt wurden. Über 17000 Personen gaben sich, nach span. Geschichtschreibern, selbst der Inquisition an; über 2000 wurden in den ersten Jahren zum Scheiterhaufen verurtheilt, noch weit mehr flüchteten in die Nachbarländer. Der erste Generalinquisitor war der Dominicanerprior zu Segovia, Thom. de Torquemada, der 1498 starb und in dem von ihm gestifteten Kloster zu Avila begraben wurde. Er hatte 200 Inquisitionsdiener und eine Schutzwache von 50 Reitern. Der Papst Sixtus IV. widersetzte sich zwar anfangs dieser span. Inquisition und foderte Torquemada nach Rom, gab aber, da dieser nicht erschien, sondern einen Vertheidiger sendete, 1483 nach, bestätigte Torquemada als Glaubensrichter über Castilien und Leon, verlieh ihm die Macht, die bisherigen Glaubensrichter abzusetzen und nach Gutdünken neue zu bestellen, und unterwarf ihm auch Aragon, Valencia und Sicilien. In den verschiedenen Landschaften wurden Inquisitionsgerichte gestiftet, die allein unter dem Generalinquisitor standen. Niemand konnte sich der Inquisition entziehen; sie richtete auch über die Gedanken, deutete Worte und Handlungen nach Belieben, und jede Angabe reichte zur Verdammung hin. Auch reuige Ketzer, wenngleich begnadigt, waren ehrlos und durften kein öffentliches Amt verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Ärzte, Apotheker, Specereihändler sein, weder Gold, Silber und Edelsteine tragen, noch reiten und Waffen führen. Auch die längst Gestorbenen verurtheilte man und scharrte ihre Gebeine aus der Erde, um ihre Güter der königlichen Kammer zuzuwenden. Selbst die Vornehmsten wurden um ihrer Sicherheit willen Aufseher und Häscher der Inquisition, Familiares genannt, deren man in

Spanien 20000 zählte. Übrigens waren mit der Angeberei zugleich bedeutende bürgerliche Vorrechte und reicher Ablaß verbunden. In dem höchsten Glaubensgericht, das später in Madrid seinen Sitz hatte, führte der Großinquisitor den Vorsitz; er wählte auf des Königs Vorschlag sich die beisitzenden Räthe, von denen einer ein Dominicaner sein mußte. Von diesen Beisitzern hatten einige, Calificadores genannt, über das Verhältniß theologischer Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriff zu entscheiden; die übrigen waren Rechtsgelehrte mit blos berathender Stimme. Außerdem gehörten zu dem Glaubensgericht ein Fiscal, zwei Secretaire, ein Einnehmer, zwei Referenten und mehre Officiale, welche die Angeklagten verhafteten. Die Gefängnisse nannte man heilige Häuser (casas santas). Im J. 1492 war die Inquisition in ganz Spanien eingeführt; die zahlreichen Juden hatten sich zum Theil taufen lassen; über 200000 mußten in dem gedachten Jahre auswandern. Den Mauren hatte man anfangs freie Religionsübung gestattet, nachdem aber der Cardinal und Erzbischof Ximenes (s. d.) 1499 durch Geschenke und Zureden einige Tausende zum Übertritt bewogen hatte, erging in Folge eines Aufstandes in Granada im J. 1501 der königliche Befehl, zufolge dessen alle Mauren binnen drei Monaten Spanien verlassen oder sich taufen lassen sollten. Viele Tausende nahmen die Taufe an, weit mehr aber gingen nach Afrika hinüber. So wüthete die Inquisition in Spanien fort, bis sie im 18. Jahrh. allmälig ihre Furchtbarkeit verlor und das schreckliche Schauspiel eines Auto da Fé immer seltener wurde. Im J. 1770 wurde ihr verboten, einen königlichen Unterthan zu verhaften, bevor die Beschuldigung völlig erwiesen sei, und 1784 bestimmt, daß sie die Acten jedes Processes gegen einen Granden, Minister, Offizier, überhaupt gegen jeden angesehenen Beamten, dem Könige zur Einsicht vorzulegen habe. Napoleon hob sie durch das Decret vom 4. Dec. 1808 auf. Ferdinand VII. stellte sie zwar nach seiner Rückkehr wiederher, doch in der Constitution der Cortes wurde sie 1820 gänzlich abgeschafft und auch nach der Restauration im J. 1823 auf Vermittelung der europ. Großmächte nicht wiedereingeführt. Nach Llorente's Berechnung in seiner „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne etc." (4 Bde., Par. 1815—17; deutsch von Höck, 4 Bde., Gmünd 1820—22), wurden von 1481—1808 durch die Inquisition 31912 Verurtheilte in Person, 17659 im Bildnisse verbrannt und 291456 mit strengen Bußstrafen belegt. In Portugal wurde die Inquisition erst 1557 eingeführt. Das oberste Glaubensgericht, dem alle andern Gerichte im Reiche untergeordnet waren, hatte seinen Sitz zu Lissabon; der Großinquisitor wurde vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. Zwar hatte König Johann IV., aus dem Hause Braganza, nachdem Portugal im J. 1640 sich von der span. Herrschaft befreit, die Absicht, die Inquisition zu unterdrücken, doch gelang es ihm nur, derselben die Befugniß der Gütereinziehung der Verurtheilten zu nehmen. Nach seinem Tode wurde er dafür von ihr in den Bann gethan. Wie die Spanier die Inquisition nach Amerika, so brachten die Portugiesen sie nach Indien, wo sie ihren Sitz in Goa hatte. Im 18. Jahrh. wurde die Gewalt der Inquisition in Portugal durch den König Joseph und den Minister Pombal insoweit beschränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beschuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben sollte, einen Sachwalter zu wählen und sich mit demselben zu besprechen, und daß kein Urtheilsspruch der Inquisition ohne Bestätigung des königlichen Raths vollzogen werden durfte. König Johann VI. hob die Inquisition nicht nur in Portugal, sondern auch in Brasilien und Ostindien auf und ließ alle Acten derselben in Goa verbrennen. — Die von Pius VII. wiederhergestellte Inquisition zu Rom ist ein bloßes Zuchtgericht über die katholischen Geistlichen.

Inquisitionsproceß heißt diejenige Form des Criminalprocesses, bei welcher der Richter selbst die Spuren und Beweise eines Verbrechens aufsucht, den Verdächtigen darüber vernimmt und ihn zum Geständnisse zu bringen sucht, aber auch sich mit dem bloßen Geständnisse nicht begnügt, sondern dasselbe in seinem innern Zusammenhange und in seiner Übereinstimmung mit äußern erwiesenen Umständen prüft, und endlich auch von Amtswegen Dasjenige zu erforschen sucht, was zur Vertheidigung und Milderung der Strafe dienen kann. Der Inquisitionsproceß ist im Mittelalter unter dem hauptsächlichen Einflusse des kanonischen Rechts in Deutschland allmälig an die Stelle des allerdings mannichfacher

Reformen bedürftigen alten Anklageprocesses (s. Anklage) getreten und seitdem in seiner Fortbildung durch Reichs- und Landesgesetzgebung zur fast ausschließenden Proceßform in Deutschland geworden. Er hat folgende wesentliche Hauptabschnitte: 1) Die allgemeine Feststellung des Thatbestandes eines Verbrechens ohne Rücksicht auf einen bestimmten Thäter und die Verfolgung aller Spuren, welche zur Entdeckung des Urhebers führen (inquisitio generalissima, auch generalis); 2) die Sammlung der Verdachtsgründe gegen bestimmte Verdächtige, die Vernehmung der letzten über ihr Thun und Lassen zur Zeit der That, und überhaupt insofern dasselbe mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht werden kann und die Bestrebung, ein Geständniß von denselben zu erlangen, wozu geeignete Vorhalte, Confrontationen u. s. w. dienen; nächstdem die vollständige Aufnahme aller andern Beweise der That und des Thäters. Hierbei können auch Sicherungsmaßregeln, z. B. Verhaftung, Anhalten zur Cautionstellung oder zur Abnahme des Handgelöbnisses, gegen den Angeschuldigten eintreten. Dieser selbst wird Inculpat genannt; das ganze Verfahren in diesem Abschnitt summarische Untersuchung, von Einigen aber auch minder feierliche Specialinquisition. Ergibt sich, daß ein voller Beweis der Schuld, ungeachtet vorhandener starker Verdachtsgründe, nicht hergestellt werden kann, so ergeht nun ein „von der Instanz entbindendes" Urtheil, welches den Angeschuldigten von dem Criminalprocesse auf so lange befreit, als nicht neue Umstände in Betreff der vorliegenden verbrecherischen That sich gegen ihn ergeben; bisweilen wird auch auf den Reinigungseid (s. Eid) erkannt. Ist aber der Beweis der Schuld nicht eminent bis zur Wahrscheinlichkeit gebracht oder ist die Nichtschuld als Gewißheit gestellt, so erfolgt ein völlig lossprechendes Erkenntniß. Bei vorhandenem Geständniß oder eingetretener Überführung wird bei geringern Verbrechen noch auf Verlangen des Inculpaten nach vorgängiger Vertheidigung sofort ein Straferkenntniß gefällt; liegt aber ein Verbrechen vor, welches wenigstens schwere Leibesstrafen nach sich zieht, und ist der Angeschuldigte entweder geständig oder doch halber Beweis gegen ihn vorhanden, so geht das Verfahren 3) in den eigentlichen feierlichen Criminalproceß (s. d.) oder die Specialinquisition über, und es tritt in der Regel nach vorgängigem Erkenntniß das articulirte Verhör, eine Vernehmung des Angeschuldigten, der jetzt Inquisit heißt, über die in Artikel gebrachten Hauptpunkte der Anschuldigung vor gehörig besetztem Criminalgericht ein. Diese Specialinquisition zieht eine Ehrenschmälerung für den durch sie Betroffenen nach sich, daher vorherige Vertheidigung zu ihrer Abwendung gestattet zu werden pflegt. Hierauf folgt Vertheidigung und Enderkenntniß.

Inrotulation der Acten, eigentlich deren Zusammenheftung, dann aber überhaupt der Abschluß ihrer äußern Anordnung, Fertigung eines Inhaltsverzeichnisses u. s. w. nennt man die processualische Handlung, welche vor Übergabe eines Actenstücks zum Fällen einer Entscheidung stattfinden muß und wegen der in manchen Fällen ein besonderer Inrotulationstermin angesetzt zu werden pflegt, damit sich die Parteien überzeugen können, daß die Acten Alles, was wirklich vorgegangen ist, aber auch nichts Ungehöriges enthalten.

Insekten, auch Kerfe oder Kerbthiere genannt von der äußern Gestalt ihres Leibes, welcher gleichsam eingekerbt erscheint und mit wenigen Ausnahmen aus den drei deutlich geschiedenen Haupttheilen, Kopf, Bruststück und Hinterleib besteht, bilden unter den wirbellosen Thieren eine eigene große Abtheilung, nach ältern Systemen die sechste Classe des Thierreichs. Sie unterscheiden sich von verwandten Thierclassen theils durch den erwähnten äußern Bau, theils durch ihre Beine, die bei dem ausgebildeten Thiere stets nur sechs und gegliedert sind, d. h. aus mehren durch Gelenke miteinander verbundenen Theilen bestehen. Meist gesellen sich zu diesen Bewegungsorganen noch ein oder zwei Paare verschieden gebauter Flügel. Ein eigentliches inneres Skelett fehlt ihnen; dagegen ist ihre Hülle meist hornig oder hart und trägt den Namen des Hautskeletts. Das Nervensystem der Insekten ist von einfacherm Bau als das der Wirbelthiere; ein eigentliches, im Kopfe gelegenes Hirn fehlt. Die Sinne sind meist in gewöhnlicher Zahl vorhanden, doch scheinen einige bisweilen zusammenzufließen, während der Sitz anderer, deren Thätigkeit nicht abgeleugnet werden kann, zweifelhaft ist. Das Tasten wird besonders durch gewisse, oft sehr künstliche, um das Maul gelegene Organe, die Palpen oder Taster, vermittelt; das Hören durch die fälschlich sogenannten Fühler, Fühlhörner oder Antennen, die gleichfalls von man-

nichfaltigster Bildung sind; das Schmecken theils durch besondere Werkzeuge, z. B. die Zunge, theils durch die Schleimhaut, welche die Mundhöhle oder die Saugrüssel auskleidet; das Riechen durch die innern Membranen der Athmungsöffnungen. Am erkennbarsten sind die Augen, die bisweilen von einfachen Nebenaugen umgeben, entweder selbst einfach sind, oder als zusammengesetzte äußerlich eine Menge von Facetten gewahren lassen, z. B. an der Stubenfliege 4000, an Stachelspringkäfern 25000. Daß die Sinne der Insekten übrigens sehr scharf sein müssen, lehrt die tägliche Erfahrung; z. B. die Schnelligkeit, mit welcher viele einem Schlage ausweichen, ihr rasches Aufspüren angemessener Nahrung, ihre Vermeidung vergifteter Lockspeisen und Ähnliches. Ihre Bewegungen sind nicht allein kräftig und sehr ausdauernd, sondern geschehen oft, namentlich jene des Fliegens, mit reißender Schnelligkeit, indem die Muskeln der Insekten nicht allein sehr zahlreich, sondern meist auch unter den günstigsten Bedingungen angeheftet sind. Jeder organische Stoff wird von den Insekten zur Nahrung benutzt, indeß ist jede Gruppe von ihnen auf irgend ein bestimmtes Nahrungsmittel angewiesen; so gibt es Käfer, die nur thierische Stoffe verzehren, andere, die nur an pflanzliche sich halten; unter den letztern genießen manche nur Samen, andere nur Blätter; ganze Ordnungen, wie Schmetterlinge, nähren sich allein von Pflanzensäften, oder sind allein Raubthiere, wie die Libellen. Da nun die Nahrung entweder flüssig oder fest sein und dann Zerkleinerung erheischen kann, so ergibt sich an den Mundwerkzeugen ein wichtiger Unterschied, denn sie sind entweder zum Beißen oder zum Saugen eingerichtet. In einer Ordnung, den Aderflüglern, finden sich beide nebeneinander vor. Jene Werkzeuge ändern sich in ihrem Baue, je nach Beschaffenheit der angewiesenen Nahrung, sind oft sehr zusammengesetzt und daher wichtig für Zwecke systematischer Eintheilung. An den beißenden beobachtet man eine seitliche oder verticale Stellung im Gegensatz der horizontalen Kinnladen aller Wirbelthiere; an den saugenden verschmelzen diese Theile zu rüsselartigen Gebilden. Die Verdauungswerkzeuge sind zwar merklich verschieden von denjenigen höherer Thiere, allein keineswegs von sehr einfachem Baue; die Verdauung selbst geschieht nach denselben Gesetzen wie in den höhern Thierclassen. Das Blut der Kerfe ist farblos und kalt und läuft nicht in Gefäßen um, obgleich eine Art von Herz, das sogenannte Rückengefäß, dasselbe in Bewegung setzt. Die Athmungsorgane bestehen in vielästigen, den Körper durchziehenden Kanälen oder Luftgefäßen, die an den Seiten des Hinterleibes durch eine Reihe von Löchern oder Stigmen ausmünden, niemals in Lungen; bei dem unausgebildeten Insekt, der Larve, bisweilen in Kiemen, wenn ihm anders das Wasser zum Aufenthaltsort angewiesen ist. Eine eigentliche Stimme kommt keinem Insekt zu, denn die vielfachen, oft sehr lauten Töne desselben gehen nie aus den Luftwegen desselben hervor, sondern entstehen durch andere, oft sehr künstliche Organe in Folge von Reibung oder raschem Erzitternlassen. Die Geschlechter sind in jedem normal gebildeten Insekt gesondert und es gehören daher stets zwei seruell verschiedene Individuen zur Fortpflanzung, die mit wenigen Ausnahmen durch Eierlegen geschieht. Ihre Fruchtbarkeit ist unglaublich groß und wird bei vielen vermehrt durch bald eintretende Zeugungsfähigkeit der Jungen. Man hat nachgerechnet, daß ein Paar Schmeißfliegen am Ende eines fünfmonatlichen Sommers eine Nachkommenschaft von 500 Mill. haben kann; das merkwürdigste Beispiel liefern in dieser Beziehung die Blattläuse, wo aus einem Individuum, welches noch Eier legt, wenn bereits die neunte Generation seiner Nachkommen vorhanden ist, in der fünften Generation schon 5904 Mill. Nachkommen entsprossen sind. Eigenthümlich ist dieser Thierclasse, namentlich den Bienen und Ameisen, das Vorkommen ansehnlicher Mengen geschlechtsloser Individuen, die eigentlich verkümmerte Weibchen sind, und in dem wohleingerichteten Staate die Pflege und Erziehung der Jungen, und manche andere häusliche Arbeit besorgen. Die Mehrzahl der Insekten hat eine Reihe von körperlichen Umänderungen oder Metamorphosen zu durchlaufen, ehe sie als vollkommen ausgebildete in die Periode ihres Lebens gelangen, wo sie eine erneute Verwandlung nicht mehr erfahren und allein zeugungsfähig sind. Es können diese Verwandlungen mehr oder weniger allgemein sein, und daher hat man in der Wissenschaft die Zwischenstufen festgesetzt, welche einer jeden Gruppe von Insekten unabänderlich zukommen. Das bekannteste Beispiel vollkommener Verwandlung bietet der Schmetterling; aus seinem Ei entwickelt sich die Raupe oder Larve, deren Ge-

schlechtstheile unausgebildet sind und die als Lebenszweck nur Ernährung und Ansammlung von den Stoffen verfolgt, die später verarbeitet werden sollen. Durch Einspinnung entsteht aus ihr die Puppe (Nymphe oder Chrysalide), die, ohne je zu fressen, nur durch Athmung mit der Außenwelt in Verkehr bleibt, endlich zerreißt und von dem ausschlüpfenden vollendeten Schmetterling als leere Hülle zurückgelassen wird. Auf ähnliche, jedoch häufig verkannte Weise geschieht die Metamorphose bei Käfern, deren Larven oft für Würmer gehalten werden, bei Fliegen, deren Larven Maden heißen. Die genauesten wissenschaftlichen Untersuchungen haben übrigens gelehrt, daß in allen diesen Zuständen das Insekt nicht sowol eine eigentliche Verwandlung erfahre, sondern daß nur seine Körpertheile, die schon bei der Raupe in ihren Anfängen vorhanden waren, sich gradweise entwickeln, daß also die wunderbare Erscheinung der Umgestaltung einer unansehnlichen Raupe in einen herrlichen Schmetterling ein einfacher und regelmäßiger Proceß sei. Die Lebensdauer der Insekten hängt in der Regel von dem Verlaufe ihrer Metamorphose ab; die Mehrzahl der Schmetterlinge, Immen und Netzflügler ist einjährig, d. h. aus dem im Herbste gelegten und überwinterten Ei wird im nächsten Sommer ein vollständiges Insekt sich gebildet haben, welches gemeiniglich die Begattung nicht lange überlebt, aber den Keim seiner Nachkommenschaft zurückläßt. Bei Käfern, z. B. den Maikäfern, dauert der Larvenzustand (der Engerling) mehre Jahre, das vollkommene Thier aber lebt nur einen Sommer. Nicht groß ist die Zahl derjenigen Insekten, welche als ausgebildete einige Jahre leben.

Die Verbreitung der Insekten reicht über die ganze bewohnbare Erde; fehlen sie selbst in Grönland und auf den höchsten Alpen nicht ganz, so sind sie jedoch in Aquatorialländern am zahl- und artenreichsten und zugleich durch Größe und Pracht der Färbung am meisten ausgezeichnet. Sie sind mehr Luft- als Wasserthiere, kommen im Meere niemals vor, zeigen aber in Hinsicht auf Wohnung, Ernährung und Lebensweise so viele Mannichfaltigkeit, daß es unmöglich ist, hierüber etwas Allgemeines zu sagen. Ihr Instinkt ist oft von großer Schärfe und einzelne seiner Äußerungen, besonders bei den Bienen, sind auch dem Volke nicht entgangen; er läßt sie stets die passendsten Mittel zur Erreichung eines Endzwecks ergreifen, Gefahren entdecken und solche im Gedächtniß bewahren; er befähigt sie sogar zu jenen gegenseitigen Mittheilungen, die mindestens bei Bienen und Ameisen unzweifelhaft vorkommen. In gesteigertem Grade entwickeln die Insekten diesen Instinkt in ihrem Haushalte und in der Sorge für ihre Jungen, wovon der vielbeschriebene und am besten bekannte Staat der Bienen eines der auffälligsten Beispiele liefert. In der Natur ist den Insekten eine wichtige Rolle überwiesen, die sie auch vollkommen erfüllen, denn die Machtlosigkeit, die in ihrer Kleinheit zu liegen scheint, wird vollkommen aufgewogen durch die Zahl ihrer Individuen. Die übermäßig wuchernde Pflanzenwelt wird durch sie allein beschränkt und hierdurch das Fortbestehen derselben befördert; auf einen Theil des Thierreichs wirken die Insekten in ähnlicher Art ein; sie beseitigen die alljährlich neuentstehenden Trümmer organischer Körper und erscheinen im großen Haushalte der Natur als eine ausgleichende Macht. Unter einem großartigern Gesichtspunkte aufgefaßt muß diese Nützlichkeit die Nachtheile gering erscheinen lassen, die bisweilen, besonders wenn eine jener Epochen unbegreiflicher Fruchtbarkeit erschienen ist, durch Kerfe eintreten, welche, selbst unabwehrbar, Forsten und Ernten zerstören, wie die Wanderheuschrecke grünende Gefilde schnell in Wüsten verwandeln oder als blutsaugende Moskiten große und fruchtbare Länder dem Menschen fast unbewohnbar machen. Das Reich der Kerfe zieht ebenso sehr an durch seinen Reichthum an Formen und durch seinen Farbenglanz als durch den Ausdruck einer nimmer rastenden Thätigkeit und das Wunderbare der Organisation, und daher erklärt es sich, warum die Insektenkunde oder Entomologie von jeher so hoch in Gunst gestanden und eine größere Zahl von Bearbeitern aufzuweisen hat als die übrigen Classen des Thierreiches zusammengenommen. In Folge dieser allseitigen Bestrebungen mehrt sich das schon jetzt an 100000 Arten begreifende Verzeichniß in das Unübersehbare, während die Anatomie, Entwickelungsgeschichte, Physiologie und Systematik der Insekten durch Entomologen einer höhern Classe täglich neue Aufklärung erhält. Zwar ist auch die systematische Anordnung dieser Myriaden von Thieren vielfachem Wechsel unterworfen gewesen, indeß genügt es, die Insekten in Kerfe mit beißenden und in solche mit saugenden Mundtheilen einzutheilen. Zu

jenen gehören: 1) die Käfer (s. d.) oder Coleopteren, mit vier ungleichen Flügeln, die vordern hornig; 2) die Aderflügler oder Hymenopteren, mit vier ungleichen, ästig geaderten Flügeln, wie die Ameisen (s. d.), Bienen (s. d.) und Wespen; 3) die Gitterflügler oder Neuropteren, mit vier gleichen netzadrigen Flügeln, wie die Libellen (s. d.); 4) Netzflügler oder Diktyotopteren, mit vier bald gleichen, bald ungleichen, häutigen, netzadrigen Flügeln; 5) die Gradflügler oder Orthopteren, mit vier ungleichen Flügeln, die vordern pergamentartig, die hintern häutig und in der Ruhe längsgefaltet, wie die Heuschrecken (s. d.). Zu den Kerfen mit saugenden Mundtheilen gehören: 6) die Halbflügler oder Hemipteren, mit vier kreuzweis zusammengelegten, gerade ausgestreckten Flügeln, die vordern meist bis zur Hälfte pergamentartig, wie die Wanzen (s. d.) und Blattläuse (s. d.); 7) die Schmetterlinge (s. d.) oder Lepidopteren, mit vier großen beschuppten Flügeln; 8) die Zweiflügler oder Dipteren, mit zwei nackten durchsichtigen Flügeln, wie Fliegen und Mücken. Die Literatur der Entomologie ist außerordentlich reich. Als wissenschaftliche Einleitung zeichnet sich aus Herm. Burmeister's „Handbuch der Entomologie" (Bd. 1, Berl. 1832); populair geschrieben, aber werthvoll, ist W. Kirby's und W. Spence's „Entomologie" (deutsch von Oken, 4 Bde., Stuttg. 1823).

Inseln, franz. îles, nennt man kleinere, ringsum von Wasser umflossene, zusammenhängende Theile der festen Erdoberfläche. Kleine Inseln pflegt man auch Eilande und die von zwei Armen eines Flusses gebildeten Werder (s. d.) oder Wörth zu nennen. Eine Anzahl nahe beisammen liegender Inseln heißt eine Inselgruppe oder Archipel (s. Archipelagus) und eine in gerader Linie nacheinander fortlaufende Reihe derselben eine Inselkette. Ein vom Meere umflossenes, auf einer Seite mit dem Festlande zusammenhängendes Land nennt man eine Halbinsel. Was die Entstehung der Inseln betrifft, so unterscheidet die neuere Geologie zwei ihrem Charakter nach wesentlich verschiedene Arten derselben. Die einen, welche langgestreckt und schmal erscheinen und an den gegenüberliegenden Enden meist in Spitzen auslaufen, müssen sowol vermöge ihrer geognostischen Beschaffenheit als wegen der Vertheilung ihrer Gebirge und des auffallenden Parallelismus ihrer Richtung unter einander als abgerissene Theile des festen Landes, als Stücke ehemaliger Continente, betrachtet werden. Die andere Art von Inseln aber, welche sich in ihrem Haupttypus mehr der runden als der elliptischen Gestalt nähert, begreift rein selbständige Bildungen und in sich abgeschlossene Individuen unter sich, die ihre Entstehung entweder vulkanischen Wirkungen und Einflüssen verdanken, oder der unermüdeten Thätigkeit der in der Tiefe des Meers hausenden Korallenthiere, wie die große Anzahl der jährlich noch in der Südsee und im Indischen Meere entstehenden Koralleninseln. Die Gestalt beider ist wesentlich voneinander verschieden. Im erstern Falle nämlich ragen diese Inseln hoch aus dem Meere hervor und haben eine mehr oder minder vollkommene Kegelgestalt, im zweiten bilden sie niedrige, ebene Flächen, welche in ihrer Mitte stets niedriger bleiben als die sie umgebende, an den Ufern aufgeworfene Korallenmauer. Den gesammten Flächeninhalt aller bekannten Inseln der Erde berechnet man, Neuholland als Festland angenommen, zu 100000 □M. Die größten Inseln sind Borneo und Grönland; ihnen zunächst stehen Neuguinea, Madagaskar, Sumatra und Großbritannien. Die größte Menge der Inseln liegt in dem weiten Becken des Großen Oceans, den Erdtheil Australien (s. d.) bildend, den man deshalb auch Polynesien, d. i. Vielinselland, nennt.

Inseln der Seligen waren zufolge eines uralten griech. Mythus glückliche Inseln am Westrande der Erde im Ocean, wo die auserwählten Lieblinge der Götter, dem Tode entrückt, in Wonne und Fülle des Überflusses lebten. Wahrscheinlich bezeichnet sie schon Homer durch sein Elysium (s. d.). Hesiod schildert sie besonders als Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen und so erhielten sie bei den nachfolgenden Dichtern, z. B. bei Pindar, sowie in der röm. Poesie, namentlich seit dem Zeitalter des Augustus, allerhand Ausschmückungen. Herodot gibt einer der libyschen Oasen den Namen Insel der Seligen, daher sie Einige nach Ägypten versetzen, während sie die Alten selbst an der Küste von Spanien suchen oder sie an der Westküste von Afrika in den jetzigen Canarischen Inseln (s. d.) wieder zu finden glaubten. Eine sehr anziehende Beschreibung gibt Muret im ersten Abschnitt des fünften Buchs seiner „Variae lectiones".

Inseln des grünen Vorgebirgs, s. Grünes Vorgebirge.

Insignien nennt man alle äußern Andeutungen der Macht und der Würde, des Standes, der Amtsgewalt und der Auszeichnung. Die Insignien der Könige bei den Römern waren die goldene Krone, der elfenbeinerne Stuhl und die mit Beilen ihnen vorangehenden zwölf Lictoren, welche auch in der röm. Republik beibehalten, die Consuln, sowie in geringerer Anzahl die übrigen hohen Magistratspersonen begleiteten. Die Insignien des ehemaligen deutschen Kaisers waren die Reichskleinodien (s. d.). Gegenwärtig bilden Krone und Scepter die Insignien der europ. Monarchen. Zu den Insignien der Ritterschaft gehören Helm und Schild, und als Insignien der Heere sind Fahnen und Adler zu betrachten. Ebenso sind die Marschallsstäbe, der Stab des Lordmayors in London und die Roßschweife der türk. Paschas Insignien ihrer Würde. Die Insignien der hohen katholischen Geistlichkeit bestehen in Pallium (s. d.), Inful (s. d.), Stab und Ring. Die Hand ist die Insignie der Gerechtigkeit und das Beil die der hohen Gerichtsbarkeit. Auch alle Orden pflegt man Insignien oder Decorationen zu nennen.

Insinuation, s. Citation.

In solidum, s. Solidarisch.

Insolvenz, s. Bankrott.

Inspection nennt man eine Heersabtheilung aus mehren Unterabtheilungen gleicher Truppenarten bestehend und von einem höhern Vorgesetzten befehligt; so gibt es Inspectionen der Jäger, der Artillerie u. s. w.

Inspicirung nennt man die von dem höhern Vorgesetzten ausgeführte Besichtigung und Prüfung der militairischen Ausbildung einer Truppe.

Inspiration oder Theopneustie nennt man einerseits eine unmittelbare, also übernatürliche Mittheilung Gottes an die Menschen durch den Anhauch seines Geistes, andererseits den Zustand Derjenigen, welche unter dem begeisternden Einflusse des göttlichen Geistes wirkten. Es war eine Vorstellung des ganzen heidnischen und jüd. Alterthums, daß Weise, Künstler, Dichter, überhaupt alle wahrhaft große Männer mit der Gottheit im Verkehr und unter ihrem begeisternden Einflusse ständen, und daß nur von Gott selbst Gelehrte von ihm und göttlichen Dingen Kunde geben könnten. (S. Offenbarung.) Daher haben alle Religionsstifter beansprucht, daß sie für unmittelbar von Gott gelehrt gehalten würden. Eine heilige geistige Überwältigung schrieben die Hebräer ihren Sehern oder Propheten zu, und im Neuen Testament wird die Heilige Schrift Alten Testaments als von Gott eingegeben bezeichnet, wiefern die heiligen Menschen Gottes geredet, getrieben vom Heiligen Geiste. Nach Ansicht der Rabbiner und des Philo ist das Mosaische Gesetz vom Himmel gekommen und das Alte Testament ein Werk des Heiligen Geistes, zu dessen Verständnisse nach Philo wieder Inspiration erfoderlich sei, wie auch die Alexandriner Clemens und Origenes die 70 Dolmetscher für inspirirt hielten. Diesen Begriff haben die Christen auf das Neue Testament übergetragen, und bereits im 2. Jahrh. wird der Heilige Geist von Athenagoras mit einem Flötenbläser verglichen, sodaß er also der Verfasser der Heiligen Schrift war, die Verfasser selbst aber nur als Instrumente erscheinen. Vollständig bildeten erst die protestantischen Theologen die Inspirationstheorie aus, veranlaßt durch den Lehrsatz von dem ausschließenden richterlichen Ansehen der Heiligen Schrift im Gegensatze zu der Tradition und der Inspiration des Papstes, wie der Überschätzung der menschlichen Vernunft. In Folge dieser Polemik suchten sie die absolute Untrüglichkeit des Buchstabens festzustellen und leiteten nicht blos die Anregung zum Schreiben, sondern auch den ganzen Inhalt, Geschichte, Lehre, ja selbst die einzelnen Worte von einer übernatürlichen Einhauchung Gottes ab. Allein ein solches Inspirationswunder würde nur wieder durch ein Wunder Bestätigung erhalten können, und man müßte consequenterweise auch eine Inspiration der Abschreiber, vielleicht auch der Ausleger und Hörer annehmen, um jede Möglichkeit eines Irrthums zu beseitigen. Dazu kommt, daß der Inhalt der Heiligen Schrift jener Idee in ihrer strengen Fassung keineswegs entspricht; denn ein Fortschreiten der Lehre, eine freie Auffassung der Geschichte und daher verschiedener Formen, ja im Einzelnen widersprechende Darstellungen liegen unleugbar in den Heiligen Urkunden vor und die Handschriften sind nicht ohne zahlreiche Lücken und Abweichungen. Nicht minder wird

durch strenges Festhalten an einer solchen äußern Göttlichkeit der Schrift ihre menschliche Zuverlässigkeit, d. h. ihre Echtheit, Unverfälschtheit und Glaubwürdigkeit gefährdet. Man begnügt sich daher in neuerer Zeit mit der nicht zu bezweifelnden innern Göttlichkeit derselben, oder mit der Annahme, daß der Inhalt der Heiligen Schrift in Wahrheit göttliches Wort sei, wie denn auch der in und aus ihr wehende Heilige und heiligende Geist zeigt, daß sie Gottes Hauch ist. Nach diesem biblischen Begriffe hat man sich die Inspiration nicht als eine wörtliche, sondern als eine Irrthümern vorbeugende und die ganze religiöse Entwickelung der heiligen Schriftsteller bestimmende göttliche Einwirkung zu denken. Damit steht das höchste richterliche Ansehen der Heiligen Schrift fest und eine fortgehende göttliche Eingebung, deren sich zu allen Zeiten Viele unter den Christen gerühmt haben, wie in neuerer Zeit Gichtel (s. d.), Jak. Böhme (s. d.), Swedenborg (s. d.), die Camisarden und die jansenistischen Convulsionnaires in Frankreich, die Quäker, Methodisten und andere Sekten in England und Nordamerika, wird entbehrlich.

Instanz bedeutet einen wirklichen oder nur erdachten Fall oder Umstand, welcher zum Beleg, noch gewöhnlicher aber zur Widerlegung irgend eines ausgesprochenen allgemeinen Satzes angeführt wird. In der Rechtssprache heißt Instanz der Abschnitt eines gerichtlichen Verfahrens, welcher durch das Ansuchen eines Theils, die Verantwortung des andern und die richterliche Entscheidung begrenzt wird. Daher spricht man von der Instanz des ersten Verfahrens, von der Beweisinstanz u. s. w. In diesem Sinne sagt man auch, einen Beklagten von der Instanz entbinden, wenn der Kläger vom Proceß zurückgewiesen wird, ohne daß er sein Recht selbst verliert, und einen Angeklagten von der Instanz freisprechen. (S. Freisprechung und Inquisitionsproceß.) Ferner bezeichnet man mit Instanz auch diejenigen Abschnitte, welche auf das Ansuchen der Parteien um anderweite Prüfung eines ergangenen Richterspruchs, durch Leuterung, Appellation, Restitution, Revision, Nullitätsquerel und weitere Vertheidigung, gebildet werden. Solcher Instanzen soll es nach der deutschen Bundesverfassung in allen deutschen Bundesstaaten für Civilsachen der Regel nach drei geben; in Criminalsachen sind sie vielfältig auf zwei beschränkt Man spricht hier von der untern und obern, mittlern und höchsten oder letzten Instanz. Niemand soll wider seinen Willen einer Instanz entzogen, keine Instanz übersprungen werden. Der Instanzenzug ist die Ordnung, in welcher diese Abstufungen des Richteramts in der gerichtlichen Organisation gebildet werden. Er ist wechselseitig, wenn die Leuterungs-, Appellations- oder Revisions- (Oberappellations-) Instanz zwischen mehren Gerichten gegenseitig von einem an das andere geht. Die oberste Instanz aber sollte immer bei einem und demselben höchsten Gerichte sein, um durch seine Aussprüche eine consequente und übereinstimmende Fortbildung des Rechts, welche der bloßen Gesetzgebung unerreichbar ist, zu gewinnen.

Instinct oder Naturtrieb nennt man die in dem thierischen Wesen herrschende bewußtlose und unwillkürliche Richtung der Thätigkeit, welche sich vornehmlich im Begehren oder Vermeiden zeigt. Sie wird Instinct genannt, weil man dabei etwas in der Natur der thierischen Geschöpfe voraussetzt, was zu einer bestimmten Wirkungsweise treibt. Der Instinct ist angeboren, da er nicht erst durch Gewohnheit oder Nachahmung angenommen wird, sondern sich sogleich mit dem Dasein eines thierischen Wesens äußert, und ein natürlicher Trieb, da er nicht von Überlegung und Nachdenken, sondern von der jedem Thiergeschlechte eigenthümlichen Organisation und Natur abhängt. Es gibt Instincte, welche allen thierischen Geschöpfen gemein sind, z. B. der Nahrungs- und Geschlechtstrieb, andere, welche nur besondern Thierarten eigen sind, z. B. den Wasservögeln der Trieb, im Wasser zu schwimmen; noch andere Triebe scheinen an periodische Bedingungen und Verhältnisse gebunden zu sein, z. B. bei den Zugvögeln der Trieb zu Versammlungen und Wanderungen. Am bestimmtesten und ausgeprägtesten treten die Instincte bei den Thieren auf, während die Naturanlage des Menschen auf die Entwickelung der verständigen und vernünftigen Überlegung berechnet ist. In den Instincten der Thiere, insbesondere insofern sie sich, z. B. bei den Bibern, Bienen u. s. w. als Kunsttriebe (s. d.) äußern, ist viel Überraschendes und Wunderbares, was jedenfalls als zweckmäßige Natureinrichtung zu betrachten ist. Einen Gesichtspunkt für die Erklärung der Instincte bietet der Gedanke dar, daß das Thier im

Verlaufe seines Daseins immer von dem Totalzustande seines Organismus abhängig ist und daß sein Begehren durch ihn bestimmt wird. Damit stimmt zusammen, daß auch bei den Menschen der Instinct erst von der geistigen Bildung verdrängt wird, bei Verwilderung wieder hervortritt und namentlich in Zuständen der Krankheit sich nicht selten geltend macht. Es ist dann, als wenn die Seele ein dunkles Gefühl von dem ungewöhnlichen Bedürfnisse des Körpers erlangte. So zeigt sich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüssigkeiten, zumal nach säuerlichen, bei großer Schwäche Durst nach Wein; bei Kindern, die viel Säure im Magen haben, zuweilen ein Trieb zu erdigen Mitteln, Kreide, Thon u. s. w.; bei Kranken zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend Etwas, und gemeiniglich ist dies ein Instinct, welcher ein inneres, der Krankheit angemessenes Bedürfniß verkündigt, dessen Befriedigung öfters nicht nur unschädlich, sondern sogar heilsam ist. Vielleicht gehören hierher auch manche somnambule Zustände. Falsch ist es aber, alle unwillkürliche Neigungen und Bestrebungen des Menschen Naturtriebe oder Instincte zu nennen, insofern bei denselben eine Nöthigung der Natur nicht stattfindet.

Institut nennt man gegenwärtig vorzugsweise eine von Privatpersonen und für bestimmte Corporationen errichtete Erziehungs- oder Unterrichtsanstalt, in welcher Kinder und junge Leute gegen Vergütung oder auf öffentliche Kosten verpflegt, erzogen und unterrichtet werden. Je nach den besondern Zwecken unterscheidet man, nächst den Instituten im Allgemeinen, Militair-, Handlungs-, landwirthschaftliche, Forst-, Sing-, Hebammen- und andere Institute. Dieselben sollen die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslichen Erziehung vereinigen. Im Alterthume, wo die Erziehung einen ganz andern Charakter hatte als gegenwärtig, kannte man solche nicht. Ebenso wenig können die Kloster-, Stifts- und andere Schulen des Mittelalters als Institute im neuern Sinne angesehen werden, wenn sie auch zum Theil lediglich den Bemühungen von Privaten und Corporationen ihre Entstehung verdankten. Erst nach der Mitte des 18. Jahrh. entstanden eigentliche Erziehungsinstitute im Gegensatz gegen die in äußerlichem Formalismus mehr oder weniger untergegangenen öffentlichen Schulen. Basedow (s. d.) und seine Freunde glaubten Locke's und Rousseau's Ideen einer naturgemäßen Erziehung nicht leichter ausführen zu können, als wenn sie Institute errichteten, die, unabhängig von Staat und Kirche, ein freies Feld zu Ausführung der pädagogischen Theorien und Weltverbesserungsplane des Tages darböten. Das 1774 zu Dessau eröffnete Philanthropin, sowie die diesem nachgebildeten Erziehungsinstitute von Salis zu Marschlins, von Bahrdt zu Heidesheim, von Campe und Trapp zu Trittow, von Salzmann zu Schnepfenthal, von Feder, Spazier, Olivier und Tillich zu Dessau fanden ein empfängliches Publicum. (S. Philanthropinismus.) Doch gingen mehre dieser Institute ebenso schnell unter, als sie begonnen hatten; mehre kamen in andere Hände, und nur das Salzmann'sche hat sich erhalten. Unter den übrigen allgemeiner bekannt gewordenen Instituten sind das ehemals Christian'sche bei Kopenhagen, das eingegangene Hundeiker'sche zu Bechelde bei Braunschweig, das von K. Lang in Tharand gegründete, 1816 nach Wackerbarthsruhe bei Dresden verlegte und von Serrius in derselben Gegend fortgesetzte, insbesondere die von Pestalozzi (s. d.) zu Yverdun (s. d.) und von Fellenberg (s. d.) in Hofwyl (s. d.) begründeten Institute, sowie das Blochmann'sche Institut in Dresden zu erwähnen.

Institut (königliches) von Frankreich. Das Bedürfniß wissenschaftlicher Vereinigung und geistigen Zusammenwirkens rief zur Zeit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften verschiedene Akademien ins Leben, welche nach ital. Mustern literarische Centralpunkte bildeten. Die meisten derselben, wie z. B. der poetische Verein des Siebengestirns, 1570—91 (s. Französische Literatur), hatten nur eine kurze Dauer, bis unter Richelieu's Schutze eine Privatgesellschaft, welche 1625 im Hause Valentin Conrart's von Chapelain und andern mittelmäßigen Dichtern gebildet war, sich 1635 zur Staatsanstalt umgestaltete und als Académie française am 10. Juli 1637 ihre ersten öffentlichen Sitzungen hielt. Dieses Institut war vorzüglich zur Pflege und Ausbildung der franz. Sprache bestimmt; doch hatte es zugleich den Nebenzweck, verdienten Schriftstellern ein anständiges Auskommen zu sichern. Wenn dessenungeachtet die Akademie zum Theil durch Erstickung der freien selbständigen Entwickelung der franz. Literatur geschadet

hat, so ist dies vorzugsweise auf Rechnung des Hofes zu setzen, welcher in der Akademie blos ein Werkzeug sah, auf den Geschmack der Nation bestimmend einzuwirken. Daher lassen sich die unzähligen Misgriffe erklären, die von der Akademie seit dem unglücklichen Verdammungsurtheile des „Cid" (s. Corneille) bis auf die neuere Zeit gethan sind. Auch die Wahl der Mitglieder, deren Anzahl auf 40 bestimmt ist, hat oft unter dem Einflusse großer Willkür gestanden, obschon man bei der Beurtheilung dieser Akademie von dem Gesichtspunkte ausgehen muß, der von früh an festgehalten ist, daß nämlich nicht blos eigentlich literarisches Verdienst, sondern auch besondere Gewandtheit der mündlichen Rede zur Aufnahme in dieselbe befähigen. Freilich kann dieser Umstand nicht als Entschuldigung dafür dienen, daß Männer wie Molière gar nicht und Boileau und Labruyère nur auf ausdrücklichen Befehl Ludwig's XIV. in die Akademie gewählt wurden. In Bezug auf die Ausarbeitung des großen Wörterbuchs der franz. Sprache, mit der die Akademie früh beauftragt wurde, sind ihre Verdienste vielfach angefochten. Statt mit dem Tone dictatorischer Machtvollkommenheit dieses Werk zu einem Gesetzbuche des guten Geschmacks machen zu wollen, außerhalb dessen es kein Heil gäbe, hätte die Akademie sich durchaus nur auf den Standpunkt der historischen Sprachforschung stellen und außer der Etymologie eine geschichtliche Begriffsentwickelung jedes Wortes liefern sollen. Dadurch wäre die franz. Sprache mehr gefördert worden als durch kleinliche Bestimmungen und Gesetze, welche auf die freie Production nur lästig einwirken können. Der Geschmack an Devisen, Inschriften und Medaillen, der im 17. Jahrh. herrschte, gab Ludwig XIV. die Idee zur Stiftung der Académie des inscriptions, welche bei späterer Erweiterung ihres ursprünglich beschränkten und in der That nur untergeordneten Zwecks der Geschichte und Alterthumskunde ungemeine Dienste geleistet hat. Vier Mitglieder der Académie française bildeten bei der Stiftung 1663 den ursprünglichen Stamm dieser neuen Akademie, deren nächste Aufgabe war, die Geschichte durch Medaillen u. s. w. zu erläutern. Als diese Arbeit durch Benutzung der im königlichen Besitze sich befindenden Alterthumsdenkmäler erledigt schien, drohte der Gesellschaft Auflösung; der Abbé Bignon aber, damals Vorsteher der königlichen Bibliothek, sicherte das Fortbestehen dieser Akademie. Sie erhielt den Namen Académie royale des inscriptions et belles-lettres und ein neues Reglement mit bestimmten Einkünften; die Zahl ihrer Mitglieder wurde vermehrt und im Louvre am 16. Juli 1701 ihre erste Sitzung gehalten. Die dritte der franz. Akademien, durch wissenschaftliche Bedeutung und Wirksamkeit noch gegenwärtig die erste der Welt, die Académie royale des sciences, wurde von Colbert 1666 gestiftet, 1699 von dem schon genannten Bignon neu eingerichtet und in sechs Classen eingetheilt, wozu 1785 noch zwei neue Classen kamen. Der Maler Lebrun hatte 1648 eine Akademie der Malerei gestiftet, welche 1655 ein Patent erhielt und 1664 als Académie de peinture et sculpture von Colbert neu eingerichtet wurde. Außerdem gab es noch eine Académie d'architecture.

Alle diese Akademien wurden durch ein Edict des Convents vom 8. Aug. 1793 unterdrückt; doch am 25. Oct. 1795 beschloß das Directorium, einen National-Gelehrtenverein ins Leben zu rufen, dessen Aufgabe die Pflege und Förderung der Künste und Wissenschaften sein sollte. Diese Anstalt erhielt den Namen Institut national; fast gleichzeitig wurden die Normalschulen, die Polytechnische Schule, ursprünglich École des travaux publics genannt, das Längenbureau, das Museum der Naturgeschichte und mehre andere große Anstalten gegründet und erweitert. Das Institut war in drei Classen, nämlich für die sciences physiques et mathématiques, für die sciences morales et politiques und für die littérature et beaux-arts getheilt, deren jede wieder in mehre Sectionen zerfiel, und bestand aus einer Anzahl in Paris wohnender Mitgleider (membres résidants) und einer gleichen Anzahl Associés in den verschiedenen Theilen der Republik; auch sollte außerdem jede Classe sich acht auswärtige Gelehrte zugesellen können. Die Zahl der wirklichen Mitglieder war ohne die Associés auf 144 bestimmt. Um diese nicht ganz bequeme Organisation zu verbessern, ließ Bonaparte, der, selbst Mitglied des Nationalinstituts, diese Ehre so hoch schätzte, daß er während des ägypt. Feldzugs seinem Titel als Obergeneral stets den eines Mitglieds des Instituts vorsetzte, im J. 1802 eine Commission bilden, auf deren Gutachten das Nationalinstitut am 23. Jan. eine neue Einrichtung und vier Classen

erhielt. Die erste von 63 Mitgliedern hatte die mathematischen und Naturwissenschaften und entsprach also der frühern Académie des sciences. Die zweite von 40 Mitgliedern beschäftigte sich, wie früher die Académie française, mit der franz. Sprache und Literatur; die dritte, bestehend aus 40 Mitgliedern, acht fremden Associés und 36 Correspondenten, war für Bearbeitung der Geschichte und alten Literatur bestimmt; die vierte endlich, 20 Mitglieder, acht fremde Associés und 36 Correspondenten zählend, war den schönen Künsten gewidmet. Zu Anfange des J. 1814 nahm diese Anstalt den Namen Institut impérial an, nachdem sie der Reihe nach Institut national, dann Institut des sciences, lettres et arts und endlich Institut de France geheißen hatte. Die Maßregeln der Restauration trafen auch das kaiserliche Institut. Mehre seiner Mitglieder, Männer des Convents und des Directoriums, waren den Bourbons persönlich verhaßt; überhaupt war das Institut dem größten Theile seiner Mitglieder nach liberal und war dies unter Napoleon geblieben. Ludwig XVIII. hielt für gut, die vorgefundene Einrichtung insofern zu modificiren, daß der Name Institut nur der Gesammtheit der Akademien verbleiben, jede Classe aber wieder den Namen Akademie annehmen sollte. So entstanden denn durch die Ordonnanz vom 21. März 1816 1) die Académie française, 2) die Académie des inscriptions et belles-lettres, 3) die Académie des sciences und 4) die Académie des beaux-arts. Zugleich fand die Restauration nöthig, viele der bisherigen Mitglieder aus der Akademie, welche unter die besondere Protection des Königs gestellt wurde, zu entfernen. Die Julirevolution im J. 1830 hat in den Akademien keine andere Veränderung hervorgebracht, als daß die ans Staatsruder gekommenen Doctrinaires die Stiftung einer fünften, Académie des sciences morales et politiques, bewirkt haben, welche durch Ordonnanz vom 26. Oct. 1832 entstand und 30 Mitglieder zählt.

Die Wirksamkeit aller dieser Anstalten wird nicht wenig erleichtert und gefördert durch die Preise, welche jede Akademie jährlich zu vergeben hat. Die Académie française theilt einen jährlichen Preis von 1500 Francs für das beste bei ihr eingegangene Werk der Poesie oder Beredtsamkeit aus; zudem ist ihr die Vertheilung von zwei Preisen zu 10000 Francs aus der Stiftung des verstorbenen Staatsraths Baron Monthyon übertragen, von denen der eine für denjenigen armen Franzosen, welcher im Laufe des Jahrs die tugendhafteste Handlung ausgeübt, der andere für den Verfasser des den Sitten nützlichsten populairen Buchs bestimmt ist. Die Académie des inscriptions vergibt einen Jahrespreis von 1500 Francs und einen von Allier d'Auteroche gestifteten numismatischen Preis. Die Académie des sciences vertheilt einen jährlichen Preis von 3000 Francs, drei Preise aus Monthyon's Stiftung für Statistik, Mechanik und Experimentalphysiologie, einen von Lalande gestifteten astronomischen Preis von 10000 Francs, auch stehen ihr außerdem noch eine Menge anderer wissenschaftlicher Preise für wissenschaftliche und industrielle Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen u. s. w. zu Gebote. Ebenso besitzt die Académie des beaux-arts viele bedeutende Mittel der Aufmunterung und Belohnung. Die Académie française ist mit der Ausarbeitung des „Dictionnaire" beauftragt. Nachdem das „Grand dictionnaire de l'académie franç., première partie suivant la copie imprimée A—M" (Par. 1816, Fol.) unterdrückt worden war, erschien das „Dictionnaire de l'académie franç." (2 Bde., Par. 1694, Fol.; 5. Aufl., 2 Bde., 1798, 4.; neueste Aufl., 2 Bde., 1835) mit einer Einleitung von Villemain, dem gegenwärtig immerwährenden Secretair dieser Akademie. Der Académie des inscriptions sind mehre wissenschaftliche Arbeiten anvertraut. Eine Commission setzt die von den Benedictinern der Congregation St.-Maur begonnene „Histoire littéraire de la France" fort, die gegenwärtig 21 Bände umfaßt, deren letzter bis gegen das Ende des 13. Jahrh. geht; eine andere besorgt die „Collection de notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque royale et autres bibliothèques publiques", welche bis zum 14. Bande gediehen ist; eine dritte hat es mit den Inschriften, Medaillen und Münzen zu thun; eine vierte ist für die Erhaltung und Beschreibung der Alterthümer Frankreichs niedergesetzt; eine fünfte leitet die Herausgabe solcher Documente, welche für die Geschichte Frankreichs von Bedeutung sind. Außerdem veröffentlicht die Akademie noch andere umfangreiche Werke, wie z. B. die „Historiens des Croisades", die von den Benedictinern begonnene Sammlung der „Ordonnances des

rois de France" u. s. w., deren Herausgabe nur eine gelehrte Gesellschaft von so bedeutenden Mitteln gewachsen ist. Auch die Herausgabe des schon von Colbert gestifteten „Journal des savants", zu welchem indeß Mitglieder aller Akademien beisteuern, fällt größtentheils dieser Akademie anheim. Die inhaltreichen Schriften derselben, die „Mémoires de littérature, tirés des registres de l'académie des inscriptions" (51 Bde., Par. 1717—1809, 4.) werden, sowie die nicht minder wichtigen „Mémoires" der übrigen Akademien seit 1809 fortgesetzt. Am allgemeinsten ist die wissenschaftliche Thätigkeit der Académie des sciences anerkannt. Viel trägt hierzu die Öffentlichkeit ihrer Sitzungen bei, welche geeignet ist, selbst einem größern Publicum Interesse an der Behandlung wissenschaftlicher Fragen einzuflößen. Vgl. über die Académie française P. Pelisson's „Histoire de l'académie franç. depuis son établissement 1635 jusqu' en 1652", fortgesetzt bis 1700 vom Abbé d'Olivet (Par. 1730; 3. Aufl., 2 Bde., 1743, 12.) und d'Alembert's „Histoire des membres de l'académie franç. morts depuis 1770 jusqu' en 1771" (6 Bde., Par. 1786, 12.); über die Académie des inscriptions Gros de Boze's „Histoire de l'académie des inscriptions et des belles-lettres" (3 Bde., Par. 1740) und über die Académie des sciences Duhamel's „Historia regiae scientiarum academiae" (Par. 1698 und 1701, 4.); Fontenelle's „Histoire du renouvellement de l'académie royale des sciences et les éloges de tous les académiciens depuis ce renouvellement" (2 Bde., Amst. und Par. 1709—17 mit verschiedenen Fortsetzungen); ferner Condorcet's „Éloges des académiciens morts depuis 1666—1790 (6 Bde., Par. 1773—99, 12.); Cuvier's „Recueil des éloges historiques lus dans les séances publiques de l'institut royal" (2 Bde., Par. 1819) und Mignet's „Mélanges" (2 Bde, Par. 1844). Die Geschichte und Arbeiten der sämmtlichen Akademien während ihres Bestehens als Institut 1795—1815 enthalten die „Mémoires de l'institut national des sciences et des arts" (33 Bde., Par. 1796—1819, 4.) und der Didot'sche Kalender unter dem Titel „Institut royal de France".

Institutionen, s. Corpus juris, Gajus und Römisches Recht.

Instruction nennt man die Anweisung, wie sich ein Gesandter u. s. w. zu verhalten hat. — Über die juristische Instruction s. Proceß.

Instrument, d. i. Werkzeug, heißt in der juristischen Sprache eine mit gewissen Förmlichkeiten aufgenommene Urkunde, z. B. Notariatsinstrument. (S. Notarien.) Musikalische Instrumente nennt man alle Werkzeuge, Körper und Maschinen, die zur Klangerzeugung verwendet werden. Nach den verschiedenen Weisen, wie sie intonirt, d. h. zum Erklingen gebracht werden, lassen sie sich in viele Classen theilen, nämlich in Blas-, Saiten-, Schlag- und Tastinstrumente. Die Saiteninstrumente theilt man wieder in Streich- oder Bogeninstrumente (s. d.) und in harfenartige, und die Blasinstrumente in Holz- und Messinginstrumente. Eigentlich gibt es nur zwei Arten der Tonerzeugung; entweder ist ein in Schwingung gesetzter fester, elastischer Körper, oder ein gebrochener Luftstrom das tongebende Element. Als klingende Körper können die verschiedenartigsten Stoffe in sehr verschiedenartiger Form und Anwendung dienen, z. B. Metall- und Darmsaiten, Holz- und Metallblättchen oder Zungen, gegerbte Thierfelle, Glas- und Metallglocken u. s. w., die wiederum entweder durch Reibung, wie Violon (s. d.), Violoncell (s. d.), Bratsche (s. d.), Violine (s. d.), Gambe (s. d.) und Harmonica (s. d.); oder durch Reißen, wie Harfe (s. d.) und Guitarre (s. d.); oder durch Schlagen mit Hammer oder Klöppel, wie Pianoforte (s. d.), Hackebret (s. d.), Pauken (s. d.) und Tamtam (s. d.); oder durch Wind, wie Oboe (s. d.), Clarinette (s. d.), Fagott (s. d.), Physharmonica (s. d.) und die Zungenwerke in der Orgel (s. d.), zum Erklingen gebracht werden. Von der zweiten Art sind nur wenige Blasinstrumente, nämlich die Flöte (s. d.), die Schnabelflöte (flûte douce), das Flageolet (s. d.), der Czakan und alle Labialstimmen der Orgel. Trompete (s. d.), Horn (s. d.) und Posaune (s. d.) rechnet man in der Regel zur erstern Gattung; ob aber wirklich die Lippen des Bläsers, wie bei den Zungenstimmen, und nicht vielmehr der durch sie gepreßte Luftstrom, wie bei den Labialstimmen, das eigentliche Agens sei, scheint noch zu erweisen. Die ältesten, schon bei den Ägyptern, Hebräern und Griechen bekannten Instrumente waren harfen- und zitherartige Saiten-, sowie flöten- und trompetenartige Blasinstrumente. Ge-

geninstrumente kommen schon ungefähr im 12. oder 13. Jahrh. vor. Spätern Ursprungs sind Fagott, Oboe und Clarinette, welche letztere erst um 1690 erfunden wurde. Die Clavierinstrumente verdanken ihren Ursprung, muthmaßlich ums J. 1500, dem Versuche, das Hackebret mit einem bequemen Mechanismus zu versehen. Nur wenig früher ist die endliche Vervollkommnung der Orgel zu setzen, obwol die ersten Anfänge ihrer Erfindung in die vorchristliche Zeit hinaufreichen. Von den zahlreichen neuerdings erfundenen Instrumenten hat nur die Physharmonica eine gewisse, doch beschränkte Verbreitung gefunden.

Instrumentale Arithmetik nennt man die Auflösung gewisser Rechnungen mittels mechanischer Hülfsmittel, deren namentlich die Alten bei ihrer unbequemen Bezeichnungsart der Zahlen bedurften. Hierher gehören der Abacus (s. d.) der Römer, das Reihen knöcherner oder elfenbeinerner Kügelchen auf Drahtsaiten bei den Chinesen, die Neper'schen Rechenstäbchen, welche in Deutschland von Kasp. Schott, Leupold u. A. nachgeahmt wurden, Pascal's (s. d.) Rechenmaschine, desgleichen die von L'Epine, Boitissendeau und dem Professor Polenus zu Padua sowie Babbage's (s. d.) sinnreiche, aber nicht zur gänzlichen Vollendung gekommene Maschine zur Berechnung der Logarithmen.

Instrumentalmusik heißt alle durch Instrumente ausgeführte Musik, im Gegensatz zur Vocalmusik (s. d.), deren Darstellungsmittel die menschliche Stimme ist. Ursprünglich Sklavin, dann Freundin und Vertraute der letztern, ist die Instrumentalmusik in neuester Zeit zu einer Selbständigkeit gelangt, daß sie unabhängig von ihr aufzutreten vermag, ja die einstige Herrin als bloße Gehülfin sich öfters zugesellt, z. B. in Beethoven's Symphonie mit Chören u. s. w. Man hat dies einen Misgriff nennen wollen, doch mit Unrecht. Nicht die Sache, nur ihr Misbrauch, der freilich nicht ausblieb, ist verwerflich. Gleiches gilt von der sogenannten malerischen Musik und von den Massenwirkungen. Bei letztern geht der Einzelcharakter der Instrumente in ihrer vereinigten Klangmasse unter, während jene gerade die verschiedenen Klangfärbungen der einzelnen Instrumente zu allerlei sinnlichen Nachahmungen von Naturklängen und dergleichen benutzt. Bleibt dieselbe dabei im Bereich des Anmuthigen und Heitern, so ist nichts dagegen zu sagen; will sie aber durch Donner und Kriegslärm, durch klingenden Sonnenschein, oder durch in Tönen dargestellte Seelenzustände, z. B. eines Verbrechers vor der Hinrichtung, wirklich rühren oder erschüttern, so ist dies eine Verirrung. Was endlich jene Form der Instrumentalmusik anlangt, die man brillante, Bravour- oder auch Virtuosenmusik nennt, bei der es auf Darlegung der Geschicklichkeit des Vortragenden abgesehen ist, so ist wohl zu unterscheiden, ob dies des Componisten erster oder gar einziger Zweck war, oder ob er nur zu Erreichung höherer Tendenzen jedes dem Instrumente inwohnende Wirkungsmittel aufbietet. In beiden Fällen wird zum Vortrag des Stücks volle Beherrschung des Instruments, also Virtuosität erfodert, dennoch ist zwischen beiden Arten von Stücken ein gleicher Unterschied, wie zwischen einem Meister und einem Virtuosen. Die ausgebildetste Form dieser Gattung ist das Concert (s. d.), das aber in neuerer Zeit durch die sogenannte große Phantasie verdrängt zu werden bedroht ist, die, alle höhern Tendenzen offen ablehnend, blos den niedern egoistischen Zwecken des Virtuosen zu fröhnen bestimmt ist. Die bedeutendsten Gattungen und Formen der Instrumentalmusik sind das Concert, die Sonate (s. d.), das Duo, Trio, Quatuor u. s. w., die Ouverture (s. d.) und die Symphonie (s. d.), welchen letztern beiden das ganze Gebiet aller dermalen üblichen und vorhandenen Instrumente zu Gebote steht. Die Instrumentalmusik, vor Allem ihr Gipfelpunkt, die Symphonie, ist in Bildung und Wesen deutsch und Seb. Bach, Haydn, Mozart, Beethoven, Fr. Schubert, Spohr, Weber, Mendelssohn u. A. ihre bedeutendsten Förderer und Pfleger. (S. Deutsche Musik.) Die Bestrebungen des Franzosen Berlioz (s. d.) sind, wie bemerkenswerth immer, doch zur Zeit in ihrem Einfluß noch zweifelhaft. In Bezug auf Instrumentalspiel haben sich namentlich Frankreich, Deutschland und neuerdings Belgien fruchtbar gezeigt, welches letztere eine große Anzahl bedeutender Künstler, hauptsächlich für Violine und Violoncell, wie Beriot, Vieuxtemps, Prume, Servais u. A. aufzuweisen vermag. Italien hat von Zeit zu Zeit bedeutende Virtuosen, namentlich Geiger, wie Tartini, Corelli, Viotti, Paganini u. A. erzeugt, sich aber im Ganzen wenig an den Fortschritten der Instrumentalmusik betheiligt.

Insubordination wird jede Widersetzung eines Militairs gegen Befehle seiner

Vorgesetzten genannt. Da nur der strengste, unbedingteste Gehorsam ein Heer befähigen kann, vor dem Feinde kriegsbrauchbar zu sein, so muß jedes Subordinationsvergehen streng bestraft werden. Schon eine die Widersetzlichkeit bezeichnende Miene oder Geberde des Untergebenen darf nicht ungeahndet bleiben, vielweniger das Wort. Findet dabei zugleich ein thätlicher Angriff gegen den Vorgesetzten statt, so ist selbst in Friedenszeiten die Todesstrafe überall verwirkt. Im Augenblicke, wo eine Truppe gegen den Feind fechten soll, kann der Vorgesetzte den nicht gehorchenden Untergebenen ohne Weiteres niederstoßen.

Insurrection oder Aufstand, die Erhebung des Volks gegen eine für unrechtmäßig angesehene Herrschaft, ist wohl zu unterscheiden vom Aufruhr (s. d.), der in einer ungeordneten, gewaltsamen Widersetzlichkeit gegen eine obrigkeitliche Anordnung besteht. Die Frage, inwiefern das Volk zu einer solchen Erhebung berechtigt sein könne, hat eine sehr verschiedene Beantwortung gefunden. Dem Volke das Recht beizulegen, beliebig und ohne einen andern Grund, als weil es ihm so gefällt, gegen die Obrigkeit aufzustehen, das sogenannte heilige Recht der Insurrection, unter dessen Vorwande die meisten Verbrechen und Greuel der franz. Revolution verübt wurden, ist eine vollkommene Ungereimtheit; nicht weniger ungereimt ist es aber, alle Gegenwehr gegen die rohesten Misbräuche der Gewalt für unrechtmäßig zu erklären. Nur über das Eine ist man von jeher einverstanden gewesen, nämlich daß der Aufstand gegen einen Usurpator oder eine Partei, welche den rechtmäßigen Herrscher in Abhängigkeit hält, nicht nur erlaubt, sondern sogar verdienstlich sei; doch hat man dabei den Punkt, wo die Usurpation in legitime Herrschaft übergeht, nicht mit Bestimmtheit angeben können. Schwieriger ist die Frage, in welchen Fällen das Volk auch gegen einen Herrscher, dessen Recht zum Throne nicht zu bezweifeln ist, wegen Misbrauchs seiner Macht zur Gegenwehr, Absetzung u. s. w. schreiten könne. In den frühern Zeiten war die Idee des Rechts dabei ganz unwirksam; erst in den Religionskriegen des 16. Jahrh. wurde die Sache von der rechtlichen Seite beleuchtet. Den ersten Anstoß gab die Stadt Magdeburg, welche sich gegen den Vorwurf einer strafbaren Widersetzlichkeit vertheidigte, als sie das Interim (s. d.) nicht annehmen wollte, wodurch später die „Vindiciae contra tyrannos" von Hubert Languet (s. d.) veranlaßt wurden, und nächst Languet die Rechtfertigung des Mörders Heinrich's III., Clément, in der Schrift des Jesuiten Mariana (s. d.) „De rege et institutione regis". Sehr loyale Männer haben Grenzen des bürgerlichen Gehorsams angenommen, wie Hume, Schlözer, Fénelon, Bossuet, Blackstone u. A., und sehr eifrige Kämpfer für Recht und bürgerliche Freiheit haben dem Volke alles Recht des Widerstandes abgesprochen, wie Hugo Grotius und Kant. Es ist leicht zu sagen, daß ein Volk zur Nothwehr gegen ungerechte Gewalt berechtigt sei; allein im Voraus die Fälle zu bestimmen, in welchen der Zustand der Nothwehr wirklich eintritt, möchte ebenso unmöglich als unnöthig sein. So lange es blos Güter gilt, über welche die Menschen verfügen und welchen sie entsagen können, ist unstreitig jeder Aufstand gegen eine in ihrer Entstehung rechtmäßige Herrschaft unerlaubt; wenn aber Das angegriffen wird, was einem Jeden heilig sein muß, die Religion und die moralische Entwickelung des Volks, wenn die Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird und man nicht gehorchen kann, ohne sich selbst verächtlich zu werden, dann ist kein Mittel, sich von moralischer Vernichtung zu retten, als der Gebrauch physischer Kraft. Aus diesem Gesichtspunkte war die Insurrection der Griechen zu betrachten, denen die Osmanen noch nie Regenten, sondern stets nur Eroberer und Unterdrücker gewesen waren und denen man die Pflicht des bürgerlichen Gehorsams nicht auflegen konnte, man mochte nun auf den Ursprung der Gewalt oder auf den Misbrauch derselben sehen. — In Ungarn heißt Insurrection das allgemeine Aufgebot des Reichsadels zur Vertheidigung der Grenzen, was bei dringenden Gefahren vom Könige ausgeht, wo dann jeder Adelige verbunden ist, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen. So focht 1809 bei Raab die ungar. Insurrection gegen den Vicekönig Eugen von Italien.

Intaglien (Intaglios), tiefgeschnittene Steine, s. Steinschneidekunst.

Integralrechnung heißt derjenige Theil der Infinitesimalrechnung, welcher aus einer gegebenen Gleichung zwischen den Differentialen zweier oder mehrer veränderlicher Größen eine Gleichung oder Relation zwischen diesen Größen selbst auffinden lehrt. Das Integral eines gegebenen Differentials ist diejenige Function einer oder mehrer verän-

derlicher Größen, durch deren Differentiation jenes Differential entsteht; es wird durch das dem Differential vorgesetzte Zeichen $\int$ bezeichnet, z. B. $\int x^5 dx = \frac{1}{6} x^6$. Ein Differential integriren heißt das Integral des erstern finden. Ein Integral wird vollständig oder allgemein genannt, wenn es eine willkürliche unveränderliche Größe oder Constante enthält, particulair aber, wenn der Constante ein bestimmter Werth, z. B. Null, beigelegt worden ist. Die Integralrechnung ist ihrem Zwecke und Gegenstande nach das Umgekehrte der Differentialrechnung (s. d.), übertrifft dieselbe aber an Schwierigkeit und Umfang beiweitem. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, von denen die eine Differentialgleichungen mit zwei, die andere aber solche mit mehren veränderlichen Größen behandelt. Jede dieser Abtheilungen hat wieder zwei Theile; der erste enthält die Integralien solcher Differentialgleichungen, in denen nur Differentiale des ersten Grades vorkommen; der andere beschäftigt sich dagegen mit solchen, in denen Differentiale vom zweiten oder einem noch höhern Grade enthalten sind. Die Integralrechnung wurde, wie die Differentialrechnung, zuerst um 1671 in England von Newton, und nicht lange nachher in Deutschland von Leibnitz, dem die Entdeckungen Jenes ganz unbekannt waren, erfunden und seitdem außerordentlich ausgebildet und bereichert, obgleich noch immer viel darin zu leisten übrig bleibt.

Intellectuell oder Intellectual bezeichnet im Allgemeinen Das, was sich auf das Wissen, die Erkenntniß bezieht und sie ausdrückt. In diesem Sinne spricht man z. B. von intellectueller Bildung, im Unterschiede von der moralischen des Willens und der ästhetischen des Geschmacks. Im engern Sinne unterscheidet man intellectuelle Erkenntnisse von sinnlichen oder sensuellen und versteht darunter solche Erkenntnisse, die durch Verknüpfung und Entwickelung der Begriffe ohne Beihülfe der Erfahrung und sinnlichen Anschauung gewonnen werden können, also was man gewöhnlich Verstandes- oder Vernunfterkenntnisse im Gegensatze zu sinnlichen Wahrnehmungen nennt. In diesem Sinne bietet nicht blos die Philosophie, sondern auch die Mathematik ein intellectuelles Wissen dar. Objecte der Erkenntniß, welche gar kein Gegenstand der Erfahrung werden können, würden daher nur durch ein intellectuelles Wissen erreicht werden können, und heißen deshalb auch intelligibel, d. h. nur durch Denken erkennbar. Solche intelligible Objecte bezeichnen die Begriffe Gottes, des Geistes u. s. w. Intellectualismus oder Intellectualphilosophie nannte man demgemäß bisweilen diejenige philosophische Ansicht, nach welcher nicht nur die Objecte der wahren Erkenntniß nicht im Bereiche der sinnlichen Wahrnehmung liegen, sondern auch die Quelle des Wissens über sie in dem Verstande und der Vernunft zu suchen ist, womit sich häufig die Voraussetzung gewisser angeborener Grundsätze und Begriffe verband, welche in letzter Instanz über Wahrheit und Irrthum entscheiden sollten. Dem Intellectualismus steht dann der Empirismus (s. d.) und Sensualismus (s. d.) entgegen, der letztere besonders insofern, als er alle Erkenntniß aus sinnlicher Wahrnehmung ableiten zu können glaubt. Eine noch engere Bedeutung endlich als die erwähnte erhielt das Wort intellectuell in den Systemen Fichte's und Schelling's als Prädicat für die nicht empirische, sondern geistige Anschauung (s. d.), die ohne alle Reflexion und verständige, an Begriffen und ihren Verhältnissen fortgehende Überlegung, unmittelbar in das oberste Princip alles Wissens hinein versetzen sollte, für welches Fichte die absolute Spontaneität des Ich, Schelling die Identität aller Gegensätze in dem Absoluten erklärte. Auf ähnliche Weise suchten früher die Mystiker ihre Anschauungen des göttlichen Wesens zu rechtfertigen. Die Berufung auf diese intellectuelle Anschauung, für welche Fichte auch den Ausdruck productive Einbildungskraft anwendete, ist aber aus den Systemen der Philosophie wieder verschwunden, seitdem man die Willkürlichkeit ihrer Foderung und Behauptung eingesehen hat.

Intelligenz bezeichnet ursprünglich Verständniß, Einsicht, Erkenntniß, besonders die von der sinnlichen Wahrnehmung nicht unmittelbar abhängige und auf sie beschränkte, also die verständige und vernünftige Erkenntniß; sodann die Vermögen, solche Einsicht zu erwerben, und endlich ein Wesen, welches durch solche Vermögen charakterisirt ist. Deshalb gelten nicht die Thiere, sondern erst der Mensch für eine Intelligenz, indem sich seine Vorstellungen und Begriffe zu einen von den unmittelbaren sinnlichen Empfindungen unabhängigen, in sich selbst zusammenhängenden, bewußtvollen Gedankenkreise ausbilden, in-

nerhalb dessen seine Überzeugungen von Wahrheit und Irrthum wurzeln. Es ist natürlich, daß wir auch höhern geistigen Wesen, selbst dem höchsten, Gott, eine Intelligenz beizulegen geneigt sind, deren Merkmale wir nach der Analogie Dessen, was wir in uns selbst finden, bestimmen. Mit welchem Rechte oder Unrechte dies geschieht, würde nur eine auf die letzten Bedingungen und allgemeinen Gesetze des geistigen Lebens überhaupt zurückgehende Untersuchung entscheiden können. — Im weitern Sinne des Worts nennt man intelligent Jeden, der ein Gebiet des Wissens oder Handelns mit Klarheit und Sicherheit beherrscht, z. B. einen Baumeister, Staatsmann u. s. w.

Intelligenzblätter nannte man die seit Anfange des 18. Jahrh. täglich oder an bestimmten Tagen erscheinenden Blätter mit Nachrichten, die schleunig zur öffentlichen Kenntniß oder Intelligenz gebracht werden sollten, und Intelligenzcomtoir die Anstalt, welche dergleichen Nachrichten sammelte und durch den Druck bekannt machte. Schon die Römer hatten etwas den Intelligenzblättern Ähnliches in den „Acta populi rom.", in welchen die Geborenen, Gestorbenen, die Verheirathungen, Ehescheidungen, Todesstrafen, Adoptionen, Manumissionen, auch die angekommenen Fremden verzeichnet wurden, und die an öffentlicher Stelle Jedermann einsehen konnte. In neuerer Zeit sind an die Stelle der Intelligenzblätter, die aber auch noch hier und da in Folge früher erhaltener Privilegien fort erscheinen, die umfassendern Zeitungen (s. d.) und besser eingerichtete Localblätter unter den verschiedensten Titeln getreten. Den ersten Vorschlag zur Einrichtung eines Intelligenzcomtoirs soll der Vater Montaigne's, der 1569 starb, gemacht haben; John Innys war dagegen der Erste, der 1637 in London eine solche Anstalt unter dem Namen „The office of intelligence" ins Leben treten ließ. In Deutschland überreichte zuerst der Baron Wilh. von Schröder, der 1663 ermordet wurde, dem Kaiser Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenzcomtoir, welchen dann von Boden 1703 wiederholte, worauf 1722 in Frankfurt am Main, 1724 in Hamburg, 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1732 in Dresden, 1744 zu Augsburg, 1745 zu Braunschweig, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig Intelligenzcomtoirs errichtet wurden.

Intelligibel, d. h. nur durch Denken erkennbar, s. Intellectuell.

Intendant heißt soviel als Oberaufseher oder Director. In Preußen führen diesen Titel die ehemaligen obern Kriegscommissare, welche bei dem Armeecorps die Bezahlung, Verpflegung und Bekleidung der Truppen leiten und über die Wirthschaft und das Rechnungswesen die Aufsicht führen. Ihnen sind Intendanturräthe zum Beistande gegeben, und alle stehen unter dem Generalintendanten der Armee. In Frankreich wurde der Titel Intendant, weil er an das Königthum erinnerte, in Präfect (s. d.) umgewandelt.

Intension, d. i. Anspannung, mithin Verstärkung der innern Kraft, nennt man die erhöhte innere Wirksamkeit im Gegensatze der Extension (s. d.), die mit ihr häufig im umgekehrten Verhältnisse steht. So spricht man von einer Intension der Gefühle, wenn man die Innigkeit derselben anzeigen will, und in diesem Sinne wird auch das Beiwort intensiv gebraucht. — Intensives Leben nennt man ein solches, welches man nicht nach der Zeitdauer, sondern nach der innern Wirksamkeit und seinem Gehalte beurtheilt. — Unter intensiver Größe versteht man die Größe des Inhalts oder der innern Kraft. Auch nennt man zuweilen Licht, Wärme, Kraft u. s. w., insofern sie einer Messung fähig sind, intensive Größen im Gegensatze der räumlich ausgedehnten oder extensiven Größen. — Etwas intensiv vergrößern heißt solches seinem innern Werthe nach erhöhen.

Intensität ist ein in der Physik sehr gebräuchlicher Ausdruck, der die Stärke einer Wirkung im Vergleich mit der Stärke einer andern Wirkung, unter ähnlichen Umständen anzeigt. So sagt man, das Licht der Sonne hat mehr Intensität als das des Mondes. Besonders wichtig ist der Begriff der Intensität in der Lehre von den galvanischen Strömen, wo sie von der Quantität zu unterscheiden ist. (S. Galvanismus.)

Intensivum (lat.) heißt in der Grammatik ein solches Zeitwort, welches, meist schon durch seine besondere Bildung charakterisirt, eine Verstärkung oder das eifrige Beharren bei einer Thätigkeit ausdrückt, wie „ängstigen", „horchen" u. s. w., und, weil es zugleich die öftere Wiederholung derselben Handlung einschließt, häufig als Frequentativum oder Iterativum (s. d.) erscheint.

Intention, nicht zu verwechseln mit Intension (s. d.), heißt Richtung und wird gewöhnlich von der Richtung des Wollens, der Absicht des Handelnden, gebraucht, von welcher der äußere Erfolg, die Wirkung der Handlung, abweichen kann. Auf das sittliche Gewicht, welches die Frage nach dem Verhältniß zwischen Absicht und That hat, kann die Lehre der Jesuiten aufmerksam machen, nach welcher auch eine schlechte Handlung erlaubt sein soll, wenn man nur eine gute Absicht dabei habe; eine Lehre, die wie der damit genau zusammenhängende Grundsatz: der Zweck heilige die Mittel, alle Moral untergräbt, wenn sie ohne Einschränkung aufgestellt wird.

Intercession ist im Civilrechte so viel als Bürgschaft (s. d.). Im Staats- und Völkerrechte versteht man darunter die Verwendung eines Staats bei einem andern Staate für Privatpersonen, die Unterthanen eines der beiden oder auch eines dritten Staats sind. Die Intercession für Bürger des intercedirenden Staats, um ihnen z. B. zu gerechten Foderungen zu verhelfen, sie gegen Beleidigungen und Unrecht zu schützen, sie zu einer mildern Behandlung zu empfehlen, sie aus der Kriegsgefangenschaft zu reclamiren u. s. w., ist allgemein als zulässig anerkannt; dagegen sind die Intercessionen, die zuweilen zu Gunsten der Unterthanen des fremden Staats versucht wurden, in der Regel zurückgewiesen und oft sehr übel genommen worden, so die Intercessionen für den evangelischen Magistrat der Stadt Thorn (s. d.) im J. 1724; für die Protestanten, welche der Erzbischof von Salzburg, Leop. Ant. Graf von Firmian (s. d.), 1731—32 aus dem Lande trieb; des holländ. Gesandten für den Prätendenten Karl Eduard (s. d.) beim franz. Hofe im J. 1745 u. s. w.

Interdict hieß in der röm. Rechtspflege eine vorläufige Verordnung des Prätors, durch welche, mit Vorbehalt des eigentlichen Rechts, Jemand im Besitz einer Sache geschützt, dareingesetzt oder wiedereingesetzt wurde. Jemandem Feuer und Wasser untersagen (interdicere), war so viel, als Jemand ins Exil schicken. In der kirchlichen Disciplin bezeichnet man mit Interdict ein Verbot aller kirchlichen Handlungen, mit Ausnahme der Taufe; keine Glocke durfte geläutet und das Abendmahl Niemandem, selbst den Sterbenden nicht, gereicht werden, die Beerdigungen mußten ohne die kirchlichen Gebräuche geschehen und aller Kirchenschmuck wurde verhüllt oder entfernt. Es war eine allgemeine Fasten- und Bußzeit. Dieses ligare terram publica excommunicatione war eine Steigerung des Kirchenbanns (s. d.), des Anathema und der Excommunication, welche von der schuldigen Person auf ihre Umgebung, Dienstleute, Unterthanen, auf ganze Landesdistricte und ganze Länder ausgedehnt wurde, und hatte zunächst zum Zweck, den Gottesfrieden (s. d.) zu vermitteln, d. h. die Fehden, wenigstens auf gewisse Zeiten, zu beschränken. Später galt es als Strafe für alle schwere Vergehen gegen geistliches oder weltliches Recht. Dieser gesteigerte oder große Bann wurde zuerst von Gregor V. im J. 998 angewendet, vermöge dessen König Robert, um eine Volksempörung zu verhüten, sich zu einer Trennung von seiner im vierten Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha verstehen mußte. Kirchengesetzlich wurde das Interdict erst 1031 auf der Synode zu Limoges. Im J. 1209 sprach es Innocenz III. über England aus und entsetzte König Johann des Reichs, das er an Philipp von Frankreich übertrug. Die Folge war, daß Johann dem Papste das Patronat über die engl. Bisthümer überlassen, unter schimpflicher Demüthigung und Büßung sein Reich vom Papste zu Lehen nehmen und der Aristokratie Englands die Magna Charta gewähren mußte. Eine aufgeklärtere Zeit hat auch die Schrecknisse des Interdicts beseitigt.

Interesse (lat.), d. h. daran gelegen sein, bezeichnet, im Gegensatze von Gleichgültigkeit, den Antheil, welchen man an einer Sache nimmt, und in Hinsicht des Gegenstandes selbst den Werth und die Wichtigkeit, die er für uns hat. Dem sinnlichen Menschen ist nur das Sinnliche, der Nutzen und Gewinn, interessant, und man nennt daher diesen Antheil Interesse im niedern Sinne, und den Gewinnsüchtigen selbst einen interessirten Menschen. In diesem Sinne sagt Kant, das Schöne gefalle ohne Interesse, und so wird auch der Eigennutz oder die angelegentliche Sorge für seinen äußern Vortheil, sowie dieser Vortheil oder Gewinn selbst, Interesse genannt, besonders wenn er sich auf Geld oder Geldeswerth bezieht. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geschlecht ein eigenthümliches Interesse. Von diesem besondern Interesse unterscheidet man daher

Das, was allen Menschen interessant sein sollte, was mithin an sich Werth hat. Interessant in dieser Bedeutung ist nur Das, was auf eine ausgezeichnete Weise die höhern Thätigkeiten des Geistes beschäftigt oder ein eigenthümlicher Ausdruck derselben ist, also Das, was entweder durch seine bedeutsame Form oder seinen ausgezeichneten Gehalt die Aufmerksamkeit des Gebildeten, für den Werth des Gegenstandes Empfänglichen reizt und insbesondere Das, was sich auf die Menschheit und deren Bestimmung bezieht. In diesem Sinne erhebt sich das ästhetische, sittliche und religiöse Interesse über alle andern Arten desselben. Der gewöhnliche Sprachgebrauch bewegt sich jedoch in einer weitern Bedeutung des Begriffs und nennt z. B. Vieles interessant, was nicht gerade schön oder gut ist. — Interesse im juristischen Sinne, id quod interest, heißt der Nutzen oder Schaden, welchen Jemand bei der Handlung eines Andern oder irgend einem Ereignisse hat. Dieses Interesse ist ein blos factisches, wenn es zufällig aus der rechtmäßigen Handlung eines Andern, sowol eines Einzelnen als des Staats, entsteht; es ist ein rechtliches, wenn auf Seiten des Handelnden eine Verbindlichkeit vorhanden war, die Handlung selbst als schädlich zu unterlassen, oder doch mit Vorsicht zu üben, und in dieser Beziehung hat dann der Beschädigte ein rechtliches Interesse bei der Sache. Denn wenn auch Derjenige, welcher sich seines Rechts bedient, dadurch allein keinem Andern Unrecht thut, und die Nachtheile, welche daraus für einen Andern entstehen, nicht zu berücksichtigen braucht, so beschränkt sich dieses doch wieder auf Handlungen, welche unmittelbar nicht weiter gehen als das Recht selbst, und im Ganzen ist Jeder verbunden, sein Handeln so einzurichten, daß daraus einem Andern kein Schade entstehe. Das Interesse faßt Dreierlei in sich: 1) die bloße Erhaltung des Bestehenden, die Rückgabe oder den Ersatz des Werths einer weggenommenen oder beschädigten Sache; 2) den positiven Verlust, welchen Jemand außer diesem Werthe noch erlitten hat (damnum emergens) und 3) den Gewinn, welchen er ohne die beschädigende Handlung würde gemacht haben (lucrum cessans). Auch die Zinsen eines Capitals oder Grundstücks werden im gemeinen Leben Interessen genannt. — Interessenten nennt man Diejenigen, welche an einer Sache, einem Geschäft ein rechtliches Interesse haben.

Interessenrechnung. Bei Interessen oder Zinsen kommen im Allgemeinen vier Dinge in Betracht, nämlich das Capital, die Procente, zu welchen das Capital, die Zeit, wie lange es angelegt ist, und die Interessen oder Zinsen, welche es trägt. Die Interessenrechnung lehrt, wenn von diesen vier Größen drei bekannt sind, die vierte, unbekannte, finden. Dividirt man die Zahl 100 durch die Zahl der Procente, so zeigt der Quotient die Anzahl der Jahre an, in welchen die Interessen die Summe des angelegten Capitals erreichen. So verdoppelt sich ein Capital, wenn es zu zwei, drei, vier, fünf oder sechs Procent ausgeliehen ist, beziehungsweise in 50, 33⅓, 25, 20 oder 16⅔ Jahren. Um die Interessen zu erfahren, die von einem Capitale zu zahlen sind, hat man das Capital mit den Procenten, das gefundene Product aber mit der in Jahren ausgedrückten Zeit zu multipliciren, und dann das Ganze durch 100 zu dividiren, so gibt der Quotient die Interessen an. Man kann aber auch die Interessen selbst wieder zum Capitale schlagen und von ihnen Interessen verlangen. Ein so angelegtes Capital nennt man auf Zinseszinsen angelegt; die Zinseszinsen pflegt man zusammengesetzte Interessen, und die Rechnungsart, welche dieselben berechnen lehrt, zusammengesetzte Interessenrechnung zu nennen. Weil aber ein auf diese Art angelegtes Capital sehr schnell anwächst, ist es in der Gesetzgebung mehrer Staaten verboten, Capitalien auf Zinseszinsen anzulegen. So steigen z. B. 100 Thaler zu fünf Procent auf Zinseszinsen angelegt, nach 20 Jahren auf 265⅓ Thlr., nach 40 Jahren auf 704 Thlr. und nach 50 Jahren sogar auf 1146¾ Thlr., während sie, auf einfache Interessen angelegt, in 50 Jahren nur zu 350 Thlr. anwachsen würden. Bei den Sparkassen und ähnlichen Instituten werden Zinseszinsen berechnet, jedoch zu einem niedrigern als dem landesüblichen Zinsfuße.

Interim oder Augsburgisches Interim nennt man die zu Augsburg 1548 publicirte, reichsgesetzliche Verordnung Kaiser Karl's V., welche, unter Zuziehung des brandenburg. Theologen Joh. Agricola (s. d.) verfaßt, bestimmte, wie es in Deutschland der Religion halber einstweilen (interim) bis zur Entscheidung durch ein allgemeines Concil

gehalten werden sollte. Schon 1541 hatte man bei einem Religionsgespräch zu Regensburg auf Veranlassung einer, den Evangelischen günstigen, katholischen Partei eine einstweilige Vereinigung, das Regensburgische Interim, unter dem päpstlichen Legaten Contarini, zu bewirken gesucht, die jedoch ohne Erfolg blieb. In dem Augsburgischen wurde den Protestanten der Kelch, die Priesterehe und anderes weniger Wesentliche zugestanden. Dasselbe fand jedoch allgemeinen Widerstand und konnte in Süddeutschland lediglich durch die kaiserliche Übermacht, namentlich den freien Städten nur mit Gewalt aufgezwungen werden, während es in Norddeutschland entschieden abgelehnt oder gemildert wurde. Durch die Bemühungen des Kurfürsten Moritz von Sachsen entstand auf dem Landtage zu Leipzig am 22. Dec. 1548 das modificirte Leipziger Interim, welches den evangelischen Glauben wahrte, das katholische Ceremoniel größtentheils als gleichgültig zugestand und auch die päpstliche und bischöfliche Gewalt, wenn sie nicht misbraucht würde, anerkennen wollte. Es war, wie jenes, unter Protestanten und Katholiken verachtet und mußte vielen widerstrebenden Gemeinden und Geistlichen aufgezwungen werden.

Interimisticum nennt man eine Anordnung, welche einstweilen für irgend ein streitiges Verhältniß, entweder durch den Vergleich der Parteien oder durch die Verwaltungsbehörden, oder durch die Gerichte getroffen wird, mit Vorbehalt einer weitern Untersuchung und Entscheidung der Sache. Die Verwaltung kann nur in solchen Gegenständen ein Interimisticum anordnen, wo ihr die Entscheidung der Hauptsache zusteht, und der Richter nur in dem Falle dazu schreiten, wenn die Sache nicht in dem gegenwärtigen Zustande bleiben, also auch nicht durch Schutz des Besitzstandes geordnet werden kann. Das Interimisticum muß sich so nahe als möglich an die künftige endliche Entscheidung halten und darf Niemandem bereits erworbene Rechte entziehen.

Interimswirthschaft tritt besonders in den Gegenden ein, wo die Bauern zwar nicht wahres Eigenthum, aber doch erbliches Colonat- oder Meierrecht an ihren Gütern haben. In den Fällen nämlich, wo der Besitzer eines Gutes frühzeitig stirbt und Kinder hinterläßt, welche der Wirthschaft selbst noch nicht vorzustehen im Stande sind, wird ein Interimswirth so lange eingesetzt, bis der eigentliche Anerbe das gehörige Alter erreicht hat. Die Rechte des Interimswirths werden hauptsächlich durch Vertrag bestimmt und richten sich nach den bäuerlichen Verhältnissen des Landes. Im Allgemeinen gewinnt er die Ersparnisse der Wirthschaft als Eigenthum, muß aber das Gut in gutem Stande erhalten. Er hat zuweilen ein Recht auf den Auszug im Gute; auch kommt es vor, daß seine Kinder Ausstattungen erhalten; das Weitere aber ist provinziell.

Interjectionen (lat.), d. h. Zwischenwörter, heißen in der Grammatik vorzugsweise diejenigen Partikeln, welche irgendeine Empfindung oder Gemüthsbewegung ausdrücken und meist in einem Ausrufe bestehen, wie z. B. des Erstaunens durch ein „Ah!" oder „Oh!"; des Schmerzes oder der Klage durch „Weh!" u. s. w. Obgleich sie ihrer Natur nach mit den übrigen Wörtern des Satzes in eine äußere Verbindung nicht treten können, so ist dies doch wenigstens scheinbar bei einigen der Fall, z. B. „Weh mir, daß ich mich so vergaß!" In weiterer Bedeutung rechnet man auch alle die Wörter dahin, die vermöge des Sprachgebrauchs einen ganzen Satz vorstellen, wie „Halt!" oder die Nachahmung des Schalles enthalten, wie „Knack", „Schnapp" u. s. w.

Interlocut oder Zwischenurtheil nennt man eine richterliche Entscheidung, welche nur den Gang des Processes, die Schuldigkeit des Beklagten, sich auf die Klage einzulassen, die Beweislast, die Beweissätze, die Mittel des Beweises u. s. w. betrifft und also die Hauptentscheidung oder Definitivsentenz (s. Urtheil) vorbereitet. Oft aber hat das Interlocut einen solchen Einfluß auf die Hauptentscheidung, daß diese zur bloßen Folgerung wird. In diesen Fällen können dann auch die Rechtsmittel der Appellation und Revision, welche bei den Interlocuten im Allgemeinen oft beschränkt sind, nicht versagt werden. Auch im Criminalprocesse kommen Interlocutionen zur Vervollständigung der Untersuchung vor.

Intermezzo oder Zwischenspiel ist keine Erfindung der Neuern; denn schon die Alten kannten gewisse kurze, abgerissene, locker aneinandergeknüpfte Darstellungen, durch welche sie den Übergang von einem Stücke zu dem andern machten und zugleich längere Zwischenräume der Zeit ausfüllten. Gegenwärtig gibt man den Namen Inter-

mezzo vorzüglich kleinen komischen Opern, in welchen eine, höchstens zwei Personen auftreten, und die weder mit dem vorhergehenden noch, mit dem nachfolgenden Stücke in irgendeiner Verbindung stehen. Da die Kritik an diese Art Erzeugnisse, weil sie durch die geringe Anzahl Personen sehr beschränkt sind, keine strengen Anfoderungen zu machen scheint, so fühlt man sich von denselben hinlänglich befriedigt, wenn sie sich nur durch Laune und komische Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern Zusammenhange der beschränktern Handlung sehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzi sollen anfangs in Madrigalen (s. d.) bestanden haben, welche zwischen den Aufzügen abgesungen wurden und auf das Stück Beziehung hatten, aber bald von ihrer ersten Bestimmung sich entfernend, zu selbständigen Stücken geworden sein. Als eins der ältesten und schönsten Intermezzi gilt Bardi's „Il combattimento d'Apolline col serpente". Auch in den ältern franz. Opern kamen Intermezzi unter den Namen Rondeaux oder Sarabanden vor, um mittels derselben dem Sänger Zeit zur Erholung zu schaffen.

Internuntien heißen die Gesandten des Papstes an auswärtigen kleinern Höfen oder bei Republiken, im Gegensatze der Nuntien (s. d.) an kaiserlichen oder königlichen Höfen. Auch der östr. Botschafter zu Konstantinopel führt den Titel Internuntius.

Interpoliren (lat.), eigentlich anders gestalten oder bilden, heißt in der philologischen Kritik, den ursprünglichen Text einer Schrift durch Einschaltung einzelner Wörter, Sätze oder ganzer Abschnitte verfälschen, daher man dergleichen Stellen und Schriften interpolirte, die Handlung selbst Interpolation, und den Verfertiger solcher Verfälschungen einen Interpolator nennt. Diese Sitte ist, wenigstens in Hinsicht der griech. und röm. Schriftdenkmale, sehr alt, da schon Solon einen Vers in die „Iliade" auf diese Weise eingeschoben und Onomakritus die ehrwürdigen Orakelsprüche des Musäus verfälscht haben soll. Später trugen besonders jüd. und christliche Gelehrte selbstgemachte Stellen oder Verse in die Werke Anderer über, um ihren eigenen Lehren dadurch höheres Alter und Ansehen zu verschaffen. Vorzüglich aber geschah dies im Zeitalter der Grammatiker, wo man seltene und ungewöhnliche Ausdrücke durch bekannte, die man Glosseme nennt, zu ersetzen suchte. Die Nachweisung und Ausscheidung solcher Zusätze von fremder Hand, mit der sich bereits die alexandrin. Grammatiker, wie Aristarchus (s. d.) beschäftigten, ist Aufgabe der Kritik (s. d.). — In der Mathematik heißt Interpoliren zwischen zwei Glieder einer an ein bestimmtes Gesetz gebundenen Reihenfolge von Größen mehre Glieder so einreihen, daß sie, wenn auch nicht ganz, doch so nahe als möglich dem in der genannten Reihenfolge herrschenden Gesetze sich anschließen, wobei man in der Regel die Reihe als eine arithmetische Reihe höherer Ordnung zu betrachten pflegt.

Interpretation, s. Exegese und Hermeneutik.

Interpunction nennt man die gesetzmäßige Anwendung gewisser Schriftzeichen, durch welche die Verbindung und Trennung Dessen, was in einer Rede, dem Sinne nach, zusammengehört oder getrennt werden muß, und die Hebung und Senkung der Stimme angedeutet werden, sodaß sie in ersterer Hinsicht der logischen Deutlichkeit, in der andern der Vollkommenheit des mündlichen Vortrags dient. Die Morgenländer kennen nur Tonzeichen, aber keine eigentlichen Interpunctionszeichen; die Römer hatten zwar den Namen Interpunction, verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunction war, sowie die der Griechen, größtentheils eine blos oratorische, d. h. sie bezog sich nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht oder höchstens durch einen Punkt am Ende des Satzes, oder durch neue Linienanfänge und Absätze (versus, griech. Stichoi) angedeutet. Die neuere, größtentheils grammatische Interpunction ist angeblich eine Erfindung des alexandrin. Grammatikers Aristophanes (s. d.), welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Karl's des Großen Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß dieser für nöthig fand, sie durch Warnefried und Alchuin (s. d.) herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkte oder Stigma (daher in der Diplomatik die Benennung Stigmeologie), und bisweilen noch in einem Striche, die beide auf sehr verschiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieser Zeichen keine bestimmten Regeln befolgte und sich

ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze sehr willkürlich bediente, so behielt die Interpunction noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15. Jahrh. die gelehrten venet. Buchdrucker Manucci (s. Manutius) die Interpunctionszeichen vermehrten und sich ihrer nach festern Regeln bedienten. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie allerdings als Schöpfer der gegenwärtigen Interpunctionsmethode betrachten kann, und es ist seit jener Zeit, außer einzelnen genauern Bestimmungen, nichts hinzugethan worden. Die allgemein üblichen Interpunctionszeichen sind das Komma, Semikolon, Kolon, Punctum und Fragezeichen, welches die Spanier nicht nur am Ende, sondern sehr zweckgemäß auch zu Anfang des Fragsatzes setzen; ferner das Ausrufzeichen, das Theilungszeichen, die Parenthese, der Gedankenstrich, das Anführungs- oder Citationszeichen und der Apostroph (s. d.).

Interregnum, d. i. Zwischenreich, heißt überhaupt die Zeit von dem Tode oder der Entsetzung des bisherigen, bis zur Wahl eines neuen Oberhaupts. So bezeichnete man bisweilen die oft längere Zeit dauernde Erledigung des poln. Throns, sowie nicht minder die Zeit des Vicariats im Deutschen Reiche mit diesem Namen. Vorzugsweise aber hat man in der Geschichte Deutschlands (s. d.) mit dem Namen Großes Interregnum die Zeit nach dem Tode Kaiser Konrad's IV., bis zur Wahl Rudolf's I., 1254—73, benannt, wo kein eigentliches Oberhaupt an der Spitze des Reichs stand. Zwar waren nach Wilhelm von Holland, der 1256 umkam, Alfons X. (s. d.) von Castilien und Richard von Cornwallis zu Königen erwählt worden, aber beide gelangten zu keinem Ansehen, und Alfons kam sogar nicht einmal nach Deutschland. Natürlich nahmen während dieser Zeit Selbsthülfe und allgemeine Befehdung und somit Raub, Mord und Verwirrung im Reiche so furchtbar überhand, daß diese Periode zu der betrübendsten in der ganzen deutschen Geschichte gehört. Nur die Städte benutzten die Zeit dieses rechtlosen Zustandes zu ihrem Vortheil, indem sie Bündnisse untereinander schlossen und dadurch den Grund zu ihrer spätern Macht, dem Adel gegenüber, legten.

Interrex hieß bei den Römern der Magistrat, der ursprünglich nach dem Tode des Königs (Rex) eintrat, vornehmlich zu dem Zwecke, die Wahl eines neuen Königs zu bewerkstelligen. Der erste Interrex, vom Senate aus seiner Mitte ernannt, hielt aber noch nicht die Wahlversammlung, sondern erst der zweite, den er selbst ernannte, oder wenn die Wahl unter diesem nicht zu Stande kam, ein folgender. Die Zeit, während welcher auf diese Weise Interreges, jeder fünf Tage lang, im Amte waren, hieß Interregnum. In der Republik kommen, namentlich in den zwei ersten Jahrhunderten, Interreges vor zur Haltung der Consulwahlen, wenn die abgehenden Consuln an derselben verhindert waren; ihre Würde blieb stets patricisch, sodaß, nachdem auch Plebejer in den Senat traten, nur die patricischen Senatoren ihrer fähig und zur Ernennung berechtigt waren.

Intervall bezeichnet in der Musik das Verhältniß zweier Töne in Rücksicht ihrer Höhe und Tiefe im Gegensatze zum Einklange, d. i. dem Zusammenklingen zweier Töne von vollkommen gleicher Tonhöhe. Ist die Wirkung eines solchen Verhältnisses auf das Gehör in sich befriedigend, so heißt das Intervall ein consonirendes; ist sie unbefriedigend oder hart und erweckt sie somit das Verlangen nach einem befriedigendern Verhältniß oder nach Auflösung (s. d.), so ist es ein dissonirendes. (S. Dissonanz.) Consonirende Intervalle sind die kleine und große Terzie, die reine Quarte und Quinte, die kleine und große Sexte und die reine Octave; alle andere sind dissonirende. Auch ein ursprünglich consonirendes Intervall kann unter gewissen Bedingungen als dissonirendes erscheinen, wenn es nur durch Verzögerung eines andern erwarteten entsteht, so z. B. die Quarte als verzögerte oder aufgehaltene Terzie. — In der Taktik bezeichnet Intervall die für gewöhnliche Fälle festgestellte Entfernung zwischen zwei nebeneinander stehenden Truppenabtheilungen oder auch zweier Geschütze. Die Größe des Intervalls richtet sich theils nach allgemeinen taktischen Grundsätzen, theils nach dem jedesmaligen Terrain, und hängt namentlich davon ab, daß der Truppentheil freie Beweglichkeit behält, ohne sich von dem nebenstehenden so weit zu entfernen, daß der innere Zusammenhang verloren geht und das Commando nicht mehr gehört werden kann. Das Intervall ist nicht mit der Distanz zu verwechseln, welche den Abstand hintereinander stehender Truppen oder Geschütze bezeichnet.

Interventionen, d. h. Einmischungen in die innern Angelegenheiten anderer Staa-

ten, selbst mit gewaffneter Hand, haben von jeher und überall stattgefunden und sind namentlich immer ein beliebtes Werkzeug der Eroberungs- oder Unterwerfungspolitik und der Politik der Hegemonie gewesen. Sparta und Athen, Karthago und Rom kannten die Interventionspolitik, und namentlich hat Rom sie mit seiner ganzen Consequenz und mit großem Erfolge geübt. Asien hat sie nicht weniger gekannt und selbst die Geschichte Amerikas vor seiner Entdeckung bietet Beispiele derselben. Die Franken verstanden das Interveniren sehr gut und auch die deutschen Kaiser haben in ital., ungar., poln. und skandinav. Händeln stets intervenirt. Auch unter den ital. Staaten selbst, unter den Staaten der pyrenäischen und skandinav. Halbinsel und der großbrit. Insel kommen zahlreiche Beispiele gegenseitiger Interventionen seit langen Jahrhunderten vor. Die Schweden und Polen intervenirten in den Ostseeprovinzen und in Rußland, bis sie endlich, letztere ganz, jene beinahe, über gegenseitigen Interventionen zu Grunde gegangen sind. In dem niederländ. Unabhängigkeitskampfe intervenirten bald Östreich, bald Frankreich, bald England. Im 16. Jahrh. intervenirte Frankreich in Deutschland, im 17. thaten es hier Dänemark, Schweden und Frankreich, namentlich machte Ludwig XIV. häufig von der Interventionspolitik Gebrauch. Die erste Coalition gegen das revolutionirte Frankreich war ebenfalls eine Intervention und nachher hat Frankreich unter dem Convent, dem Directorium und dem Kaiserthum vielfach in Deutschland, der Schweiz, Italien, Spanien intervenirt. Ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit und der Politik wurde die Intervention aber erst, als sie durch die Congresse zu Troppau, Laibach und Verona zu einer Art System erhoben werden sollte und die vier festländischen Großmächte eine Art Recht zu haben meinten, die Angelegenheiten aller Staaten, sobald dieselben irgend einen Einfluß auf das europ. Staatensystem zu äußern, oder eigentlich, sobald sie irgend jenen Großmächten unangenehm zu werden drohten, nach ihrem Ermessen zu ordnen und ihre Beschlüsse nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. England widersprach damals theoretisch; doch hat es seinerseits nie Bedenken getragen, praktisch von demselben Systeme Gebrauch zu machen. Es hat in frühern Zeiten, namentlich in niederländ., portugies., skandinav. Händeln vielfach intervenirt, hat sich neuerdings in Belgien, Spanien und Griechenland den europ. Interventionen angeschlossen; auch intervenirt es häufig in Amerika und hat sein ostind. Reich hauptsächlich durch Interventionen erworben und vergrößert. Kraft des Systems der Intervention dämpfte Östreich die Revolutionen in Neapel und Piemont, stieß Frankreich das Regiment der Cortes in Spanien über den Haufen und wurde die Schlacht bei Navarin geschlagen gegen eine Macht, mit der alle Theile im Frieden zu sein behaupteten. Nach der Julirevolution fing auf einmal Frankreich, das bis dahin so viel im Interventionswesen gethan hatte, an, ein System der Nichtintervention zu behaupten, hauptsächlich deshalb, weil ihm daran gelegen war, daß die kleinen nachbarlichen Revolutionen, durch die es sich zu schützen gedachte, nicht gestört würden. Gleichwol intervenirte Östreich im Kirchenstaate und in Modena, und Frankreich selbst sodann in Belgien und mit England in Spanien, wenn auch unter dem neuerfundenen Namen der Cooperation. Nichtsdestoweniger stellte man eine Zeit lang dem Systeme der Intervention ein System der Nichtintervention gegenüber, und der Liberalismus, der anfangs in dem erstern zum Theil einen Anfang seines idealistischen Weltstaats begrüßt hatte, neigte sich später, praktisch belehrt, dem zweiten Systeme zu. Jetzt ist die ganze, eine Zeit lang lebhaft verhandelte Streitfrage im Entschlummern, weil man die systematischen Prätensionen von beiden Seiten aufgegeben zu haben scheint.

Dem praktischen Völkerrechte gegenüber ist allerdings ein System der Intervention, wonach eine oder mehre Mächte das Recht hätten, die innern Angelegenheiten eines andern als unabhängig anerkannten Staats zu ordnen, nicht denkbar; denn die völkerrechtliche Unabhängigkeit eines Staats faßt das unbedingte Recht desselben in sich, seine Angelegenheiten nach eigenem Ermessen zu gestalten. Alle Rücksichten auf andere Staaten sind nur Klugheits-, nicht Rechtssache, soweit nicht entweder die allgemeinen Grundsätze des praktischen Völkerrechts oder specielle Verträge und Rechtsverhältnisse mit andern Staaten einschlagen, was dann nicht innere, sondern äußere, nicht lediglich eigene, sondern zugleich fremde Angelegenheiten sind, folglich gar nicht unter die Interventionsfrage gehören. Jede Einrichtung, welche einzelnen Staaten das beständige Recht gäbe, über die Angelegenhei-

ten anderer Staaten zu richten, machte jene zu Herren dieser, und wenn auch eine solche Herrschaft durch die gegenseitigen Einflüsse verschiedener Mächte sehr gemäßigt werden möchte, so würde doch auf die Dauer ein Zurücktreten der Interessen aller so bevormundeten Staaten hinter die durch die Einrichtung selbst immer wachsende Macht der Vormünder nicht ausbleiben und zuletzt wieder factisch nur die vier oder fünf Großmächte eine Stimme haben, während im Gegentheil eine immer größere Vielseitigkeit der Entwickelung selbständiger Staaten zu wünschen ist und die Mächte des zweiten Ranges, welche zur Vertheidigung, aber nicht zum Angriffe, Kraft genug haben, dem Frieden und der Freiheit viel günstiger sind als die des ersten. So wenig wir aber ein System der Intervention mit Recht und Politik im Einklange finden können, so wenig wird sich auch ein System der Nichtintervention rechtfertigen und durchführen lassen, sofern es den Staaten verbieten will, sich irgend um den Stand der Dinge in andern Staaten zu kümmern und gegen dieselben aufzutreten, so lange nicht ein offener Angriff gegen sie geschehen, oder eine grobe Rechtsverletzung gegen sie begangen ist. Denn in derselben Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Staaten, welche sie vor dem Interventionsrechte schützt, liegt auch das unbedingte Kriegsrecht, was keineswegs auf bestimmte Fälle beschränkt werden kann, wo sich jedenfalls Niemand zum äußern Richter aufwerfen darf, ob es mit Recht geübt sei. Was Moral und Geschichte für ein Richteramt übernehmen, das steht auf einem andern Blatte. Wenn daher auch das Princip der Nichtintervention ausgesprochen und anerkannt wäre, so würde doch der Staat, der sich durch die Vorgänge in einem andern Staate bedroht sähe, das Recht haben, diesen Staat unter Androhung des Kriegs um Abstellung seiner Beschwerden anzugehen. Ob seine Interessen wirklich bedroht sind, darüber braucht er keinen Dritten als Richter anzuerkennen. Den Krieg beginnt er auf eigene Gefahr und unterwirft sich allen Wechselfällen. Wem sein Schritt, wem diese Form der Einmischung nicht gefällt, der hat seinerseits auch wieder das Recht, gegen ihn mit Krieg aufzutreten, und in der Möglichkeit solchen Ausgangs liegt eine starke Zügelung des Entschlusses. Was immer in diesen Dingen festgesetzt würde, sobald es die Staaten in dringenden Interessen fesselte, so würde es nicht gehalten werden; der Staat, der sich gedrungen fühlte, gegen die Vorgänge in andern Staaten aufzutreten und sich für befähigt hielte, die Chancen des Erfolgs zu bestehen, würde unfehlbar auftreten, und man soll im Völkerrechte nicht festsetzen, was nicht unverbrüchlich gehalten wird. So führt immer Alles auf die gegenseitige Klugheit zurück, welche die Staaten abhält, von ihrer Selbständigkeit Gebrauch zu machen, die Andern Anstoß geben könnte, sich aber auch nicht ohne Noth in die Angelegenheiten Anderer zu mischen und ebenso wieder solche Einmischungen, die gegen Dritte vorgekommen, nach Umständen bald zu dulden, bald zu bekämpfen. Darüber lassen sich keine Regeln geben, sondern der Stand der politischen Interessen entscheidet, und weder die Paragraphen der Compendien, noch die Moralpredigten werden Das ändern, oder überhaupt den Zustand der Weltfreiheit und des Weltfriedens begründen; dazu wirken vielmehr theils die zunehmende Verflechtung der Interessen, die sich gegen jede gewaltsame Störung erheben, theils der mehr und mehr durchdringende Geist des Christenthums, der Gerechtigkeit und der Weisheit, unter welchen Einflüssen die Neigung zum Umsichgreifen sich vermindert, die Staaten in der Wahl der Mittel bedenklicher werden und Veranlassungen zu Störungen nicht so leicht aufkommen. Außerlich sind noch die getheilten Interessen der großen Mächte häufig ein Schutz, und außerdem wird auch ein kleiner Staat sich vor Einmischungen schützen können, wenn er mit Mäßigung und billiger Rücksicht verfährt, dabei aber sich durch kräftigen Aufschwung, Ordnung und innere Eintracht in Ansehen zu halten weiß.

Intestaterbfolge heißt die Erbfolge (s. d.), welche, im Gegensatz zu der freien Verfügung des Erblassers für den Todesfall, auf Gesetzen beruht und eintritt, wenn weder ein Erbvertrag (s. d.) noch ein gültiges Testament (s. d.) vorhanden sind. (S. Erbrecht.)

Intoleranz, s. Indifferentismus und Religionsfreiheit.

Intonation heißt in der Musik die Art und Weise, wie der Ton oder richtiger der Klang durch die Menschenstimme oder durch Instrumente erzeugt wird. Die beiden Hauptbedingungen einer guten Intonation sind vollkommene Reinheit in Bezug auf Tonhöhe, und Klangschönheit. Eine kunstgerechte und aller Abstufungen fähige Intonation ist der

erste und wichtigste Theil aller Schule in Gesang und Instrumentspiel. Im Instrumentbau ist die Intonation namentlich bei den Clavierinstrumenten und der Orgel von großer Bedeutung. Bei den erstern wird sie hauptsächlich durch die Belederung, d. h. den Überzug der Hammerköpfe mit Wildleder, und durch den Fallwinkel der Hämmer, bei der letztern durch Beschaffenheit des Labiums der Pfeifen und durch die Stärke und Masse des Windzuflusses bedingt. Bei den Blas- und Streichinstrumenten, sowie im Gesang ist die Intonation weit mehr von der Fähigkeit und Geschicklichkeit des Vortragenden abhängig. Auch bezeichnet man mit Intonation die Worte, welche der Geistliche vor der Collecte am Altare singt und die vom Chore beantwortet werden. (S. auch Antiphonie.)

Intrade (ital. intrata) nennt man einen aus vollständiger Instrumentalmusik bestehenden kurzen, feierlichen Satz, der einem größern Tonstücke als Einleitung dient. Ursprünglich bestand die Intrade aus einem an keine bestimmte Melodie gebundenen Durcheinanderblasen eines Trompeterchors, das am Ende in ein sanftes Aushalten des Dominantaccords auslief. Nach und nach aber wurde diese Intrade künstlerisch behandelt; den Trompeten wurden andere Instrumente hinzugefügt und so entstand aus der Intrade die Ouverture (s. d.). Übrigens ist die ursprüngliche Intrade nicht mit der Fanfare (s. d.) zu verwechseln. — In der Staatswirthschaftslehre versteht man unter Intraden die Staatseinkünfte und landesherrlichen Gefälle oder Abgaben.

Intrigue heißt die künstliche Verknüpfung oder Verwickelung von Handlungen und Personen zu einem bestimmten Zwecke. Im Drama versteht man darunter besonders die entweder mehr zufällig zusammentreffenden oder absichtlich herbeigeführten Verhältnisse oder Umstände, durch welche die Hauptpersonen gehindert, geneckt, irre geführt und in Verlegenheit gesetzt werden. Eigentlich liegt jedem Drama, namentlich dem Lustspiele, eine Intrigue zum Grunde; doch nur Stücke, in welchen sie so überwiegt, daß sie zur Hauptsache wird und die Charaktere nur zu ihrer Schürzung und Lösung da zu sein scheinen, nennt man Intriguenstücke, im Gegensatz zu den Charakterstücken, in welchen die Intrigue blos zur schärfern Hervorhebung der Charaktere dient. Das Intriguenstück ist mehr belustigenden und neckischen Charakters, und es beruht das Komische darin zunächst auf den Verhältnissen und Lagen der Personen, doch wird dadurch die Zeichnung der Charaktere und deren Einfluß auf die Entwickelung der Handlung keineswegs vom Intriguenstück ausgeschlossen. Muster in dieser Gattung sind die span. Mantel- und Degenstücke (comedias di capa y espada). Das kühnste und auch so ziemlich letzte Stück dieser Art ist Beaumarchais' „Mariage de Figaro ou la folle journée". Der gemüthlichen Natur der Deutschen haben die mehr äußerlichen Neckereien des Intriguenstücks nie zusagen wollen. In der Theatersprache bezeichnet man mit Intriguant alle diejenigen Charaktere, welche durch Ränke, Hinterlist oder überhaupt durch bösherzige und lasterhafte Motive in das Getriebe der dramatischen Handlung eingreifen. Früher bestand dieses Fach selbständiger, jetzt fällt es zum größern Theile mit dem Charakterfach zusammen.

Introduction nennt man in der Musik einen kurzen, meist pathetischen Satz, der einem Hauptsatze, z. B. einem Rondo, Concert- oder Symphoniesatze, einer Ouverture, Fuge, einem Gesangstücke u. s. w., als Einleitung vorausgeht. Vom Vorspiele (s. d.) oder Präludium unterscheidet sich die Introduction dadurch, daß sie keine abgeschlossene Form hat, während jenes ein in sich abgerundetes Stück ist. In der Oper heißt Introduction das erste Stück unmittelbar nach der Ouverture (s. d.), meist ein großes Ensemblestück, aus Chören und mehrstimmigen Sätzen bestehend.

Invalide wird derjenige Militair jeden Grades genannt, der nicht mehr zum Dienst vor dem Feinde tauglich ist, und man unterscheidet, namentlich in Friedenszeiten, Halb- und Ganzinvaliden, von denen die erstern noch zum Garnisondienst für fähig erachtet werden. Die Versorgung der Invaliden ließen sich schon in den frühesten Zeiten die Staaten und Herrscher angelegen sein, theils aus dem menschlichen Gefühle der nothwendigen Entschädigung für Aufopferung der Gesundheit und der Glieder, theils als Sporn für den Soldaten im Augenblicke des Kampfes. In England, wo jede Beschädigung des Körpers ihre besondere Taxe hat, werden die Invaliden zum Theil mit Geld entschädigt; in vielen andern Staaten wird für die Familie des Invaliden, gleichwie für die des Geblie-

benen gesorgt; meist aber werden die Invaliden in besonders dazu bestimmten Anstalten untergebracht und verpflegt. Schon Athen und Rom sorgten in ähnlicher Weise für langgediente Krieger; im Mittelalter scheint König Philipp August von Frankreich, 1180—1223, zuerst die Einrichtung eines Invalidenhauses in Anregung gebracht zu haben; bis dahin und auch später noch wurden invalid gewordene Krieger in Klöstern zur Verpflegung untergebracht. Unter Ludwig XIV. wurde in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. das Invalidenhaus zu Paris errichtet, das in neuerer Zeit Napoleon großartig ausstattete. In Berlin errichtete Friedrich II. 1745 das Invalidenhaus mit der Inschrift: Laeso sed invicto militi. Das prachtvolle Invalidenhaus zu Chelsea (s. d.) für Invaliden der Landarmee und das für Seesoldaten in Greenwich (s. d.) stammen ebenfalls aus den letzten Decennien des 17. Jahrh. — Invalidencompagnien werden in der Regel nur in den Invalidenhäusern selbst gebildet und erhalten z. B. in Preußen den Namen Garnisoncompagnie, wenn sie von Halbinvaliden gebildet, noch zum Festungsdienste oder zu einzelnen, den Kräften der Leute angemessenen, leichten Diensten verwendet werden.

Inventarium, überhaupt jedes genaue Verzeichniß vorgefundener Sachen, nennt man insbesondere das genaue Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Vermögen eines Menschen ausmachen. Dergleichen Verzeichnisse werden bei Antretung einer Vormundschaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbefällen über die Verlassenschaft der Verstorbenen, bei Übernahme eines ererbten oder erkauften Gutes, bei Pachten u. s. w. aufgenommen. Unter der Rechtswohlthat des Inventariums (beneficium inventarii) versteht man diejenige gesetzliche Bestimmung, welche den Erben, der in der ebenfalls gesetzlichen Frist (in Sachsen ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage) das Inventarium einreicht, gegen die Ansprüche der Erbschaftsgläubiger sicherstellt, falls der Nachlaß nicht zureichen sollte. Bei Landgütern mit das Wirthschaftsinventarium einen wesentlichen Bestand aus, welches in das lebendige oder das Viehinventarium, auch Moventien, und in das todte oder leblose Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien genannt, zerfällt. Das Wirthschaftsinventarium muß in demselben Zustande zurückgegeben werden, in dem es übergeben worden ist. In der Regel wird es von Taxatoren nach Geldwerth geschätzt. Die Kaufleute sind verpflichtet, jährlich ein Inventarium ihrer vorhandenen Waarenbestände aufzunehmen, was man Inventur nennt. (S. auch Handlungsbücher.)

Inverneß, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft in Nordschottland, am Moray Frith, mit 15000 E., meist engl. Abkunft, weshalb sie auch noch Englisch sprechen, einem guten, durch zwei Forts geschützten Hafen, einem befestigten Schloß, einer Akademie und mehren guten Schulen, ist der Hauptmarktplatz für die Bergschotten, welche hier ihre Producte verhandeln. In der Nähe hatten die alten caledonischen Könige ihren Sitz, der jetzt nur noch in seinen Trümmern sich erkennen läßt. Historisch merkwürdig wurde die Stadt durch ein glückliches Gefecht des Prätendenten Karl Eduard (s. d.), welches er im Febr. 1746 nach dem siegreichen Treffen bei Falkirk gegen den General Loudon bestand.

Inversion (lat.), d. i. Umkehrung, bezeichnet als stilistische und rhetorische Figur die Versetzung eines Worts oder ganzen Satztheils aus seiner, der strengen grammatischen Construction nach, ihm gebührenden Stelle an eine andere, um den Begriff desselben herauszuheben und die Aufmerksamkeit auf denselben zu lenken, z. B. „Zum Genießen nicht hat uns Gott geschaffen", statt „Gott hat uns nicht zum Genießen geschaffen". Auch wird sie oft, namentlich in der Poesie, durch den Wohlklang und Rhythmus hervorgerufen und gerechtfertigt. Unter den alten Sprachen lassen die griechische und lateinische wegen ihrer außerordentlichen Freiheit in der Wortstellung die meisten Inversionen zu, während sie in den neuern Sprachen, besonders in der französischen, weit beschränkter sind. Die Römer selbst verstanden übrigens unter Inversion im tropischen Sinne die Ironie (s. d.). — In der Taktik versteht man unter Inversion die Verwechselung der ursprünglich festgesetzten Folgereihe neben- oder hintereinander stehender Truppentheile oder Geschütze. Wenn die Ordnung und Übersicht es erfodert, daß jedem Theile der Truppe, z. B. der Compagnie im Bataillon, dem Zuge in der Compagnie u. s. w., ein bestimmter, gewöhnlich durch eine Nummer bezeichneter Platz bei der Aufstellung und Bewegung angewiesen sei, so kann es doch auch Verhältnisse geben, wo der rasche Übergang aus einer Formation in die andere

das Beibehalten jener Folgereihe nicht ohne nachtheiligen Zeitverlust erlauben würde. In solchen Fällen zieht man den Aufmarsch mit Inversion um so mehr vor, da bei einer gut geübten Truppe dadurch keine anderweitigen Nachtheile zu befürchten sind.

Investiturstreit heißt der in Folge des von Gregor VII. 1075 erlassenen Investiturgesetzes, durch welches er unter Androhung des Banns die weltliche Investitur, Belehnung (s. d.) geistlicher Personen mit Kirchengut als Simonie verbot, veranlaßte Streit. Kaiser Heinrich IV. ließ zwar den Papst als einen Tyrannen, der sich am Gesalbten des Herrn vergreife, auf einer Synode zu Worms am 24. Jan. 1076 absetzen, sah sich aber dafür mit dem Banne belegt und mußte sich demüthigen. Hierauf wurde der Streit mit den Waffen geführt; Gregor starb 1085 überwunden, Heinrich IV. 1106 unter dem Bann. Kaiser Heinrich V. fuhr fort zu investiren, und als er 1110 mit einem Heere über die Alpen zog, entschloß sich der Papst Paschalis II., ihm gegen die Freiheit der Bischofswahlen die bischöflichen Reichslehen zurückzugeben. Doch die Lateransynode im J. 1112 erkannte in dieser Handlung des Papstes einen Hochverrath an der Kirche und nöthigte ihn, Alles zurückzunehmen. Endlich kam zu Worms 1122 zwischen Calixtus II. und Heinrich V. ein Concordat zu Stande, nach welchem Heinrich dem Papste die Investitur mit Ring und Stab überließ und Freiheit der Bischofswahlen, jedoch unter weltlicher Aufsicht, versprach; während dagegen Paschalis II. dem Kaiser zugestand, den Prälaten die Reichslehen mittels des königlichen Scepters zu ertheilen und von ihm vor der Consecration den Lehenseid zu empfangen. Ein gleiches Abkommen trafen Frankreich und England mit dem Papste. Doch schon 1125 milderte Kaiser Lothar II. das Concordat, indem er von den Prälaten nur den allgemeinen Unterthaneneid verlangte und die Consecration vor der Investirung gestattete.

Invocăvit, s. Sonntag.

Inzucht nennt der Landwirth die absichtliche Vermischung der besten und schönsten blutsverwandten Thiere miteinander. Die Inzucht ist das einfachste, wohlfeilste und in den meisten Fällen auch das sicherste Mittel zur Verbesserung und Veredelung der Hausthiere, indem durch sie die Organisation gleichartig und die Erwartung der Gleichheit des Abkömmlings in der einzelnen Eigenschaft gesichert wird, was besonders bei Veredelung der Schafe durch Inzucht sich zeigt. Die auffallendsten und günstigsten Resultate hat Bakewell (s. d.) durch die Inzucht erzielt. (S. auch Kreuzung.)

Jo war der Sage nach die Tochter des Inachus, oder des Jasus, oder des Peiren, in welche sich Zeus verliebte. Um dies zu verheimlichen, verwandelte er sie in eine schöne weiße Kuh. Here jedoch merkte auch so das Liebesverhältniß, bat sich die Kuh von ihrem Gemahl, der nichts Arges ahnete, zum Geschenk aus und übergab hierauf dieselbe dem allsehenden Argos (Panoptes) zur Bewachung. Sie zu befreien, ertheilte Zeus dem Hermes den Befehl, ihren Wächter zu tödten. Aber in demselben Augenblicke, als dieses geschehen, sendete Here der J. eine Bremse, von der sie durch alle Welt gejagt wurde, bis sie am Nil Ruhe fand. Dies die gewöhnliche Erzählung, die sich in das graueste Alterthum verliert. Als Heimat der Sage und der J. ist Argos anzusehen, wo das Wesen der J. mit dem dortigen Zeus- und Heredienst auf das innigste verbunden war. Ihre Wanderungen, die im Verlauf der Zeit jedenfalls sehr ausgeschmückt wurden, lassen sich schwer mit der mythischen Geographie in Übereinstimmung bringen; nur die Hauptrichtung derselben bleibt sich gleich. Hauptquelle dafür ist des Äschylus „Prometheus", womit aber wieder Vieles in den „Schutzflehenden" nicht vereinbar ist. Von Argos aus kam sie an das Meer, welches von ihr den Namen des Jonischen erhielt; hierauf nach mancherlei Irrfahrten in den Kaukasus, wo sie den Prometheus traf, welcher ihr den Weg zeigte, den sie zu nehmen hätte. Zuletzt gelangte sie nach Ägypten, wo sie Erlösung von ihren Leiden fand, unter der Berührung des Zeus den Epaphus gebar und den Isisdienst stiftete. Daß sie mit der Isis (s. d.) geradezu identificirt wurde, dazu gab namentlich die Kuhgestalt Veranlassung. Unter den mannichfachen Deutungen ihres Mythus hat diejenige die meiste Wahrscheinlichkeit, daß J. den Mond oder die Mondgöttin bedeute; ihr Umherirren zeige den unvermeidlichen Kreislauf des Mondes, der hundert- oder tausendäugige Argos aber den Sternenhimmel an. Nach G. Hermann ist der Schlüssel zur Deutung in dem wichtigsten Naturereigniß Ägyptens, in dem jährlichen Anschwellen des Nil, zu suchen. Buttmann sah die

J. für eine Personification des Jonierstammes an, den Epaphus aber für den ägypt. Apis, und die Verbindung beider für den Ausdruck einer alten Überzeugung von einer Verbindung zwischen Ägypten und Griechenland.

Jod oder Jodine (Iodum), abgeleitet vom griech. Jodes, d. i. veilchenartig, ist ein Element, welches im reinen Zustande kleine dunkelgraue, metallglänzende Tafeln darstellt, die ein specifisches Gewicht von 4,948, einen eigenthümlichen dem des Chlors nicht unähnlichen Geruch und einen herben, scharfen Geschmack haben, in reinem Wasser sehr wenig, dagegen im Äther und Alkohol leicht löslich sind, über dem Feuer schmelzen und sich dann in schönen, tief violetten Dämpfen verflüchtigen. Das Jod wurde 1811 von Courtois, einem Sodafabrikanten in Paris, in der Asche verbrannter Meergräser entdeckt und ist seitdem fast in allen Meerpflanzen, vielen Seethieren, im Meerwasser, in den Salzsoolen, in verschiedenen Mineralwässern und einigen Metallerzen gefunden worden. Im Großen wird es gewöhnlich aus der Asche verbrannter Seepflanzen, welche Kelp oder Varecsoda genannt wird, gewonnen. Das Jod geht fast mit allen übrigen Elementarkörpern Verbindungen ein; die wichtigsten darunter sind die Jodsäure (Acidum iodicum), Jodwasserstoffsäure (Acidum hydriodicum), Jodschwefel (Ioduretum sulphuris), Jodkalium (Ioduretum kalii, Kali hydriodicum), Jodammonium (Ammonium hydriodicum), Jodqueckfilber (Ioduretum hydrargyrosum und Ioduretum hydrargyricum) und Jodfilber (Argentum hydriodicum). Letzteres hat in der neuern Zeit vorzugsweise durch die Daguerrotypie (s. d.) eine Bedeutung gewonnen; von den übrigen werden die meisten, besonders das Jodkalium und das Jodqueckfilber medicinisch gebraucht und sowol innerlich als äußerlich, zum Theil mit ausgezeichnetem Erfolge, angewendet. Das in den Körper gebrachte Jod wirkt hauptsächlich auf das Lymphsystem, die Drüsen, die einsaugenden Gefäße und die Schleimhäute, wo es die Aufsaugung befördert, sodaß ein Schwinden der drüsigen Organe sich nach seinem Gebrauche bemerklich macht; auf das Gefäß- und Nervensystem wirkt es sehr aufregend, besonders auf die Geschlechtsorgane; auf die Verdauung zuerst wohlthätig erregend, bei längerm Gebrauche jedoch störend und in größern Gaben nach Art der ätzenden Gifte. Seine Hauptanwendung findet es daher gegen Skrofeln, Kropf, Anschwellungen und Verhärtungen drüsiger Organe überhaupt, Syphilis, Wasser- und Fettsucht und Gicht. Der große Ruhm, den das Jod bald nach seiner Entdeckung als Heilmittel erlangte, gab auch bei ihm zu Misbrauch Veranlassung, und mancher traurige Erfolg seiner Anwendung hat seitdem zur Vorsicht bei seinem Gebrauche aufgefodert.

Jokaste, auch Epikaste genannt, die Tochter des Menökeus und Schwester des Kreon, war die Gemahlin des theban. Königs Laius, dem sie den Ödipus (s. d.) gebar.

Jolāus, der Sohn des Iphikles und der Automeduſa, war berühmt als treuer Gefährte des Hercules. Unter andern ausgezeichneten Thaten gewann er mit des Hercules Pferden den Preis in den Olympischen Spielen. Mit den Söhnen der Thespiaden gründete er eine Colonie auf Sardinien, wo er zuletzt göttlich verehrt worden sein soll. Hierauf ging er wieder zu Hercules, bei dessen Tode er zugegen war und dem zu Ehren er einen großen Erdhügel errichtete. Als er zum Greis geworden, machte ihn Hercules durch Hebe wieder jung. Ihm und Hercules zu Ehren feierte man in Theben die Jolāa, bei denen am ersten Tage geopfert, am zweiten ein Pferderennen gehalten wurde, wobei der Sieger einen Myrtenkranz erhielt. — Jolaus war auch der eigentliche Name des Protesilaus (s. d.).

Jole, die Tochter des Königs Eurytos in Ochalia, gab die Veranlassung zu des Hercules (s. d.) Tode.

Jolkos war eine alte Stadt Thessaliens an der innersten Bucht des Pagasäischen Meerbusens, sieben Stadien von Demetrias, das aus jener Trümmern emporwuchs. In J. thronten einst Pelias und Jason, und von J. zogen die Argonauten nach Kolchis aus.

Jōn war eigentlich der Sohn des Apollon, der ihn heimlich mit Kreusa, der Tochter des Königs Erechtheus von Athen, vor ihrer Vermählung mit Xuthus erzeugt hatte. In einem Kästchen von der Mutter in der nämlichen Höhle ausgesetzt, in welcher sie vom Apollon umarmt worden war, brachte Mercur auf Bitten des letztern das Kind nach Delphi, wo es erzogen wurde. Da die später eingegangene Ehe der Kreusa mit Xuthus kinderlos blieb, so beschloß Apollon, seinen inzwischen herangewachsenen Sohn dem Xuthus als eige-

nen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm, als Xuthus wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Das Orakel antwortete ihm, er habe bereits einen Sohn, und Derjenige sei es, der ihm zuerst begegnen würde. Dieses war Apollon's Sohn, den Xuthus, der einst bei einem Bacchusfeste zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, in der Meinung, daß derselbe eine Frucht jener Umarmung sei, mit väterlicher Liebe aufnahm und Jon benannte. Desto unzufriedener aber war Kreusa mit dem gefundenen Sohne; ihr Haß ging so weit, daß sie sogar bei dem Gastmahle, welches Xuthus in seiner Freude anstellen ließ, ihn zu vergiften gedachte; J. aber opferte den Giftbecher den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegossenen Tranke kostete und gleich darauf starb, entdeckte Kreusa's schreckliches Vorhaben. Zur Steinigung verurtheilt, flieht sie zum Altare, wo J. im Begriffe ist, sie von demselben wegzureißen, als eine Priesterin das Kästchen herbeibringt, in welchem Kreusa ihr neugeborenes Kind ausgesetzt hatte. Kreusa erkennt dasselbe und zugleich in J. ihren Sohn, dem sie Apollon als seinen Vater nennt. Die Priesterin bekräftigt diese Aussage und beredet beide, Xuthus in dem Glauben zu lassen, daß J. sein wahrer Sohn sei. Auf diese Sage gründet sich Euripides' Trauerspiel „Jon". J. zeichnete sich sehr bald durch männliche Thaten aus und führte nach der Sage um 1406 v. Chr. eine Colonie nach dem Peloponnes. Hier erhielt er das Königreich Ägiale, dessen Beherrscher Selinus ihm seine Tochter zur Gemahlin gab und ihn selbst an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt Helice, nach sich selbst nannte er das Land Jonien. Von den Athenern im Kriege gegen die Eleusinier zum Anführer gewählt, besiegte er die Thrazier, worauf die Athener ihn als König anerkannten und sich nun ebenfalls Jonier nannten. Er theilte Attika in vier Stämme (Phylä), die er entweder nach seinen Söhnen oder nach der Beschäftigung dieser Stämme benannte. Mit den Joniern siedelte er sich um 1050 v. Chr. an die Westküste von Asien über. Einer andern Sage zufolge kehrte er später nach Athen zurück und starb daselbst.

Jonien war im Alterthume der blühendste Theil von Vorder- oder Kleinasien, und erhielt seinen Namen von den Joniern, einem der vier ältesten Hauptstämme Griechenlands, welche ihren Ursprung von Jon (s. d.) ableiteten und, nachdem sie von den Achäern (s. d.) aus dem Peloponnes verdrängt worden waren, nach Attika sich flüchteten, von wo aus sie um 1050 v. Chr. großentheils an die Westküste von Asien sich übersiedelten und hier zugleich mit den früher und später dahin eingewanderten Aolern (s. d.) und Dorern (s. d.) einen dreifachen Staatenverein mit republikanischer Verfassung bildeten. Dieses schöne und fruchtbare Küstenland, das sich zwischen den Flüssen Hermos und Mäander, den Inseln Samos und Chios gegenüber, längs des Ägäischen Meeres erstreckte und an Karien, Aolien und Lydien grenzte, gelangte sehr frühzeitig durch den Verkehr und die Nachbarschaft mit Fremden, durch Schiffahrt und Ackerbau zu einem hohen Grade von Wohlstand und Bildung, den eine große Anzahl herrlicher Städte bezeugte, unter denen Ephesus (s. d.), Smyrna (s. d.), Klazomenä (s. d.), Erythrä (s. d.), Kolophon (s. d.) und Milet (s. d.) die berühmtesten wurden. Diese freien Städte, welche den Kern des Jonischen Bundes ausmachten, wurden zuerst um 560 v. Chr. von den lydischen Königen, und seit 548 v. Chr. von den Persern unterworfen. Nachdem durch die Empörung unter Aristagoras in Milet im J. 500 v. Chr. ihre Lage sich nur verschlimmert hatte, schlossen sie sich nach den Siegen der Griechen über die Perser seit 479 v. Chr. als Bundesgenossen Athen an. Nach dem Peloponnes. Kriege wurden sie von den Spartanern und seit dem Frieden des Antalkidas im J. 387 v. Chr. wieder von den Persern abhängig, bis Alexander der Große sie befreite. Später theilte J. das Schicksal der Nachbarländer, indem es nach dem dritten Kriege gegen Mithridates im J. 64 v. Chr. durch Pompejus den Großen zur röm. Provinz gemacht und endlich durch die Sarazenen so gänzlich verwüstet wurde, daß nur wenige Spuren der alten Herrlichkeit noch übrig sind. Die Jonier selbst galten in Folge des mildern Klimas und üppigen asiat. Lebens, das auch bei ihnen nicht ohne allen Einfluß blieb, für weichlich, daher auch der ionische Dialekt durch besondere Weiche und Sanftheit sich auszeichnet, die zum Theil durch die Häufung der Vocale bewirkt wird. Sinn für Kunst und Wissenschaft aber wurde bei ihnen früher geweckt und genährt als bei den stammverwandten Griechen im Mutterlande, und namentlich wurde hier

die Dichtkunst zunächst durch Homer gleich der Philosophie, welche eine eigene, die sogenannte Jonische Schule (s. d.) umfaßte, die Malerkunst durch Apelles und Parrhasios, die Geschichtschreibung durch Herodot begonnen und ausgebildet, sowie in der Baukunst die ionische Säule (s. Säulenordnung) durch Schlankheit und schöne Verzierung beliebt war. Vgl. nächst Rich. Chandler's „Jonian antiquities" (2 Bde., Lond. 1769—97, Fol.), besonders Leake, „Tour in Asia minor" (Lond. 1824); „Alterthümer von Jonien", herausgegeben von der Gesellschaft der Dilettanti zu London, nebst erläuterndem Texte von Wagner (10 Hefte, Lpz. und Darmst. 1826 fg., Fol.); Prokesch von Osten „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (3 Bde., Stuttg. 1836) und Hamilton, „Researches in Asia minor" (2 Bde., Lond. 1842).

Jonikus, s. Rhythmus.

Jonische Inseln nennt man die im Jonischen Meere an der Westküste von Albanien und dem Königreich Griechenland gelegenen Inseln Korfu (s. d.), Paxo mit 5200 E. auf 1¼ □M., Santa Maura (s. Leukadia), Kephalonia (s. d.), Zante (s. d.), Theaki (s. Ithaka), sowie die Insel Cerigo (s. d.) an der Südspitze des Peloponnes am Anfange des Ägäischen Meeres, sammt den zu diesen Inseln gehörigen vielen Nebeninselchen. Schon in der Heroenzeit des griech. Alterthums finden wir diese Inseln von Griechen unter eigenen Stammesfürsten bewohnt, die später republikanischen Verfassungen Platz machten. Nach der Blütezeit Griechenlands geriethen sie unter macedon., und aus dieser unter röm. Herrschaft. Bei der Theilung des röm. Reichs fielen sie dem byzant. Kaiserthum zu. In den Kriegen der neapolitan. Normannen und der Venetianer mit diesem Reich wurden sie bald von jenen erobert, bald von diesen wiedergenommen, bis sie im 15. Jahrh. völlig in die Gewalt der Venetianer kamen, welche sie, mit Belassung ihrer weltlichen und geistlichen Verfassung, durch Provveditoren regieren ließen und sie gegen alle Angriffe der Türken siegreich behaupteten. Nach dem Untergang der Republik Venedig im J. 1797 kamen sie an Frankreich, wurden aber schon 1799 von den Russen und Türken erobert, worauf sie der russ. Kaiser Paul, durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800, in eine Republik der Sieben vereinigten Inseln verwandelte, die unter der Hoheit der Pforte stehen sollte, aber unter heftigen innern Parteiungen und blos von einer russ. Besatzung im Zaume gehalten, nur bis 1807 bestand, wo sich die Franzosen ihrer bemächtigten. Auch diese vermochten sich nicht im Besitze derselben zu behaupten; 1811 wurden die Inseln von den Engländern besetzt, mit Ausnahme von Korfu, das erst durch den pariser Frieden von 1814 England zufiel. Durch den in Paris am 5. Nov. 1815 zwischen England, Östreich, Preußen und Rußland abgeschlossenen Vertrag wurde sie endlich unter dem Titel Vereinigter Staat der ionischen Inseln zu einem freien, besondern Staat unter dem unmittelbaren und ausschließenden Schutz der brit. Krone constituirt. Nach diesem Vertrag hat letztere das Besatzungsrecht sammt dem Oberbefehl über die Truppen des Staats und übt ihre Schutzrechte durch einen Lordobercommissar aus, welcher die innere Verwaltung, sowie die gegenseitigen Verhältnisse zwischen dem Staat und der Schutzmacht durch eine von einer Nationalversammlung berathene Versammlung reguliren sollte. Diese Verfassung kam, lediglich unter Mitwirkung von elf vornehmen Eingeborenen, am 26. Aug. 1817 wirklich zu Stande, verlieh jedoch der Schutzmacht eine so große Gewalt, daß diese fast zur unbeschränkten Herrschaft wurde. Immerwährender Groll gegen dieselbe war die Folge davon, der, noch vermehrt durch das schroffe, schonungslose Benehmen der meisten der Lordobercommissare und übrigen engl. Beamten, sich bald in passivem Widerstand und geheimen Umtrieben, bald in offener Opposition oder gar in Aufruhr kundgab, zur Zeit des griech. Befreiungskriegs in Flammen aufschlug und selbst jetzt noch unter der Asche glimmt, obschon die engl. Regierung für die materielle Wohlfahrt der Inseln durch Anlegung von Landstraßen, Schulen u. s. w. viel gethan hat.

Sämmtliche Inseln, wichtig durch ihre Lage für die Beherrschung der Levantischen Meere, haben einen Flächenraum von fast 52 □M. und sind sämmtlich sehr gebirgig, in den Thälern und an den Küsten fruchtbar, auf den kahlen und dürren Bergen, die auf Kephalonia bis zu 5300 F. ansteigen, jedoch höchst steril. Sie erfreuen sich eines köstlichen, wenn auch im Sommer sehr heißen Klimas, leiden aber durch häufige Orkane und Erdbeben,

und in manchen Gegenden an Wassermangel. In naturhistorischer Beziehung kommen sie ganz mit dem übrigen Griechenland, besonders dem insularen, überein. Sie haben keine Waldungen, erzeugen kaum das Drittel ihres Getreidebedarfs, dafür aber desto mehr Wein, Obst, Rosinen, Korinthen, Südfrüchte, Öl, welches nebst dem Salz die Hauptstapelartikel des Ausfuhrhandels der Inseln bilden, sowie auch Baumwolle und Flachs. Die Viehzucht ist unzureichend, am bedeutendsten noch in Schafen und Ziegen; dagegen die Tauben-, Bienen- und Seidenwürmerzucht, der Wachtel- und Fischfang sehr ansehnlich; im Mineralreich liefern die Inseln Salz, Steinkohlen, Schwefel, Marmor und Erdpech. Die Zahl der Einwohner, die eine Zeit lang in Folge der Auswanderungen nach Griechenland und der Abnahme des Handels sehr gesunken war, wird gegenwärtig wieder auf 220000 angegeben. Mit Ausnahme von etwa 1000 Engländern (die Garnisonen nicht gerechnet), 5500 Juden und 8000 Italienern, sind sie sämmtlich griech. oder albanesischen Stammes. Außer den Juden und protestantischen Engländern bekennen sich ein Sechstheil zur röm.-katholischen, fünf Sechstheile zur griech. Kirche. Die Geistlichkeit darf mit ausländischen geistlichen oder weltlichen Behörden nur mittels des Senats correspondiren. Für den Unterricht ist durch viele Particular- und Centralschulen, durch zwei Gymnasien und eine Universität in Korfu (s. d.) gut gesorgt, weshalb auch die ionischen Griechen die übrigen an wissenschaftlicher Bildung übertreffen. Das Volk zerfällt in Adel (mit ital. Titeln), welcher fast alleiniger Grundbesitzer ist, in Bürger und in Bauern, welche nur Pächter und Meier sind. Die Hauptbeschäftigungen der Einwohner, welche der Übervölkerung wegen häufig im Auslande ihren Unterhalt suchen müssen, sind Landbau und die damit verbundenen Gewerbe, Fischerei, Seefahrt und Handel. Letzterer, der jetzt wieder, sowie überhaupt der Wohlstand des Staats im Steigen ist, belief sich in den letzten Jahren auf 4,300000 Thlr. an Einfuhren und auf 4 Mill. Thlr. an Ausfuhren. Nach der Verfassung ist die griech. Kirche die herrschende und die griech. Sprache die gesetzliche. Die Gesetzgebende Versammlung, welche auch die ordentlichen Staatsausgaben zu regeln hat, besteht aus elf ständigen und aus 29 aus dem grundbesitzenden Adel gewählten Mitgliedern; der aus sechs Personen bestehende Senat, welcher die ausführende Gewalt und die legislatorische Initiative besitzt, auch die meisten Gerichtsbehörden und die Eparchen der einzelnen Inseln ernennt, wird aus der Mitte der Gesetzgebenden Versammlung gewählt. Der Lordobercommissar entwirft die Wahllisten und kann die Gesetzgebende Versammlung außerordentlich zusammenberufen und auflösen; er bestätigt oder verwirft die Senatorenwahlen und alle von der Gesetzgebenden Versammlung und dem Senat beschlossenen Gesetze, Einrichtungen, Verordnungen, sowie alle vom Senat ausgegangenen Ernennungen und sonstigen Handlungen; er ernennt die meisten Regierungs-, Finanz- und theilweise auch die höchsten Gerichtsbeamten, kann jeden Beamten von seiner Stelle entlassen und hat die ganze Finanz-, Policei- und Sanitätsverwaltung in seinen Händen. Preßfreiheit besteht nicht; die Presse steht vielmehr unter der unmittelbaren Leitung des Senats und des Lordobercommissars, ohne dessen Erlaubniß keine neue Druckerei angelegt werden darf. Die Staatseinkünfte, meist aus indirecten Steuern herkommend, belaufen sich auf 1,400000 Thlr., die Ausgaben auf ungefähr 700000 Thlr. Die engl. Besatzung besteht aus 3000 M., wozu noch vier aus Eingeborenen bestehende und von dem Lordobercommissar organisirte Milizregimenter, jedes von 800 M. kommen. Vgl. Kendrick, „The ionian islands" (Lond. 1822); „Histoire et description des îles ioniennes etc." (Par. 1823); Vaudoncourt, „Memoirs on the ionian islands" (Lond. 1816); Goodisson, „A historical etc. essay upon the islands of Corfu etc." (Lond. 1822); Neigebaur, „Die Verfassung der ionischen Inseln u. s. w." (Lpz. 1839), und W. Mure, „Journal of a tour in Greece and the ionian islands" (2 Bde., Lond. 1842).

Jonisches Meer heißt das Mittelländische Meer zwischen der Westküste von Albanien und dem Königreiche Griechenland und der Ostküste von Calabrien, unstreitig nach den Joniern auf der Westküste des Peloponnes. Dasselbe bildet den Meerbusen von Tarent zwischen Calabrien, Basilicata und Terra d'Otranto; ferner den Golf von Patras und jenseit der Meerenge von Lepanto den von Korinth oder von Lepanto, beide zwischen dem Peloponnes und dem griech. Festlande; sodann den von Arkadien (den Cyparissischen Bu

sen der Alten) im Westen des Peloponneses und endlich den von Arta (den Ambracischen Busen der Alten) an der Küste von Epirus, zwischen Griechenland und Albanien.

Jonische Schule nennt man die ältesten griech. Philosophen, Thales (s. d.), Anaximander (s. d.), Anaximenes (s. d.), Heraklit (s. d.) und Anaxagoras (s. d.), die in der Erklärung der Natur eine gemeinsame Richtung verfolgten, weil sie größtentheils aus Jonien stammten. (S. Griechische Philosophie.)

Jota ist der griech. Name des Buchstabens I, welcher bei den Griechen, wie auch bei den Römern in der frühesten Zeit, nie als Consonant betrachtet wurde, sondern stets Vocal geblieben ist. Die Einfachheit dieses Buchstabens, der im Griechischen unter einigen Vocalen nur durch ein Häkchen in gewissen Fällen angedeutet wird, das man dann iota subscriptum, d. i. das untergeschriebene Jota, nennt, veranlaßte die sprüchwörtliche Redensart: „Es fehlt auch kein Jota", d. h. durchaus nichts.

Ipecacuanha, Brechwurzel oder **Ruhrwurzel**, eins der gebräuchlichsten und ausgezeichnetsten Arzneimittel, ist die Wurzel der Cephaëlis Ipecacuanha in Brasilien. Dieselbe wirkt besonders auf die Nervengeflechte des Unterleibs und äußert sich hier in kleinern Gaben krampfstillend, in größern brechenerregend. Sie wird gewöhnlich in Form des Pulvers oder der Infusion gegeben. Vortrefflich ist Dower's Mischung der Ipecacuanha mit Opium, die als Pulvis ipecacuanhae compositus oder Pulvis Doweri allgemein bekannt ist.

Jphigenia, die Tochter des Agamemnon (s. d.) und der Klytämnestra, nach einer andern Sage eine uneheliche Tochter des Theseus und der Helena, aber von Klytämnestra an Kindesstatt angenommen, sollte, auf des Sehers Kalchas Rath, der Diana geopfert werden, um die Göttin zu versöhnen, die, erzürnt gegen Agamemnon wegen der von ihm auf der Jagd erlegten, ihr geweihten Hirschkuh, durch Windstille die zur Eroberung Trojas bestimmte griech. Flotte an dem Auslaufen aus dem Hafen von Aulis zurückhielt. Unter dem Vorwande, daß sie mit Achilles vermählt werden solle, wurde sie von ihrer Mutter herbeigeholt und zum Altare geführt. Doch in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstoß versetzte, war sie verschwunden und statt ihrer lag eine schöne Hirschkuh da, deren Blut über den Altar strömte; denn Diana hatte sich ihrer erbarmt und sie in einer Wolke nach Tauris entführt, wo sie die Gerettete zu ihrer Priesterin machte. Der grausamen Sitte des Landes gemäß hatte sie hier jeden anlandenden Griechen der Göttin zum Opfer zu bringen. Als nun J.'s Bruder, Oreste s (s. d.), in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier anlangte, um, nach dem Ausspruche des Orakels, der Diana Bildsäule zu rauben, und ebenfalls der Göttin geopfert werden sollte, erkannte im Tempel die Schwester den Bruder, der diese nebst der Bildsäule der Diana entführte und glücklich in die attische Landgemeinde Brauron bei Marathon brachte, wo J. als Priesterin starb und als Tochter des Theseus in die heroische Genealogie des Landes eingetragen wurde. Nach Pausanias soll man ihr Grabmal zu Megara gezeigt haben. Nach Andern ist sie gar nicht gestorben, sondern von der Diana zur Hekate (s. d.) gemacht worden; nach noch anderer Sage wurde sie von der Diana mit Unsterblichkeit und ewiger Jugend begabt und unter dem Namen Oreilochia die Gemahlin des Achilles auf der Insel Leuke. Übrigens behaupten mehre Völker, den Cultus der taurischen Diana durch die J. erhalten zu haben. Die Sage von der J. in Tauris und ihrem von dort nach Griechenland gebrachten Cultus ist nachhomerischen Ursprungs.

Jphikles, der Sohn des Amphitryon und der Alkmene, der Halbbruder des Hercules, den er auf mehren Zügen begleitete, der Gemahl der Automedusa und Vater des Jolaus (s. d.), starb nach Pausanias nach dem Kampfe gegen die Molioniden, nach Apollodor bei dem Zuge des Hercules gegen Hippokoon. — Jphikles oder Jphiklos, ein Argonaut, der Sohn des Philakos, von der Diomede oder Astyoche der Vater des Podarkes und Protesilaus, war ein ausgezeichneter Wettläufer und berühmt durch seine schönen Rinderheerden, die er dem Weissager Melampus schenkte, als dieser ihm mittheilte, wie er seine in der Jugend verlorene Mannbarkeit wiedergewinnen könne.

Jphikrates, einer der vorzüglichsten athen. Feldherren, zeichnete sich zuerst in dem böotischen oder korinthischen Kriege von 395—387 v. Chr. und dann im theban. von 378—362 theils durch persönliche Tapferkeit, theils durch Herstellung einer trefflichen Manns-

zucht in seinem Heere und durch Einführung einer neuen Bewaffnung und Taktik aus. Seine großen Feldherrntalente entwickelte er namentlich bei dem Siege, den er bei Korinth gegen die Spartaner erfocht, und in dem Kampfe der Spartaner gegen Theben, in welchem er die erobernden Schritte des Epaminondas (s. d.) hemmte und die Hauptstadt Sparta vom Untergange rettete. Im J. 374 v. Chr. wurde er von dem Perserkönige Artaxerxes, als dieser den Empörer Nektanabis in Ägypten bekriegen wollte, über das zahlreiche griech. Söldnerheer gesetzt, verließ aber, da er sich von dem eifersüchtigen Satrapen Pharnabazus in seinen Unternehmungen behindert sah, das Heer heimlich und kehrte nach Athen zurück, um den damals von den Spartanern bedrängten Korcyräern zu Hülfe zu eilen. Als Mensch wußte sich J. durch Treue und Biederkeit die Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger bis in seine spätesten Lebenstage zu erhalten; nur einmal wurde er im Bundesgenossenkriege zugleich mit Timotheus (s. d.) in Anklagestand versetzt, vom Gerichte jedoch völlig freigesprochen. Außerdem zeugt von seinem edeln Charakter der wahrhaft väterliche Schutz, den er nach dem Tode des Macedoniers Amyntas, des Großvaters Alexander des Großen, der Eurydice, der Gattin des Erstern, nebst ihren Kindern angedeihen ließ. Sein Leben ist von Cornelius Nepos in einem kurzen Abrisse, ausführlich in neuester Zeit von Rehdantz in „Vitae Iphicratis, Chabriae, Timothei" (Berl. 1845) beschrieben worden.

Iphimedēa, die Tochter des Triops, Gemahlin des Alceus, und von Poseidon Mutter des Otos und Ephialtes, wurde nebst ihrer Tochter von thrazischen Seeräubern entführt, aber von ihren Söhnen wieder befreit. Ihr Grab zu Anthedon erwähnt Pausanias.

Ipsăra oder Psara, eine kleine felsige Insel im Ägeischen Meere, westlich nicht weit von Saki oder Chios gelegen, und zum türk. Sandschak Saki gehörig, zählte vor dem griech. Befreiungskriege mehr als 20000 durch Handel und Schiffahrt wohlhabende Bewohner und bildete während desselben nebst Hydra die griech. Hauptseemacht, wurde aber ungeachtet ihres tapfern Widerstands am 3. Juli 1824 von den Türken erobert, gräßlich verwüstet und entvölkert. Die gleichnamige Hauptstadt hat jetzt ungefähr 500 E., die sich durch Fischfang nähren, auch auf Seeräuberei ausgehen.

Ipsus oder Hipsus, eine Stadt in der kleinasiat. Landschaft Großphrygien, ist historisch merkwürdig durch die Schlacht im J. 301 v. Chr., in der Antigonus (s. d.) von Seleukus Nikator gänzlich geschlagen und mit dem Leben zugleich seines Reichs verlustig wurde.

Irak Adschēmi, die größte Provinz Persiens, mit mehr als 4400 □M. und ungefähr 2½ Mill. Menschen, zwischen Aserbeidschan, Ghilan und Masanderan im Norden, Kurdistan im Westen, Luristan und Farsistan im Süden und der großen Salzwüste im Osten, entspricht dem alten Medien (s. d.) und ist zum Theil gebirgig, aber größtentheils fruchtbar und zum Theil ziemlich gut bewässert und angebaut, gegen früher jedoch außerordentlich in Betreff ihrer Volksmenge wie ihres Wohlstands und ihrer Bebauung gesunken. Eine Menge Städte und Dörfer liegt ganz oder zum Theil in Trümmern, alle übrigen sind im Verfall. Die bedeutendsten Städte sind Ispahan (s. d.) und Teheran (s. d.).

Irak Arābi, das alte Babylonien (s. d.), die südöstlichste Provinz des türk. Reichs, zwischen Persien, Mesopotamien, der syr. Wüste, Arabien und dem Pers. Meerbusen, bildet eine weite Ebene am untern Euphrat und Tigris, welche sich hier vereinigen und unter dem Namen Schat-el-Arab in den Pers. Meerbusen münden. Das Land ist westlich vom Euphrat Sandwüste, sonst aber, und besonders an den Flußufern, fruchtbar, doch nur wenig angebaut und deshalb ungesund; anders war es im Alterthume und selbst noch zum Theil im Mittelalter, wo es zu den wohlbebautesten Ländern gehörte. Bergöl, Datteln, Kameele, Büffel und Schafe sind die Hauptproducte des Landes, dessen Einwohner, meist arab. Stammes, theils in schlecht gebauten Dörfern, häufiger aber noch als Nomaden leben. Die wichtigsten Städte sind Bagdad (s. d.) und Bassora (s. d.).

Iran heißt im Allgemeinen, im Gegensatze zu Turan (s. d.), dem türk. Niederlande, das große Tafelland Asiens, das sich in einer mittlern Höhe von 3500—4000 F. von den Gebirgsketten des Hindukusch, des nördlichen Khorasan und des Elbrus bis an den Pers. Meerbusen und das Pers.-indische Meer im Süden erstreckt und im Osten aus Afghanistan (s. d.) und Beludschistan (s. d.), im Westen aber aus dem eigentlichen Persien (s. d.) besteht. Im Osten ist der Abfall dieses Tafellandes gegen den Indus sehr jäh, im

Westen aber, vom Pers. Meerbusen bis zum Plateau von Armenien, hat es eine Reihe von Gebirgsketten zur Grenze, welche die Alten im Allgemeinen Zagros nannten, und die jetzt das Gebirge von Kurdistan bilden. Die Mitte des Landes bildet eine große Salzwüste.

Irĕland (John), ein bekannter engl. Kunsthändler, war in Shropshire geboren und in seiner Jugend Uhrmacher. Sein später in London errichteter Kunsthandel brachte ihn mit den berühmten Malern Mortimer und Gainsborough in Verbindung und befreundete ihn mit dem gefeierten Schauspieler Henderson, dessen von ihm selbst beschriebenes Leben und Briefe er herausgab (Lond. 1786). Am bekanntesten wurde er durch seine Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, „Hogarth illustrated" (2 Bde., Lond. 1791—93), der er später einen Supplementband (Lond. 1798) hinzufügte, welcher Hogarth's Leben und Briefwechsel, eine Geschichte seiner politischen Streitigkeiten und seine „Analysis of beauty" enthält. Er starb bei Birmingham im Febr. 1809; nach Chalmers aber im Nov. 1808.

Irenäus, einer der berühmtesten christlichen Kirchenlehrer des 2. Jahrh., ein geborener Grieche, in Smyrna der Schüler des Polykarpus, wurde, von den niedern kirchlichen Stufen aufsteigend, 177 Bischof von Lyon, wo er 202 starb. Voll glühenden Eifers für das Christenthum schrieb er um 176 n. Chr. eine Widerlegung der verschiedenen gnostischen Parteien, die zwar nur in einer schlechten lat. Übersetzung unter dem Titel „Contra haereticos" erhalten, aber für die Dogmengeschichte von vieler Wichtigkeit ist. Die beste Ausgabe besorgte Pfaff (Haag 1715). Vgl. Duncker, „Des heil. J. Christologie" (Gött. 1844).

Irēne oder Eirene, die Friedensgöttin, eine Tochter des Zeus und der Themis, die jüngste der Horen (s. d.), kommt in der ältern Mythologie nicht vor. Pausanias erwähnt zwei Bilder von ihr im Prytaneum in Athen. In Rom errichtete ihr Vespasian einen prächtigen Tempel.

Irēne, griech. Kaiserin, gleich berühmt durch Geist und Schönheit wie berüchtigt durch Lasterthaten, geb. in Athen, wurde 769 mit dem nachherigen Kaiser Leo IV. vermählt. Nachdem sie ihren Gemahl im J. 780 durch Gift getödtet, setzte sie, unterstützt von der Partei der Vornehmen, sich und ihren Sohn Konstantin VI., der erst neun Jahre alt war, auf den kaiserlichen Thron, in dessen Besitz sie sich durch die Hinrichtung der beiden Brüder ihres gemordeten Gemahls, welche eine Verschwörung gegen sie angestiftet hatten, befestigte. Karl den Großen, der damals das morgenländ. Kaiserthum bedrohte, wußte sie anfangs durch Versprechungen hinzuhalten; als es aber zum Kampfe kam, wurde ihr Heer von ihm im J. 788 in Calabrien geschlagen. Das Jahr vorher, 787, hatte sie zu Nicäa eine Kirchenversammlung, die siebente ökumenische, veranstaltet, durch welche der Bilderdienst (s. d.) wiedereingeführt wurde. Im J. 790 gelang es Konstantin, sie von der Regierung zu verdrängen und von ihrem verderblichen Einflusse sich zu befreien. Doch sieben Jahre darauf bemächtigte sie sich von neuem des Throns, indem sie ihren Sohn verhaften und blenden ließ, der bald nachher starb. J. war die erste Frau, die das morgenländ. Kaiserthum beherrschte. Ihr Einzug in Konstantinopel auf einem von Gold und Edelsteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche sie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andere von ihr gebrauchte Kunstgriffe waren jedoch nicht im Stande, sie vor den Folgen ihrer Frevel zu sichern. Sie hatte mehre Große verweisen lassen und, um sich noch sicherer auf dem Throne zu befestigen, den Entschluß gefaßt, Karl den Großen zu heirathen, als im J. 802 Nicephorus zum Kaiser ausgerufen wurde, der sie auf die Insel Lesbos verwies, wo sie in einem Kloster in J. 803 starb.

Irĕton (Henry), General und einflußreicher Staatsmann während der engl. Staatsumwälzung unter Karl I. (s. d.), stammte aus guter Familie und widmete sich anfangs dem Rechtsfache. Beim Ausbruche des Bürgerkriegs bot er seine Dienste der Parlamentspartei an und schwang sich durch Cromwell's Unterstützung, dessen Tochter Brigitte er heirathete, bald zum Generalcommissar empor. In der Schlacht von Naseby im J. 1645 befehligte er den linken Flügel des Parlamentsheers gegen den Prinzen Ruprecht von der Pfalz, wobei er geschlagen und gefangen, von Cromwell aber alsbald wieder befreit wurde. (S. Großbritannien.) Ebenso charakterstark und klug als fanatisch, gewann er nächst Cromwell (s. d.) den mächtigsten Einfluß auf den Gang der Revolution. Beide suchten planmäßig das Parlament dem Heere zu unterwerfen und den König, nach dessen Auslie-

ferung durch die Schotten, vollends zu verderben. Die Verleitung des Königs zur Flucht von Hamptoncourt auf die Insel Wight, die Aufreizung und Fanatisirung der Truppen, die Mishandlungen des Parlaments waren ebenso sehr ein Werk J.'s wie seines Schwiegervaters. Einer der glühendsten Independenten, wurde J. Mitglied des außerordentlichen Gerichtshofs, der über Karl I. das Todesurtheil aussprach, und als Cromwell mit der Vollziehung des Urtheils zögerte, drängte J. denselben zu diesem letzten Schritte. Im Aug. 1649 begleitete er seinen Schwiegervater zur Unterwerfung Irlands (s. d.). Beide ließen das Blut in Strömen fließen und hatten es auf gänzliche Ausrottung der Katholiken abgesehen. Als Cromwell im folgenden Jahre die Insel verließ, um Schottland zu züchtigen, übernahm J. den Oberbefehl und führte denselben in gleich blutiger Weise. Alle Gefangene, die am Blutbade im J. 1641 irgendwie Theil genommen, wurden ohne Schonung am Leben gestraft. Endlich im Herbst 1651, nachdem die Irländer fast gänzlich besiegt waren, unternahm er die Belagerung ihres letzten Platzes, Limerick, den er auch nach großen Anstrengungen eroberte. Einige Tage darauf, am 26. Nov. 1651, wurde J. durch ein Fieber hingerafft, nachdem er noch zuvor den größten Theil der Besatzung hatte niederhauen lassen. Cromwell sah sich durch dessen Tod von einem Genossen befreit, dessen Unbeugsamkeit und fanatischen Republikanismus er fürchtete. J.'s Witwe vermählte sich mit dem General Fleetwood (s. d.), der nach Cromwell's Tode eine wichtige Rolle spielte.

Iriarte (Juan de), ein ausgezeichneter Philolog, wurde am 15. Dec. 1702 zu Orotava auf Teneriffa geboren. Nachdem er in Paris und Rouen die alten Sprachen studirt hatte, führte ihn 1724 das Studium der Rechtswissenschaft nach Madrid. Hier erwarb er sich durch sein öfteres Besuchen der königlichen Bibliothek die Freundschaft des ersten Bibliothekars, Juan Ferreras, durch dessen Verwendung er eine Anstellung bei dieser Bibliothek erhielt, worauf er 1732 Bibliothekar, 1742 Interpret im Ministerium des Auswärtigen und 1743 Mitglied der königlichen Akademie wurde. Er starb am 23. Aug. 1771. Seine vorzüglichsten Werke sind der Katalog der griech. Handschriften der königlichen Bibliothek, wovon aber nur der erste Band (Madr. 1769) erschien; eine lat. Grammatik, an der er sein ganzes Leben gearbeitet hatte, die aber erst nach seinem Tode von seinem Neffen Tomás de Iriarte herausgegeben wurde (Madr. 1771), und endlich seine lat. und span. Epigramme und Sprüchwörter (refranes), die nebst einigen lat. epischen Gedichten ebenfalls von seinem Neffen Tomás und Domingo unter dem Titel „Obras sueltas" (2 Bde., Madr. 1774, 4.) bekannt gemacht wurden.

Iriarte (Tomás de), einer der bekanntesten span. Dichter, der Neffe des Vorigen, geb. am 18. Sept. 1750 zu Orotava auf Teneriffa, machte seine ersten Studien in seiner Vaterstadt unter der Leitung seines Bruders, des Predigermönchs Juan Tomás de J. Später ließ ihn sein Oheim Juan nach Madrid kommen, unter dessen Führung er sich in den Humanitätswissenschaften, den modernen Sprachen, der Poesie und Musik vervollkommnete. Seiner unter dem Anagramm Tirso Imareta herausgegebenen Originalkomödie „Hacer que hacemos" (Madr. 1770) folgten mehre im Auftrage der Theaterintendanz verfaßte Übersetzungen franz. Dramen und einige Originalstücke. Nach seines Oheims Tode wurde er dessen Nachfolger als Interpret im Ministerium des Auswärtigen. Im J. 1772 übertrug man ihm die Redaction des „Mercurio historico y politico de Madrid", die er aber wegen überhäufter Arbeiten im Ministerium nur elf Monate bekleiden konnte. Hierauf wurde er 1776 Archivar des obersten Kriegsraths. Seinen Ruf verdankt er hauptsächlich dem didaktischen Gedichte „La musica" (1780) und den „Fabulas literarias" (1782), die beide sehr viele Auflagen erlebten und in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurden. Besonders machte das letztere, das rein literarische Zustände und Charaktere zum Gegenstande hat, bei seinem Erscheinen durch die Repliken der Angegriffenen viel Aufsehen. Nachdem er darauf die ersten vier Gesänge der „Aneïs" übersetzt, verfaßte er im Auftrage des Grafen Florida-Blanca mehre Elementarbücher für Schulen und übertrug Campe's „Neuen Robinson". Auch veranstaltete er 1787 eine Sammlung seiner Werke in sechs Bänden, von der nach seinem Tode eine um zwei Bände vermehrte Ausgabe erschien (Madr. 1805), und ließ 1788 die Komödie „La señorita mal criada" erscheinen.

In Andalusien, wohin er sich 1790 zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit begeben hatte, schrieb er den Monolog „Guzman el bueno" und eine Satire auf den in den span. Schulen damals noch herrschenden schlechten Geschmack in macaronischem Latein. Er starb am 17. Sept. 1791. J. leistete als Dichter, was man ohne poetisches Genie durch Fleiß und Gewandtheit in der Nachahmung leisten kann, d. h. er brachte es in der Klarheit, Correctheit und Eleganz der Verse zu einer großen Vollkommenheit. Eine Auswahl seiner Gedichte gibt Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas".

Iridium, eins der vier Metalle, welche sich im Platinsande finden, und das sowol einen Bestandtheil der eigentlichen, hauptsächlich aus Platin bestehenden Platinkörner, als der darunter gemengten schweren Schuppen, welche eine Verbindung von Iridium mit Osmium sind, bildet, wurde, mit dem Osmium zugleich, im J. 1803 von Tennant entdeckt. Dargestellt wird es aus dem in Königswasser unauflöslichen Rückstande des Platinsandes, der ein Gemenge von Iridium mit Osmium, Titansäure und Chromeisen ist, und gewöhnlich erhält man es in Form eines nicht zusammenhängenden Pulvers. Sein specifisches Gewicht ist 23,5. In unsern Öfen ist es unschmelzbar und in keiner Säure, selbst Königswasser nicht ausgenommen, auflöslich. Eine wichtige technische Anwendung desselben lehrte der Bergrath Frick. Es liefert nämlich dasselbe so tief und rein schwarze, höchst glänzende Porzellanfarben, daß jede der früher gebräuchlichen schwarzen Porzellanfarben bräunlich dagegen aussieht, sowie graue Porzellanfarben von höchstem Glanze, und diese Farben werden aus den früher ganz werthlosen Rückständen, die von der Zugutemachung des Platins in der petersburger Münze zurückbleiben, in solcher Menge verfertigt, daß sie jetzt bereits sehr allgemein in Anwendung sind.

Iris, die Tochter des Thaumas und der Elektra, einer Tochter des Oceanus und der Tethys, die Schwester der Harpyien (s. d.), eine jungfräuliche Göttin, ist neben Hermes die windschnelle Botschafterin der Götter, namentlich des Zeus und der Here, der letztern besonders bei den spätern griech. und noch mehr bei den röm. Dichtern, und begleitet die weiblichen Seelen, wie Hermes die männlichen, in die Unterwelt. Schon bei Homer ist sie ganz zur mythischen Person geworden und ihre Entstehung aus der Anschauung des Regenbogens ganz verwischt; denn daß die physische Erscheinung des Regenbogens der Mythe zum Grunde liege, ist wol nicht zu bezweifeln. Dem Grundbegriffe nach ist J. die den Frieden in der Natur herstellende Botin. Dargestellt wird sie als eine schöne, geflügelte Jungfrau mit einem Heroldsstab und einer Blume. — Auch wird der breite, farbige Ring in dem Augapfel Iris genannt. — Irissteine heißen gewisse Krystalle oder Quarze, welche die Farben des Regenbogens spielen.

Irkutsk, die Hauptstadt in dem gleichnamigen Gouvernement (22300 □M. mit 522500 E.) des russ. Generalgouvernements Ostsibirien, am Zusammenflusse des Irkut und der Angara, nicht weit vom Baikalsee, nach Tobolsk die wichtigste Stadt in ganz Sibirien und der Sitz eines Erzbischofs, hat 25000 E., darunter eine deutsche Gemeinde mit eigener Kirche, die beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chines. Waaren, treiben, ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, in welchem Chinesisch und Japanisch gelehrt wird, ein Seminar für junge Tungusen und Buräten, eine Schiffahrts- und Militairschule, mehre wissenschaftliche Sammlungen, ein Theater, eine große kaiserliche Tuchfabrik und ansehnliche Branntweinbrennereien. Die warmen Bäder im barguzinischen Bezirk des Gouvernements J., gegen Rheumatismus und Scorbut sehr heilsam, werden häufig besucht.

Irland (Ireland), bei den Iren Erin genannt, die zweite der beiden großen brit. Inseln, ein mit Großbritannien vereinigtes Königreich, auf der Ostseite von dem Irischen Meere, auf den übrigen Seiten von dem Atlantischen Meere umflossen, von Großbritannien durch den St.-Georgskanal getrennt, hat einen Flächenraum von 1315 □M. Die Küste senkt sich auf der Ostseite in sanfte Abhänge, während sie im Westen und Süden zerrissen und ausgezackt in Buchten und Vorgebirge ausläuft. Ein Theil der Nordküste ist von hohen Basaltklippen umschlossen, die in dem Riesendamme und dem Vorgebirge Pleaskin ihre mächtigen Säulen in das Meer ausstrecken. Die ganze Küste hat zahlreiche und bequeme Häfen, deren man in einem Umfange von 160 geographischen Meilen über 60 zählt. Die Bodenfläche der Insel bildet eine schöne Abwechselung von Ebenen und Hü-

geln, die nur selten zu hohen Bergrücken ansteigen. Die ausgedehnteste Ebene zieht sich durch die Mitte des Landes von einem Meere zum andern. Der gebirgigste Theil der Insel ist die westliche Hälfte, aber auch hier bilden die Berge mehr einzelne Gruppen als große zusammenhängende Ketten. Die bedeutendsten Gebirge, jedoch nicht viel über 3000 F. hoch, sind auf der westlichen Halbinsel Connaught der Nephin und Croagh-Patrick, in dem nordwestlichen Theile der Insel die Longfieldberge und im südwestlichen der Mangerton, Mac-Gillicuddy und Sleevebogher. Der ansehnlichste Fluß ist der Shannon, überhaupt einer der bedeutendsten der brit. Inseln, der einen großen Theil J.s von Norden nach Westen durchströmt. Von den übrigen Flüssen sind der Bandon, Lee, Blackwater, Sure, Liffy, Boyne und Bann zu erwähnen. Unter den zahlreichen Süßwasserseen sind die bedeutendsten der aus zwei verbundenen Wasserbecken bestehende, gegen fünf Meilen lange Lough-Erne in dem nordwestlichen Theile der Insel, der Lough-Neagh im Nordosten, der Lough-Corrib, die drei Killarneyseen mit reizenden Umgebungen und der Mucroßsee im Süden. Zu den größten Salzwasserseen, die eigentlich Seearme sind, gehören der Lough-Conne oder die Strangfordbai im Osten, der Lough-Foyle und der Lough-Swilly im Norden. Unter den Kanälen ist derjenige der wichtigste, der die Stadt Dublin mit dem Shannon verbindet. Der Boden der Insel ist im Ganzen fruchtbar, besonders im Mittellande und im Süden. Eine Eigenthümlichkeit sind die ausgedehnten Moore (bogs), welche die Ertragsfähigkeit desselben sehr vermindern. Sie sind nicht, wie in England, flach, sondern steigen zu Hügeln an, und theilen sich in Grasmoore, die zum Theil im Sommer beweidet werden, in unzugängliche Sumpfmoore, in seichte, mit Schilf und Rohr bewachsene Seen (hassocky bogs) und Torfmoore. Von den Wäldern, womit das Land vor Zeiten bedeckt war, sieht man nur noch Überreste, da sie seit der Eroberung der Insel durch die Engländer fast überall gelichtet oder verwüstet wurden. Das Klima ist bei den vorherrschenden westlichen und südwestlichen Winden gemäßigt und die Feuchtigkeit der Atmosphäre für die Fruchtbarkeit des Bodens günstig, der nur seicht auf felsigem Grunde liegt. Die Jahreszeiten sind unregelmäßiger als in England, aber die Temperatur milder und im ganzen Jahre im Durchschnitt höher. Der Regen ist besonders im Winter häufig; Schnee und Frost sind selten dauernd. Das Klima, die Gebirgsgegenden und die Moore begünstigen das Gedeihen mancher eigenthümlichen Pflanzen. Man findet in J. fast alle in Großbritannien lebenden Thiere; Frösche und Elstern waren bis zu Anfange des 18. Jahrh. unbekannt, und noch gegenwärtig sind Maulwürfe, Kröten und alle Arten von Schlangen auf der Insel nicht heimisch. Das Rothwild wird immer seltener. Die Flüsse und Seen sind sehr fischreich, und die Bänke bei Carlingford liefern vorzügliche Austern. Außer Granit, der das Grundgebirge der Insel bildet, sind verschiedene Arten von Kalkstein häufig. In vielen Gegenden wird Marmor gebrochen, der schönste bei Kilkenny. Der Basalt, der sich von der Mündung des Carrickfergus bis zum Lough-Foyle und in das Binnenland bis zu den Ufern des Lough-Neagh erstreckt, gehört hinsichtlich der Regelmäßigkeit und Mannichfaltigkeit der Säulenbildung zu den interessantesten geologischen Erscheinungen. Auch findet man in mehren Gegenden Amethyst, Jaspis und andere edle Steine. Gediegenes Gold führt ein Bergstrom in der Grafschaft Wicklow. Silber fand man früher häufig in den Bleiminen im nördlichen, westlichen und südlichen J., doch wurden diese reichen Gruben im 17. Jahrh. zerstört. Gegenwärtig wird nur in zwei Gruben auf Blei gebaut. Kupfer ist nicht selten; Eisen häufig; jedoch sind von den im 16. und 17. Jahrh. gangbaren Eisenwerken nur noch wenige übrig. Steinkohlengruben findet man in verschiedenen Theilen des Landes, die ergiebigste und vorzüglichste zu Castle-Coomer in Leinster.

J. wird in vier Provinzen eingetheilt: 1) Ulster, die nördlichste, mit den neun Grafschaften Armagh, Down, Antrim, Londonderry, Donegal, Tyrone, Fermanagh, Cavan und Monaghan; 2) Leinster, die östlichste, mit den zwölf Grafschaften Louth, Meath, Dublin, Kildare, Wicklow, Werford, Kilkenny, Carlow, Queen's county, King's county, Westmeath und Longford; 3) Connaught, die westlichste und kleinste, mit den fünf Grafschaften Gälway, Mayo, Sligo, Leitrim und Roscommon; und 4) Munster, die südlichste und größte, mit den sechs Grafschaften Cork, Kerry, Clare, Limerick, Tipperary und Wa-

terford. Die bedeutendsten Städte, außer der Hauptstadt Dublin (s. d.), sind Cork, Limerick, Belfast, Sligo, Galway, Waterford und Kilkenny. Fast alle ansehnlichen Städte haben eine Verbindung mit dem Meere. Die Provinz Leinster hat im Verhältnisse zu ihrem Flächenraume die meisten Kirchspiele, weil sie zuerst von den Engländern angebaut wurde und daher die bedeutendste Zunahme der Bevölkerung erfuhr. Das Besitzrecht fast alles Landeigenthums in J. beruht auf Schenkungen, meist aus der Regierungszeit Heinrich's VIII., der Königin Elisabeth, Cromwell's und Wilhelm's III.; nur in Connaught gibt es noch einige Familien, die ihren Besitz auf altes Erbrecht gründen. Die Besitzart des Landeigenthums ist verschieden von der in England üblichen. Gutsherrliche Rechte, die zum Theil noch in England bestehen, gibt es in J. nicht. Die Grundherren beziehen häufig nur geringen Zins, weil in frühern Zeiten sehr lange Pachtungen, auf ewige Zeiten oder 999 Jahre, üblich waren. Es gibt wenig kleine Grundeigenthümer, und die Zahl der Freisassen (freeholders) beträgt nicht viel über 50000, worunter 20000 mit einem jährlichen Bodenertrag von 10 Pf. St., 10000 mit doppelt so vielen Einkünften und etwa 20000 mit 50 Pf. St. sich befinden. Sie haben zusammen höchstens 1½ Mill. Morgen. Der übrige Theil des auf beinahe 20 Mill. Morgen geschätzten Bodens des ganzen Landes ist in den Händen der Geistlichkeit und großer Gutsherren, deren mehre gegen 50000 Morgen besitzen. Einen nachtheiligen Einfluß auf den Culturzustand hat das dem Lande eigenthümliche Verhältniß der sogenannten Mittelleute (middlemen), die von dem Eigenthümer Land pachten und es wieder an den anbauenden Inhaber verpachten, sodaß zuweilen mehre Pachter und Afterpachter zwischen dem Grundherrn und dem Anbauer stehen. Der Inhaber des Landes ist verantwortlich nicht blos für den Zins, den er seinem unmittelbaren Verpachter zu bezahlen hat, sondern hat auch die Verbindlichkeiten zu vertreten, die jeder Pachter gegen seinen Verpachter und der ursprüngliche Pachter gegen den Grundeigenthümer hat. Die Afterpachter haben jedoch gar keine Sicherheit gegen den Grundeigenthümer, und wenn mit dem Hauptpachter eine Veränderung stattfindet, werden sie sogleich weggetrieben. Dieses System ging aus der Armuth der irischen Pachter hervor und muß nothwendig dazu beitragen, die Armuth zu vermehren. Die landwirthschaftliche Betriebsamkeit, die in drei Classen, Ackerbau, Milchwirthschaft und Viehzucht zerfällt, steht nicht so hoch als in England und Schottland; doch hat sich der Ackerbau in der neuesten Zeit etwas gehoben, und es wird jetzt mehr Getreide als früher ausgeführt. Das Aufkommen des Ackerbaus hindern, außer den kleinen Unterabtheilungen des Eigenthums, das in den Dorfschaften des westlichen J.s übliche System gemeinschaftlicher Bearbeitung des Bodens, die vielen kleinen Pachter in Ulster, die zugleich dem Manufacturbetriebe sich widmen, und die bedeutenden, zu Weideland und Milchwirthschaft bestimmten Theile des Landeigenthums in andern Gegenden des Landes. In den Grafschaften Tipperary, King's und Queen's county, Werford, Wicklow, Kilkenny, Kildare, Meath und Louth ist der Ackerbau an Mannichfaltigkeit der Gegenstände der Cultur und durch Einführung des Fruchtwechsels am meisten vorgeschritten. Unter den Getreidearten wird am meisten Hafer, Weizen aber noch wenig gebaut, auch ist er nicht so fein als der englische. Die reichlich angebaute, überall fortkommende Kartoffel ist von vorzüglicher Güte und neben Hafer die Hauptnahrung des Volks. Flachs wird fast überall gebaut, Hanf wenig. Der Wiesenbau ist noch vernachlässigt. Die Milchwirthschaft wird in mehren Gegenden der Provinzen Leinster, Connaught und Munster betrieben, im südlichen J. nach dem engl. System der Milchpachtungen gegen einen bestimmten Zins für jede Kuh und das für jede bestimmte Land. Es wird nur Butter gewonnen, wovon die beste nach England geht. Die Viehzucht ist nicht mit dem Ackerbau verbunden, wie in England; auch gibt es nicht, wie im schot. Hochlande, große dazu bestimmte Bezirke. Vieh zur Mast wird besonders in einigen Theilen von Leinster und Munster gezogen. Der ursprüngliche irische Rindviehstamm ist fast ausgestorben, und der jetzt einheimische aus England eingeführt. Die Schafzucht treibt man besonders in einigen Theilen von Connaught und Munster. Das einheimische Schaf, das ein haariges Vließ hat, ist nicht mehr häufig und durch Kreuzen mit dem engl. Stamme ein anderer langwolliger entstanden. Die irischen Pferde sind stark und sicher. Ziegen sind häufig in Gebirgsgegenden. Schweine werden besonders von den Milchwirthen

meist mit Kartoffeln gemästet. Die Bienenzucht ist gegenwärtig im Verfall. Die Leinweberei, die Stapelmanufactur J.s, wurde im 17. Jahrh. von dem Grafen von Strafford gegründet, welcher Leinsamen aus Holland einführte und Spinner und Weber aus den Niederlanden und Frankreich kommen ließ. Der Leinwandhandel, der schon um 1670 gegründet war, erhielt zu Anfange des 18. Jahrh. Begünstigung von dem Parlament. Die Cambrikmanufactur wurde 1737 eingeführt. Bis zu Anfange des 19. Jahrh. spann man den Flachs fast ausschließend mit der Hand, und auch jetzt werden Maschinen noch nicht allgemein gebraucht, weil bei dem geringen Arbeitslohne das Handgespinnst wohlfeiler ist als das Maschinengarn in England. Die Leinwandmanufactur blüht vorzüglich in Ulster und in einigen Grafschaften von Connaught. Die meisten Bleichen sind in den Grafschaften Fermanagh und Sligo. Damastfabrikation wird besonders zu Lisburn in Ulster betrieben. Die Baumwollenmanufactur ist neuern Ursprungs. Die erste Wasserspinnmühle wurde 1784 angelegt, doch schon zu Anfange des 19. Jahrh. war die Manufactur weit verbreitet. Ihr Hauptsitz ist Belfast. Die Wollmanufactur ist nicht von Bedeutung, obgleich die früher durch Englands Eifersucht aufgelegten Beschränkungen seit der Union aufgehört haben. Die Branntweinbrennerei ist sehr ansehnlich, und auch die Bierbrauerei wird immer allgemeiner. Der Handel hat im 19. Jahrh. zugenommen. Während J. aus Großbritannien vorzüglich Eisen und Eisenwaaren, Taback, Indigo, Baumwolle, Farbestoffe, Zucker, Kaffee, Bier, Hüte und Kattun bezieht, führt es Häute, Fleisch, Rindvieh, Butter, Branntwein, Garn und Salz dahin. Bedeutend ist der Verkehr mit Frankreich und Nordamerika, wohin J. einen ansehnlichen Absatz für seine Leinwand hat.

Die Volksmenge betrug 1695 nach der ersten genauern Bevölkerungsangabe 1,034162; 1731 schon 2,010221 und gegenwärtig gegen 7,800000. Ein großer Theil der Bewohner ist arm. Die in den Leinwandmanufacturen in Ulster beschäftigten Arbeiter sind in einer günstigern Lage. Tagelöhner und selbst kleine Pachter leben in Unwissenheit und Elend; die geringern Landleute wohnen in armseligen Lehmhütten, die oft ohne Fenster und Schornstein sind, und bauen auf ihrem kleinen Acker Kartoffeln, Hafer und Flachs. Auch unter Druck und Noth aber zeigt sich der Charakter, wodurch sich der Irländer vor dem Engländer auszeichnet, seine Lebhaftigkeit, seine größere geistige Empfänglichkeit, seine Neigung zur Geselligkeit, aber auch seine geringere Festigkeit und Selbstbeherrschung. In kirchlicher Beziehung ist das Land in die vier Provinzen Armagh, Dublin, Cashel und Tuam getheilt, deren jeder ein Erzbischof von der herrschenden engl. Kirche vorsteht und unter denen 18 Suffraganbischöfe stehen. Die Erzbisthümer und die Bisthümer sind mit mehr als einer Mill. Morgen Landes ausgestattet, und die Einkünfte der gesammten Geistlichkeit der bischöflichen Kirche werden auf 1½ Mill. Pf. St. berechnet. Es gibt überhaupt 1700 Geistliche in der bischöflichen Kirche, deren Mitglieder man zu höchstens 500000 rechnet. Die Katholiken bilden drei Viertel der Volksmenge. In dem nördlichen und nordöstlichen Theile von Ulster sind die Presbyterianer zahlreicher als die bischöfliche Kirche. Die Katholiken sind am zahlreichsten in Connaught, Munster und im nordwestlichen Ulster. Der drückendste Theil der den bischöflichen Geistlichen zugewiesenen Einkünfte sind für die Anhänger anderer Glaubensparteien die Zehnten, welche der größte Theil des Bodens entrichten muß, und auf diese Weise haben Katholiken und Presbyterianer nicht nur die bischöflichen Pfarrer, deren Sprengeln sie zugetheilt sind, sondern auch ihre eigenen Geistlichen zu erhalten. Die katholische Kirche steht unter einem Erzbischofe und mehren Bischöfen. Die Zahl der katholischen Geistlichen beläuft sich auf 2000, die der presbyterianischen auf 240, wozu noch 145 von andern Glaubensparteien kommen. Für die Erziehung des Volks fehlt es noch an hinlänglichen Anstalten, obgleich man die schon unter Jakob II. errichteten Freischulen seitdem vermehrt hat, da die Zwietracht und Eifersucht zwischen Protestanten und Katholiken vielen Verbesserungsversuchen im Wege stehen. Eine mit reichen Mitteln versehene Universität hat J. zu Dublin und eine von dem Staate erhaltene katholische höhere Lehranstalt zu Maynooth. Der Unterricht in den Elementarschulen wird noch häufig von wandernden Lehrern besorgt. An der Spitze der vollziehenden Gewalt steht der in Dublin wohnende Statthalter (Lordlieutenant), dessen erster Secretair die Verwaltungsgeschäfte führt. Er steht unter dem brit. Ministerium, dem auch

ein Kanzler für J. beigesellt ist. Seit der Union wird J. im brit. Reichsparlament durch 28 Peers und vier Bischöfe im Oberhause und im Unterhause von einer durch die Reformbill auf 105 vermehrten Anzahl gewählter Abgeordneter der Grafschaften und Städte vertreten. Dazu wählen in den 32 Grafschaften 60607 Wähler 64 und in 34 Städten und Flecken 31545 Wähler 41 Mitglieder.

Die ersten bekannten Bewohner des Landes waren Galen (s. Kelten), die während der Eroberungen der Römer in Gallien und Britannien hier Zuflucht suchten und ihr Volksthum in Reinheit erhielten. Die Galen gaben der Insel den Namen Erin, d. i. die westliche Insel, woraus die Griechen Jerne, die Römer Hibernia bildeten. In dem langen Zeitraume, wo Britannien röm. Provinz war, fehlen über J. fast gänzlich die geschichtlichen Nachrichten. Die zahlreichen irländ. Chroniſten, die indeß nicht vor dem 10. Jahrh. schrieben, haben diese frühe Epoche mit den abenteuerlichsten Sagen ausgefüllt. Ihrer Stammverwandtschaft wegen wurden die Irländer gegen das 4. Jahrh. Scoten genannt, und noch bis ins frühe Mittelalter hinein nennen die abendländ. Schriftsteller die Insel Großschottland (Scotia major). Die alten Iren lebten stammweise unter erblichen Häuptlingen, besaßen Grund und Boden gemeinschaftlich und cultivirten fast ausschließend die Viehzucht. Ums J. 430 verbreitete unter ihnen der Glaubensprediger Patrick, ein geborener Schotte, das Christenthum und machte die Schreibekunst und gelehrte Kenntnisse einheimisch. Die Ruhe, welche die Insel genoß, während Südeuropa von german. Horden verwüstet wurde, begünstigte die Entwickelung eines gelehrten Mönchthums. Schon seit dem 6. Jahrh. wurde J. der Sitz abendländ. Gelehrsamkeit; aus seinen Klosterschulen gingen die Apostel des Festlandes hervor, deren Spuren in den sogenannten Schottenklöstern noch vorhanden sind. Diese Mönchsbildung, die wol wenig auf das Volk selbst wirkte, erlosch, als mit dem 9. Jahrh. die Normänner auf ihren Streifereien auch J. heimsuchten. Im J. 835 eroberten dän. Seeräuber die ganze Insel und zerstörten Kirchen und Stifte. Zwar wurden die Dänen, von den Eingeborenen Ostmänner genannt, im folgenden Jahre verjagt; allein 849 kehrten die Fremdlinge, von einem Häuptlinge in den innern Fehden zu Hülfe gerufen, um so zahlreicher zurück, ließen sich auf der östlichen Küste nieder und gründeten 851 das spätere Dublin. Um 853 kam ein norweg. Eroberer, Olav, nach J., der sich zum Oberkönig aller angesessenen Normänner aufwarf und auch die Eingeborenen zinspflichtig machte; Waterford und Limerick wurden von seinen Brüdern, Sitric und Ivor, gegründet. Erst zu Anfange des 12. Jahrh. schüttelten die irländ. Dänen das norweg. Joch wieder ab. Nachdem seit Mitte des 10. Jahrh. auch die Ostmänner das Christenthum angenommen, wurde 1152 auf der großen Kirchenversammlung zu Drogheda die irländ. Gesammtkirche dem päpstlichen Stuhle unterstellt und unter den vier Erzbisthümern das schon von Patrick gegründete Armagh zum Primat erhoben.

Um diese Zeit fingen auch die Normänner in England an, ihre Augen auf J. zu richten. Die Insel zerfiel damals, mit Ausnahme der von den Ostmännern bewohnten Küstenstriche, in vier Königreiche, Leinster, Munster, Ulster und Connaught, deren jedes wiederum in einander untergeordnete, von abhängigen Häuptlingen regierte Stammgebiete getheilt war. Ein Oberkönig übte eine beschränkte Lehensherrlichkeit über das Ganze. Häufige Kriege untereinander und gegen die Ostmänner, die immer als Feinde betrachtet wurden, hielten die Eingeborenen in großer Verwilderung und machten sie gegen ausländische Eroberer schwach. Dermod, Fürst von Leinster, hatte O'Rourke, einem untergeordneten Stammhäuptling von Meath, die Gemahlin geraubt, war deshalb mit Hülfe des Oberkönigs, Roderich O'Connor, von seinen Besitzungen vertrieben worden und suchte 1167 in England Schutz und Hülfe. König Heinrich II. (s. d.), der seit längerer Zeit die Eroberung J.s im Einverständnisse mit Papst Hadrian IV. beschlossen hatte, vermochte zwar augenblicklich die Gelegenheit nicht zu ergreifen, erlaubte aber seinen engl. Vasallen, den Dermod zu unterstützen. Im J. 1169 landeten daher auf J. die engl. Barone Rob. Fitz-Stephen und Mor. Fitz-Gerald mit geringer Mannschaft und setzten Dermod in Meath wieder ein. Dermod, der seinen Verbündeten die Stadt Wexford abtrat, hoffte nun die ganze Insel zu unterwerfen und verband sich zu dem Zwecke noch mit dem Grafen Strongbow von Pembroke, der 1170 ebenfalls nach J. kam und den Ostmännern Waterford und Dublin ent-

riß. Nun erschien auch Heinrich II., auf das Glück seiner Barone eifersüchtig, im Oct. 1171 mit 400 Rittern und 4000 Kriegsleuten in Person in J. und besetzte zunächst Waterford. Da er seine Eroberung auf eine päpstliche Bulle stützte, fiel ihm besonders die Geistlichkeit zu. Auch die Fürsten von Leinster und Munster unterwarfen sich der engl. Oberherrlichkeit, während Roderich von Connaught in Verbindung mit den andern Häuptlingen der Fremdherrschaft den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte. Heinrich nahm Dublin mit dem ganzen Küstenstriche, verlieh die Ländereien an seine Barone und führte engl. Recht und Verfassung ein. Dieses eroberte Gebiet wurde die Mark (the pale) genannt. Endlich verstand sich auch im Oct. 1175 Roderich zu einem Vergleich, demzufolge J. eigentlich getheilt wurde. Heinrich behielt den südöstlichen Theil; Roderich nahm den nördlichen, wurde aber dabei wegen Connaught Vasall der engl. Krone und überhaupt tributpflichtig. Dieser Friede bestimmte das Schicksal der Insel auf Jahrhunderte. Zunächst setzten sich die engl. Barone mit Gewalt in das verliehene Land, vertrieben die eingeborenen Häuptlinge und wurden der Gegenstand des glühendsten Hasses. Bald sahen auch, in Folge des wenig bestimmten Vergleichs, die Engländer die Insel überhaupt als ihr Eigenthum an und drangen, wiewol vereinzelt und auf gut Glück, in das Innere vor. Die Kriege mit den Eingeborenen, die Willkür, Herrschsucht und die Kämpfe der Barone untereinander, die argwöhnischen Besorgnisse und verkehrten Verwaltungsmaßregeln des noch schwachen Königthums machten J. fortgesetzt zu einem Schauplatze der Zwietracht, Unordnung und Verwilderung. Zwar geschahen allmälig Annäherungen zwischen den Eingeborenen und den Fremdlingen. Schon um die Mitte des 13. Jahrh. unterwarfen sich viele irische Häuptlinge unmittelbar der engl. Krone, womit sie in das Verhältniß der Barone traten und die frühern Stammländereien nebst ihren Stammgenossen zu Eigenthum erhielten. Allein diese Verschmelzung, welche die Könige begünstigten, fand den härtesten Widerstand an den engl. Ansiedlern, die dadurch die Gelegenheit zu Raub und Eroberung einbüßten. Als sich Rob. Bruce die schot. Krone angeeignet, suchten auch irische Häuptlinge seinen Beistand. Sein Bruder Eduard landete 1315 mit einem Heere und wurde von den Iren zum Könige erhoben; aber nach dreijährigem Kampfe, der die Insel furchtbar verwüstete, fiel er gegen die Engländer, worauf grenzenlose Verwirrung und Gesetzlosigkeit eintraten. Raubsüchtige Engländer arteten selbst in rohe Iren aus und legten ihr Recht und ihre Sitte ab, weil nach der Rechtsgewohnheit der Eingeborenen Raub und Mord höchstens einer Geldbuße unterlagen. Das Mittel, das die engl. Machthaber dagegen ergriffen, verhinderte jede Vereinigung der Nationalitäten und verewigte den Kriegszustand mit den Eingeborenen. Ein Gesetz nämlich vom J. 1367 erklärte die Iren für Feinde und verbot bei Strafe des Hochverraths, den Engländern, sich mit Eingeborenen zu verheirathen und deren Sprache und Sitten anzunehmen. Während des Kriegs der Beiden Rosen (s. Großbritannien) waren in J. die Anhänger des Hauses York übermächtig. König Heinrich VII (s. d.) sendete deshalb ein Heer und einen neuen Statthalter nach J., um die fast unabhängigen Barone zu unterwerfen. Die Verfassung, insoweit nämlich das Land den Engländern unterworfen war, erhielt 1495 durch die nach dem Statthalter benannte Poyningsacte eine neue Grundlage, die eigentlich bis in die neuere Zeit geblieben ist. Das irländ. Parlament, in dem die angesessenen Engländer Sitz und Stimme hatten, durfte sich fortan nur mit Bewilligung des Statthalters versammeln und mußte die Gesetzvorschläge vor ihrer Verhandlung erst der Regierung zur Einsicht vorlegen. Wiewol mit der Erstarkung des Königthums sich nun auch die Verwaltung in J. kräftiger gestaltete, so geschah doch für die Urbewohner nichts, und der Druck und die Härte, womit man denselben begegnete, erhielten sie in Erbitterung, Roheit und wilder Unabhängigkeit.

Zu Anfange des 16. Jahrh. war unter solchen Umständen noch der größte Theil der Insel den Engländern nicht unterworfen, obschon man sich daran gewöhnt hatte, das ganze Land als eine engl. Eroberung zu betrachten. Die Iren lebten nach alter Verfassung unter ihren Stammhäuptlingen und glichen nach Sitte und Lebensart den Wilden. Heinrich VIII. (s. d.) suchte die kirchlichen Neuerungen, die er in England eingeführt, auch in J. heimisch zu machen; allein die Häuptlinge, selbst viele engl. Lehensleute, widersetzten sich seinem Unternehmen und unterwarfen sich dem königlichen Willen nur gezwungen. Nicht

nur, daß die Iren in dem dürftigsten Zustande geistiger Bildung lebten, sondern auch der Umstand, daß die Reformation von ihren Feinden, den Engländern, ausging, kettete sie um so fester an ihren alten Glauben. Besonders nährten die seit 1541 in die Insel eingedrungenen Jesuiten den Haß gegen den abgefallenen König. Heinrich VIII. suchte zwar seine Macht dadurch zu verstärken, daß er sich am 23. Jan. 1542 von dem irländ. und engl. Parlament zum König von J. erheben ließ, aber für die Verbesserung der socialen Zustände des Volks that er nichts. Die Reformation, die unter ihm und seinem Sohn Eduard VI. in den engl. Bezirken nur schwache Wurzel gefaßt, wurde daher unter der Königin Maria I. (s. d.) mit Leichtigkeit ausgerottet. Als Elisabeth (s. d.) 1558 den engl. Thron bestieg, gedachte sie anfangs den Glauben der Iren zu schonen, bis sie die Anfeindungen des Papstes und der katholischen Partei bewogen, auch in J. die Reformation herzustellen und das ganze katholische Kirchenvermögen zu Gunsten des neuen Klerus einzuziehen. Schon seit 1560 begannen in Folge dieses Gewaltstreichs fortgesetzte Empörungen, deren Urheber engl. Flüchtlinge, der Papst und der span. Hof waren. Der Statthalter Sir John Perrot suchte die Königin für durchgreifende Reformen und eine sorgfältige Entwickelung des Landes zu stimmen; allein die engl. Großen hielten dies für gefährlich und für zu kostspielig. Die Einkünfte aus J. betrugen freilich für die Krone nur ungefähr 6000 Pf. St., und die Königin mußte gewöhnlich noch jährlich 20000 Pf. hinzulegen, um durch ein schwaches, schlecht bezahltes Truppencorps nur einigermaßen die Oberherrschaft über die Insel zu behaupten. Von jeder Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen, traten damals die Iren häufig in span. und franz. Kriegsdienste und kehrten mit dem Waffenhandwerke vertraut zurück. Diesen Vortheil benutzte ein kühner, erfahrener Häuptling, Hug O'Niele, den die Königin zum Grafen von Tyrone erhoben hatte, und begann unter span. Aufmunterung 1595 einen Aufstand, der die Befreiung der Insel vom engl. Joche zum Zwecke hatte und reißende Fortschritte machte. Die Königin schickte im März 1599 endlich ihren Günstling, den Grafen von Essex (s. d.), mit einem Heere von 22000 M. nach J.; doch Essex vermochte wenig auszurichten, schloß mit Tyrone einen Waffenstillstand und entfernte sich eigenmächtig, worauf die Empörung wieder losbrach. Hierauf wurde Lord Mountjoy zum Statthalter ernannt, der mit bedeutenden Streitkräften in wenigen Monaten die blutige Unterwerfung des Landes vollendete. Als jedoch am 23. Sept. 1601 4000 Spanier unter Aquila, der den Titel eines Wiederherstellers des Glaubens annahm, bei Kinsale, und bald darauf ein anderes Heer unter Ocampo im südlichen Theile landeten, griffen die Iren wieder zu den Waffen. Tyrone vereinigte sich mit Ocampo; beide wurden aber am 24. Dec. 1601 vor Kinsale von Mountjoy mit großem Verluste geschlagen. Die Spanier zogen hierauf im Jan. 1602 vertragsmäßig ab und Tyrone mußte sich freiwillig ergeben. Als Elisabeth starb, war ganz J. der engl. Krone unterworfen. Die Unterdrückung des Aufstandes hatte aber einen Theil der Urbewohner hingerafft und zu massenhaften Confiscationen von Grund und Boden geführt, die das Misverhältniß begründeten, an dem die Insel noch gegenwärtig leidet. Mehr als 600000 Morgen urbaren Landes waren von der Krone den irischen Häuptlingen und ihren Stammverwandten entrissen und zum größten Theil an engl. Colonisten vertheilt worden.

König Jakob I. (s. d.) faßte nun den Plan, die Lage J.s durch politische Reformen zu verbessern. Er wollte zuvörderst die Willkür der irischen Häuptlinge, die im Laufe der Zeit eigentlich engl. Barone geworden, brechen und die Iren überhaupt zu freien, persönlich berechtigten Männern, gleich den Engländern, machen. Zu diesem Zwecke begann er jedoch wieder mit Confiscationen. Er verlangte von jedem irischen Großen den Lehenbrief, der sein Besitzrecht begründete, und war die Urkunde nicht vorhanden, oder entdeckte man nur einen Formfehler, so zog man die Güter zu Gunsten der Krone ein. Von 800000 Morgen Landes, die auf diese Weise dem Könige im Norden der Insel anheimfielen, wurde der beträchtlichere Theil der irischen Bevölkerung gänzlich entzogen und an Schotten oder engl. Speculanten verkauft, welche die Stadt Londonderry gründeten. Die sonst trefflichen Anstalten, welche Jakob zur Civilisirung der Insel machte, konnten in der Folge diese Ungerechtigkeit nicht ausgleichen. Er theilte J. in Kirchspiele ein, hob die rohen irischen Rechtsgewohnheiten auf, führte das engl. Recht ein und erklärte alle Bewohner J.s für

freie Bürger. Ein irisches Nationalparlament, das sich 1615 zum ersten Male versammelte und dem also auch irische Große beiwohnten, mußte diese Verordnungen bestätigen. Unter den 25 Lords jedoch, die mit 25 protestantischen Bischöfen das Oberhaus bildeten, befanden sich sehr wenige Katholiken, und von den 226 Mitgliedern des Unterhauses waren 125 Protestanten. Überdies blieben die Katholiken, zufolge des Supremateides, der den König als kirchliches Oberhaupt bezeichnete, von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Der Papst hingegen ermunterte die Eidesweigerer (recusants) zur Standhaftigkeit und führte, neben der protestantischen Kirche, eine neue katholische Hierarchie über die ganze Insel ein. Zu diesem kirchlichen Zwiespalt, der hierdurch wieder eine feste Stütze erhielt und der von den im Auslande gebildeten Priestern auf das heftigste unterhalten wurde, gesellte sich während der Regierung Karl's I. noch das politische Zerwürfniß. Unter den engl. Ansiedlern gewannen die religiösen und politischen Grundsätze der Puritaner (s. d.) täglich mehr Anhänger und richteten sich gegen das Königthum überhaupt. Die Iren aber empörte die Härte, womit der Statthalter Strafford (s. d.) das nationale Element behandelte, indem er unter mancherlei Vorwänden die Confiscationen fortsetzte, ja sogar die ganze Provinz Connaught in königliches Eigenthum zu verwandeln suchte. Da entschlossen sich die Iren, die Verwickelungen des Königs mit Schottland und England zu nützen und das brit. Joch mit Gewalt abzuwerfen. Zudem bestand das zahlreiche, gegen die Schotten zusammengezogene Heer der Insel fast ganz aus eingeborenen Irländern. Ein gewisser Roger More, aus altirischer Familie, entwarf zuerst den Plan zum Aufstande, über dessen Ausführung er mit Lord Maguire und dem Ritter O'Neale, die beide Nachkommen alter Stammhäuptlinge waren, in Unterhandlung trat. Bald verbreitete sich unter den irischen Familienhäuptern eine Verschwörung, von der die engl. Protestanten nichts ahneten. Am 23. Oct. 1641 griff O'Neale in der Provinz Ulster zu den Waffen, deren Bevölkerung zum Theil heimatlos in den Wäldern und Morästen umherirrte. Der Plan an sich war auf eine politische Revolution, aber keinen Religionskrieg gerichtet. Allein die fanatische Priesterschaft riß das Volk zu einem fürchterlichen Morden hin, sodaß in wenigen Tagen auf verschiedenen Punkten der Insel 40—50000 protestantische Engländer gemordet wurden und noch mehr auf der Flucht umkamen. Diese Blutthat wurde von den Engländern dem bedrängten Könige zur Last gelegt und übte auf den Gang der beginnenden Staatsumwälzung einen wesentlichen Einfluß. Karl I. mußte die Bestrafung der irischen Rebellen dem engl. Parlamente anheimstellen, das sogleich zur Ausrüstung eines Heers 2,500000 Morgen irischen Grund und Bodens confiscirte. Der Rachezug jedoch unterblieb, weil der Kampf des Parlaments gegen die königliche Macht selbst begann. Der Marquis von Ormond suchte als königlicher Statthalter während des Bürgerkriegs die Sache seines Herrn in J. aufrecht zu erhalten und schloß 1646 unter Zusicherung von Amnestie und Religionsduldung mit den katholischen Iren einen Frieden, in welchem die letztern dem Könige Karl I. ein Hülfscorps von 10000 M. versprachen. Der päpstliche Nuntius Rinuccini wirkte zwar diesem Bündnisse entgegen, sodaß Ormond J. verlassen und die festen Plätze den Parlamentstruppen ausliefern mußte; allein nach Vertreibung des Nuntius erneuerten die Iren ihren Vertrag und Ormond bildete ein bedeutendes Heer von Eingeborenen, mit dem er den Parlamentstruppen manchen Abbruch that. Nach der Hinrichtung Karl's I. standen die katholischen Iren im Begriff, auf Ormond's Betrieb den Prinzen von Wales als Karl II. (s. d.) zum Könige anzunehmen. Das republikanische Parlament ernannte darum Cromwell zum Lordlieutenant von J., der am 15. Aug. 1749 in J. mit einem bedeutenden Heere landete, das mit seinem Führer im politischen und religiösen Fanatismus wetteiferte. Cromwell nahm ohne Verzug die Städte Drogheda und Werford mit Sturm und ließ die Bevölkerung ohne Unterschied niederhauen. Die Iren wurden dadurch von solchem Schrecken ergriffen, daß sie meist ihre festen Plätze freiwillig aufgaben und in die Moräste entflohen. Binnen neun Monaten hatte Cromwell unter Blutvergießen fast die ganze Insel unterworfen, worauf er den Oberbefehl seinem Schwiegersohn Ireton (s. d.) überließ, der das auf die völlige Ausrottung der Katholiken gerichtete Blutwerk fortsetzte. An 40000 waffenfähige Iren, die ihren Unterdrückern hätten gefährlich werden können, mußten die Insel verlassen und traten in span. und franz. Dienste.

Die bürgerlichen Angelegenheiten des Landes wurden fortan von einer engl. Commission verwaltet. Da aber bei allem Wüthen die katholischen Iren zahlreich blieben und ihren Glauben nicht aufgaben, so beschloß Cromwell, das ganze, zum Theil in den Wäldern und Sümpfen versteckte Volk nach den westlind. Inseln zu deportiren, was sich jedoch als unmöglich erwies. Der Protector erließ hierauf den Befehl, die sämmtlichen Iren von ihrem Grund und Boden nach der westlichen Insel, in das frühere Königreich Connaught, zu drängen und unter Aufsicht der protestantischen Bevölkerung in die festen Städte einzuschließen. Bei aller Barbarei, die man anwendete, konnte auch dieser Plan nur theilweise ausgeführt werden. Das urbare Land, das dessenungeachtet frei wurde, erhielten Soldaten und engl. Colonisten, während Hunderttausende von Eingeborenen umherirrten und in den Morästen durch Hunger und Frost umkamen.

Die Restauration des Königthums änderte im Ganzen die unglückliche Lage der katholischen Iren wenig. Karl II. (s. d.) stellte zwar die Religionsverfolgung ein, aber die Protestanten behielten die den Eingeborenen entrissenen Güter. Nur einige Iren, die noch vermögend genug waren, einen weitläufigen Rechtsstreit zu beginnen, gewannen auf diesem Wege ihren Grundbesitz wieder. Die katholische Reaction, welche mit der Thronbesteigung Jakob's II. (s. d.) begann, erregte unter den Iren große Freude. Nachdem Jakob die Krone verloren, erschien er zu Anfange des J. 1689 mit einem franz. Corps von 5000 M. in J. Die Katholiken strömten ihm scharenweise zu; bald war sein Heer auf 38000 M. angewachsen, und die engl. Truppen verloren alle Plätze bis auf Londonderry und Inniskilling. Gegen 2400 protestantische Grundbesitzer mußten dabei ihre Güter den Katholiken abtreten. Doch im Frühjahre 1690 landete König Wilhelm III. (s. d.) mit einem bedeutenden Corps und schlug das katholische Heer entscheidend am 1. Juli am Boynefluss unweit Drogheda und am 13. Juli 1691 bei Aughrim. Der Aufstand war hiermit zu Ende und die Insel der neuen Dynastie fast ganz unterworfen. Im Aug überlieferten die Katholiken ihren letzten Platz, Limerick, wobei mit dem engl. General Ginkel ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem die katholischen Iren freie Religionsübung, wie dieselbe unter Karl II. bestanden, erhalten sollten. Über 12000 Irländer, die für Jakob gekämpft hatten, gingen in freiwillige Verbannung. Durch einen Beschluß des engl. Parlaments wurden jetzt nochmals 1,060,000 Morgen Landes confiscirt und an Protestanten vertheilt. In den Städten aber bildeten die Protestanten zur Aufrechthaltung des dynastischen Interesses sogenannte Oranische Gesellschaften (s. Orangemen), die mit fanatischem Eifer die katholische Bevölkerung verfolgten und bedrückten. Um jede Regung des katholischen und nationalen Elements niederzuhalten, wurden überdies barbarische Strafgesetze gegen den Katholicismus, die sogenannten Penal laws, eingeführt. Nach diesen Gesetzen mußten die höhern kirchlichen Würdenträger die Insel verlassen; niedere Priester durften nicht aus ihren Grafschaften weichen; der katholische Unterricht war gleich den öffentlichen Zeichen des Cultus verboten; kein Katholik konnte ein öffentliches Amt bekleiden, Grundeigenthum erwerben, eine Ehe mit Protestanten eingehen, frei testiren u. s. w. Eine besondere Verfügung gebot sogar den Katholiken, nur Pferde im Werthe von fünf Pf. St. zu reiten; im Übertretungsfalle hatte jeder Protestant das Recht, dem Eigenthümer das Pferd für fünf Pf. abzunehmen. Obschon diese Gesetze von den protestantischen Beamten nicht immer streng gehandhabt wurden, so nährten sie doch bittern Haß und feuerten zu verzweifelten Befreiungsentwürfen an. Aus Furcht vor diesen Regungen suchte das engl. Parlament endlich die Quellen des irländ. Nationalreichthums, der sich besonders in der Wollmanufactur zu entwickeln begann, zu unterdrücken. Alle irländ. Natur- und Kunsterzeugnisse wurden mit so starken Ausgangszöllen belegt, daß die Maßregel dem Verbote gleichkam. Schon seit 1695 hatte das irländ. Parlament die Aufhebung der Poyningsacte, mithin seine legislative Unabhängigkeit, verlangt. Dieser Anspruch wurde 1719 unter der Regierung Georg's I. (s. d.) vom brit. Parlament zurückgewiesen, die Gültigkeit der Acte erneuert und 1727 den irländ. Katholiken sogar das Stimmrecht bei Parlamentswahlen genommen. Mehr als drei Jahrzehnde verharrten nun die Irländer in dumpfer Unterwerfung. Als sich ihre Hoffnungen bei dem Aufstande der Jakobiten (s. d.) in Schottland vom J. 1745 belebten, fand sich die Regierung zu Milderungen geneigt, kehrte

aber nach der Schlacht von Culloden (s. d.) sogleich zur Strenge zurück. Der Druck der protestantischen Grundherren und Pfarrer rief jetzt allmälig unter den katholischen Iren jene in der neuern Geschichte der Insel wichtigen Verbindungen der Defenders (s. d.) hervor. Ums J. 1760 traten die Whiteboys, d. i. weiße Burschen (von den Hemden, die sie über den Kleidern trugen), auf. Es waren brotlose Tagelöhner, Arbeiter, ausgesetzte Pächter, die sich des Nachts versammelten, um harte Grundherren, Pfarrer, Agenten, Beamte zu strafen oder zu morden, worauf sie gewöhnlich wieder geheimnißvoll verschwanden. Kein Ire durfte, ohne daß er ihre Rache empfunden, gegen sie vor Gericht zeugen, was sie besonders unerreichbar machte. Neben ihnen erschienen 1763 die Hearts of oak, d. i. Eichenherzen, die sich gegen die drückenden Straßenbaufrohnden auflehnten. Im Ganzen änderte diese rohe Selbsthülfe die Lage des Landes nicht. Erst mit dem Freiheitskampfe der nordamerikan. Colonien nahm das Volk einen allgemeinen Aufschwung und nöthigte der bedrängten Regierung einige Zugeständnisse ab. Die Strafgesetze wurden mit Zustimmung des brit. Parlaments 1778 gemildert; Katholiken durften hiernach Pachtcontracte auf 999 Jahre schließen. Da Frankreich mit Angriffen auf die irische Küste drohte und das Land von Truppen fast entblößt war, so nahmen die Irländer Gelegenheit und stifteten 1779, zuerst in Belfast, angeblich zum Schutze des Landes, ein Corps irischer Freiwilliger (Irish voluntaries), das nach zwei Jahren 50000 M. zählte. Das Volk begann hiermit seine Stärke zu fühlen. Die Freiwilligen entwarfen mit den Waffen in der Hand Petitionen, und die Regierung gerieth um so mehr in Furcht, als sich auch die irländ. Protestanten zu den Katholiken schlugen und gemeinsam eine Reform des politischen Zustandes foderten. Man verlangte völlige Befreiung des irländ. Handels, die Aufhebung der Strafgesetze, vor Allem aber die Selbständigkeit des irländ. Parlaments und eine Reform des mit unglaublichen Misbräuchen behafteten Wahlgesetzes. Um einen allgemeinen Aufstand zu verhindern, sah sich das engl. Parlament 1782 genöthigt, die Poyningsacte abzuschaffen und den Irländern die legislative Unabhängigkeit zu gestatten. Zugleich wurden die Strafgesetze gegen die Katholiken, wenn auch nicht ganz abgeschafft, doch wieder bedeutend gemildert. Dieselben durften nun Grundbesitz erwerben, Schulen errichten und ihre Religionsgebräuche freier ausüben. Besonders drückend waren für die Katholiken die Zehnten, die sie allenthalben an die protestantischen Pfarrer entrichten mußten, während sie überdies noch für ihr eigenes Kirchenwesen zu sorgen hatten. Die Härte, mit welcher viele Pfarrer diesen Zehnten von den armen Pächtern eintrieben, brachte 1786 einen geheimen Verein zuwege, dessen Mitglieder sich Rightboys, d. i. Rechtsburschen, nannten. Diese Verbündeten rächten ihre Landsleute an den Pfarrern, nahmen dem Volke das eidliche Versprechen ab, den Zehnten gar nicht oder nur zu einem bestimmten Betrage abzuführen, und bestraften die Wortbrüchigen. Streitigkeiten um die protestantischen Kirchengefälle nahmen seitdem zu Zeiten den Charakter eines kleinen Kriegs an.

Der Ausbruch der franz. Revolution konnte wol nirgend einen größern Widerhall finden als in dem Jahrhunderte hindurch von seinen Gewalthabern gemishandelten J. Die Begeisterung, die Hoffnungen und die Entwürfe, welche auftauchten, waren ausschweifend. Aus den Freiwilligen, die sich jedoch schon seit mehren Jahren aufgelöst hatten, trat im Nov. 1791 zu Dublin der Bund der Vereinigten Irländer (United Irishmen) zusammen, an dem auch viele Protestanten Theil nahmen. Der Verein hatte den angeblichen Zweck, die Grundsätze und Ereignisse der franz. Revolution zu verbreiten und zu besprechen; insgeheim aber betrieb er die Einleitung einer Revolution, welche J. in eine unabhängige Republik verwandeln sollte. Man war mit dem franz. Nationalconvent in geheime Verbindung getreten, arbeitete an der Wiederbewaffnung der Freiwilligen, und das Erscheinen eines franz. Heers sollte das Zeichen zum allgemeinen Aufstande sein. Die Katholiken benutzten die Verlegenheit der brit. Regierung für sich und foderten 1792 auf einer großen Versammlung zu Dublin völlige Rechtsgleichheit mit den Protestanten. Das brit. Parlament suchte den Sturm zu beschwören, indem es die Hindernisse gegen irländ. Handel und Gewerbthätigkeit, sowie die berüchtigten Penal laws, bis auf wenige Reste aufhob. Die Katholiken erhielten das Recht der Sachwalterschaft vor Gericht und durften von nun an auch Ehen mit Protestanten schließen. Im J. 1793 schaffte man die

Strafen ab, in welche Katholiken verfielen, wenn sie am Sonntage nicht die protestantische Kirche besuchten; auch wurde ihnen das Recht der Theilnahme an den Parlamentswahlen, ohne doch selbst wahlfähig zu sein, und die Zulassung zu Ämtern niedern Ranges verstattet. Da weitere Foderungen unerfüllt blieben, so ließ der Bund seine revolutionairen Absichten um so kühner hervortreten, und die Regierung beschloß endlich die Bewegung mit Gewalt zu dämpfen. Die seit 1782 in J. eingeführte Habeas-Corpus-Acte wurde aufgehoben, in die Städte eine starke Besatzung gelegt, der Bund aber aufgelöst und entwaffnet. Im Vertrauen auf die franz. Hülfe ließen sich jedoch die Verschworenen nicht entmuthigen. Endlich im Dec. 1796 erschien an der irländ. Küste eine bedeutende franz. Flotte mit 25000 M. Landungstruppen unter dem General Hoche (s. d.), die jedoch in Folge widriger Zufälle und der Ungeschicklichkeit der Befehlshaber unverrichteter Sache umkehren mußte. Die brit. Regierung schärfte nun ihr Verhalten und stellte die ganze Insel unter Kriegsrecht, was die Irländer besonders erbitterte. Der Bund trat 1797 zu neuer, geheimer Thätigkeit zusammen und gewann eine höchst geschickte, militairische Organisation. An der Spitze stand ein Directorium von fünf Männern, deren Namen nur den Geschäftsführern der vier Provinzialausschüsse bekannt waren. Schon zählte der Bund über 500000 Verschworene, als im Jan. 1798 die Regierung von einem verrätherischen Mitgliede vollständigen Aufschluß erhielt. Ungeachtet dieser Entdeckung und der Verhaftung mehrer Häupter, brach der Aufstand im Mai auf mehren Punkten des Landes los. Doch waren es meist nur Katholiken, die eine blutige Rache an den Orangemännern begannen; eine bedeutende Militairmacht verhinderte die völlige Entwickelung der Empörung. Bewegliche Colonnen durchzogen die Insel und erstickten den Aufstand im eigentlichen Sinne in Blut. Die Anführer ergriffen die Iren und ließen sie ohne Weiteres aufhängen; die Gesammtzahl der Getödteten betrug gegen 30000, darunter viele von den Katholiken ermordete Protestanten. Kaum war das Blutbad vorüber, so erschien im Aug. 1798 ein franz. Geschwader unter Savary und setzte ein Corps von 1060 M. unter Befehl des General Humbert in der Killalabai an die irische Küste. Große Scharen von Iren zogen den Franzosen zu; allein die brit. Truppenmacht hielt einen allgemeinen Aufstand darnieder und sämmtliche Insurgenten mußten sich ergeben. Eine andere franz. Expedition, die unter Bonaparte und dem General Hadry mit 3200 M. und bedeutenden Waffenvorräthen sich im Sept. der Küste näherte, wurde von dem brit. Admiral Warren aufgefangen und fast ganz genommen. Noch mehre andere franz. Landungsversuche bis in den Nov. scheiterten ebenfalls. Die brit. Machthaber faßten nach dieser Katastrophe den Entschluß, eine Vereinigung des irländ. Parlaments mit dem britischen einzuleiten; denn die Selbständigkeit der Gesetzgebung mußte nothwendig den Unabhängigkeitssinn der Irländer nähren und konnte leicht dahin führen, daß neue Revolutionsversuche eine rechtliche Autorität erhielten. Der erste Antrag, den man dem irländ. Parlamente 1799 machte, wurde mit Unwillen verworfen. Die brit. Regierung nahm hierauf ihre Zuflucht zur Bestechung. Die verrotteten Flecken, von denen die Mehrzahl der irländ. Parlamentssitze abhing, wurden ihren Eigenthümern mit Golde aufgewogen. Die Regierung erkaufte die Stimme jedes Besitzers mit mehr als 20000 Pf., wozu das brit. Parlament unter dem Titel einer Entschädigung ungefähr 1,600000 Pf. bewilligte.

Durch diese Operation kam am 26. Mai 1800 die legislative oder die sogenannte Finalunion zwischen J. und Großbritannien mit großer Stimmenmehrheit zu Stande. J. sollte fortan 32 gewählte Lords und Peers, darunter vier Bischöfe, ins brit. Oberhaus, 100 Deputirte der Grafschaften, Städte und Flecken ins Unterhaus senden. Ferner sollten die Irländer mit den Briten gleiche Rechte und Freiheiten genießen und zwischen beiden ein völlig freier Verkehr stattfinden. J. verpflichtete sich dagegen, für die ersten 20 Jahre zwei Fünfundzwanzigtheile der gesammten Staatslasten zu tragen. Mit dem J. 1801 trat dieses Vereinigte Parlament ins Leben. Um die Masse zu gewinnen, hatte der Minister Pitt (s. d.) auch eine völlige politische Emancipation der Katholiken (s. d.) versprochen; aber der bigote Georg III. (s. d.) war zu diesem Zugeständniß nicht zu vermögen. Die schon ausgearbeitete Acte kam gar nicht zur Verhandlung. Die irländ. Katholiken waren über diesen Wortbruch heftig erbittert; sie begannen schon 1802 zu Dublin zu

einem großen katholischen Verein (Catholic association) zusammenzutreten, der sich die Durchführung der Emancipation zum Zweck setzte. Dieser Verein bildete im Laufe eines Jahrzehnds den Mittelpunkt aller irischen Angelegenheiten und erlangte eine unbedingte Herrschaft über die Gemüther der Katholiken. Die ungemeine Thätigkeit, die er entwickelte, als sich seit 1812 im Parlamente mehrfache Theilnahme an dem Schicksale J.'s zeigte, rief dagegen auch die frühern Orangelogen und die alten Reibungen zwischen Katholiken und Protestanten ins Leben, sodaß die Ruhe der Insel wiederholt gestört wurde. Als 1825 die Regierung beide Verbindungen auflöste, gab O'Connell (s. d.) der katholischen Association zwar eine neue Gestalt, doch setzte sie ihre eigentliche Wirksamkeit fort. Erst als nach Canning's (s. d.) Tode, im J. 1827, der Herzog von Wellington (s. d.) das Staatsruder übernahm, verließ J. seine ruhige Haltung und gerieth in die heftigste Bewegung. Die Association organisirte sich wieder durch alle Grafschaften und übte vornehmlich ihren Einfluß auf die Wahlen, welche von den kleinen Landwirthen entschieden wurden. Alle Katholiken mußten eine Abgabe zahlen, um die Vereinszwecke zu fördern und die von protestantischen Grundherren ausgesetzten Pächter zu unterstützen. Unter dem Namen von Braunschweigclubs entstanden nun abermals protestantische Gesellschaften und damit so heftige Zwistigkeiten, daß auf der Insel jeden Augenblick ein Bürgerkrieg auszubrechen drohte. Die katholischen Bauern scharten sich zu Tausenden und durchzogen das Land, was hingegen auch bewaffnete Versammlungen der Protestanten veranlaßte. Die Häupter der Association, indem sie Alles anwendeten, um einen Ausbruch des Kampfes zu verhindern, zeigten damit der Regierung und den Protestanten erst vollständig ihre Gewalt und ihren Einfluß. Bei dieser drohenden Haltung der Katholiken beschloß die Regierung, dem Friedensbruche durch ein großes Zugeständniß zuvorzukommen. Nachdem die Auflösung der Vereine geboten war, brachte Wellington eine Emancipationsbill vor das Parlament, die unter heftigen Parteibewegungen und dem Widerspruche der Hochtories angenommen und am 13. Apr. 1829 von Georg IV. (s. d.) bestätigt wurde. Ein neuer Eid, den auch die Katholiken leisten konnten, trat an die Stelle des frühern, wodurch denselben endlich die Möglichkeit gegeben war, Sitz im Parlamente zu nehmen. Auch erhielten sie dadurch die Fähigkeit, öffentliche Ämter, doch mit Ausnahme des eines Lordkanzlers von J., zu bekleiden.

Diese Maßregel wurde von den irländ. Katholiken mit großer Freude begrüßt; denn obschon man bald einsah, daß hierdurch das Übel nicht unmittelbar geheilt werde, so besaß man nun doch das Recht, den Druck und das Elend des Landes zur Öffentlichkeit zu bringen, und von diesem Rechte machten die Iren sogleich den ausgedehntesten Gebrauch. Ihr Wortführer O'Connell stellte im Parlamente zunächst den Antrag auf Abschaffung des ebenso drückenden, wie gehässigen Kirchenzehnten. Bei einer Bevölkerung J.s von sieben Mill. betrug die Gesammtzahl der Protestanten nicht viel über eine halbe Million. In vielen Gegenden, besonders im südlichen und westlichen Theile der Insel, gab es gar keine Protestanten. Dennoch hatte jedes Kirchspiel seinen protestantischen Pfarrer, der von dem armen katholischen Bauer den zehnten Theil von allem Ertrage des Grundes und Bodens zog. Die blutigen Zwiste, welche dieses Verhältniß fortgesetzt veranlaßte, hatten schon 1815 ein Gesetz (Tithe composition act) hervorgerufen, nach welchem es beiden Theilen freistand, sich statt der Naturalleistung über eine bestimmte Geldrente zu vereinigen. Nur wenige Kirchspiele hatten indeß davon Gebrauch gemacht. Jetzt, nach der Emancipation, erhielten die Katholiken plötzlich den Muth, die Entrichtung des Zehnten geradezu zu verweigern. Der Widerstand gegen die Abgaben wurde noch allgemeiner, als zu Ende des J. 1830 die Toryverwaltung fiel und die Whigs mit dem Ministerium Grey (s. d.) ans Ruder gelangten. Die neue Verwaltung, die auf Gewinnung der Volksmassen zur Durchsetzung der Parlamentsreform bedacht sein mußte, kündigte alsbald im Parlament an, daß sie einen Gesetzentwurf über die Ablösung des irländ. Zehnten vorlegen werde. Kein katholischer Irländer wollte mehr den Zehnten geben, und wo die Pfarrer den Beistand der Policei und der Gerichte anriefen, kam es zu blutigen Auftritten. Ganze Compagnien mußten oft zur Pfändung einiger Stücke Vieh aufgeboten werden, die dann bei der Versteigerung kein Ire kaufte. Endlich trat Lord Stanley, der Staatssecretair für J., in der Sitzung von 1832 mit dem verheißenen Gesetze hervor. Nach demselben sollte die Ablösung durch Geld

nun gezwungen vor sich gehen und in Zukunft die Zahlung von den katholischen Pächtern auf die protestantischen Grundbesitzer übertragen werden. Beide Häuser nahmen die Bill an; allein dieselbe erwies sich als unausführbar, da die irländ. Katholiken darin keine wahre Erleichterung sahen und sich der Ausführung heftig widersetzten. Im ganzen Lande wurden Volksversammlungen gehalten, auf denen man die Verweigerung jeder Zehntleistung beschloß. Das Parlament sah sich genöthigt, den darbenden Pfarrern eine Mill. Pf. als Vorschuß zu gewähren. O'Connell, das Haupt der irländ. Partei, trat jetzt bei der geringen Geneigtheit der Regierung, die Lage seines Vaterlandes zu verbessern, mit der Eröffnung hervor, daß er seine Bestrebungen fortan auf den Widerruf (s. Repealassociation) der legislativen Union zwischen J. und Großbritannien richten werde; denn allein eine selbständige Gesetzgebung könne J. Gerechtigkeit verschaffen. Dieses kühne Wort, an dessen Verwirklichung wol O'Connell weder jetzt noch in der Folge glaubte, das ihm vielmehr zur Aufrechthaltung der Bewegung und zum Einschüchterungsmittel gegen die Briten dienen sollte, brachte in J. eine elektrische Wirkung hervor. Von einem Ende der Insel zum andern wurde die Auflösung der Union die Losung, und O'Connell stiftete die sogenannte Repealassociation, die bald der Mittelpunkt aller politischen Opposition wurde. Der irische Bauer, dessen Nationalgefühl in Volksversammlungen durch glühende Redner geweckt wurde, erhob sein Haupt und setzte den Foderungen der protestantischen Grundherren und Pfarrer, statt Bitten, nun Drohungen entgegen. Es begann auf der ganzen Insel eine Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, wie sie kaum zu Zeiten offener Empörung stattgefunden. Alle die zahllosen heimlichen Mordthaten zeigten einen politischen Charakter. Die Aufregung des Volks war so groß, daß O'Connell selbst nur mit Mühe einen Aufstand niederhalten und die gesetzliche Bahn festhalten konnte. In der Sitzung von 1833, der ersten nach der Parlamentsreform, mußten daher sogleich die irländ. Angelegenheiten in den Vordergrund treten. Der Minister Grey, der überhaupt gegen J. torystische Vorurtheile hegte, glaubte die Ordnung nur durch Gewalt aufrecht erhalten zu können. Er brachte die sogenannte Irische Zwangsbill (Irish coercionbill) vor die Häuser, die unter heftigem Widerspruch auch angenommen wurde. Nach diesem Gesetz erhielt der Lordlieutenant von J. die Macht, Volksversammlungen ohne Weiteres zu verbieten und das Kriegsrecht zu proclamiren. Ein Heer von 36000 M. und 6000 bewaffnete Policeidiener, die man nach J. sendete, mußten der Acte Nachdruck geben, und wirklich wurden einige Bezirke unter Kriegsrecht gestellt. Um die allgemeine Erbitterung einigermaßen zu besänftigen, brachte das Ministerium auch einen zweiten Gesetzvorschlag, die irische Kirchenbill, ein, nach welcher in J. die Kirchensteuer aufgehoben, die Einkünfte der Pfründen herabgesetzt und die unnöthigen protestantischen Kirchen und Bischoffitze abgeschafft werden sollten. Nachdem diese Acte zum Verdruß der eifrigen Protestanten durchgegangen, trat der freisinnige Lord Lyttelton, der an Stanley's Stelle Staatssecretair für J. geworden, mit einer neuen irländ. Zehntenbill auf, vermöge welcher statt der Zehnten eine auf die Grundeigenthümer übertragene Grundrente eingeführt wurde, die jedoch nur drei Fünftheile des frühern Zehnten betrug. Um zwei Fünftheile sollten also die Irländer von dem Zehnten überhaupt befreit werden. Das Unterhaus genehmigte diesen billigen Vorschlag; die Lords aber verwarfen denselben, weil er noch die Nebenbestimmung enthielt, daß die durch die Kirchenbill gewonnenen Überschüsse des Kirchenvermögens zur Verbesserung des irländ. Schul- und Gemeindewesens verwendet werden sollten. Die Tories hielten eine solche Maßregel für Raub an der protestantischen Kirche und nannten die Bestimmung die Appropriationsclausel (s. d.). Unter der Aufregung, den die Verwerfung der Zehntenbill in J. hervorbrachte, legte Grey das Ministerium nieder, zumal da im Cabinet selbst Streit wegen der Zwangsbill entstanden war, und der milder gesinnte Melbourne (s. d.) trat im Juli 1834 an die Spitze der Verwaltung. Die Zwangsbill wurde nun sogleich zurückgenommen und von der Regierung gegen J. die versöhnlichste Politik eingeschlagen. O'Connell, mit dem man sogar in enge Verbindung trat, löste seinerseits die Repealassociation auf, indem er die Irländer versicherte, die Gesinnungen der Whigs seien hinreichend Bürge für eine bessere Zukunft. Die Tories waren über diesen Bund der Regierung mit der irländ. Volkspartei so entrüstet, daß sie den leichtgläubigen König Wil-

helm IV. durch mancherlei Einflüsterungen im Nov. 1834 zu einer plötzlichen Entlassung des Ministeriums bewogen. Das neue Torycabinet unter Peel (s. d.) hoffte den drohenden Sturm, der sich über diesen Wechsel in J. erhob, niederzuhalten, indem es in der Session von 1835 eine von der vorigen wenig verschiedene Zehntenbill einbrachte. Als aber das Unterhaus auf den Vorschlag Lord Russell's (s. d.), den Überschuß aus dem irländ. Kirchenvermögen zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden, nochmals einging, traten die Tories schon im Apr. zurück und Melbourne übernahm wieder die Leitung der Geschäfte.

In diesem heftigen Kampfe hatten die irländ. Parlamentsglieder zum ersten Mal den Ausschlag gegeben und der Sieg erfüllte ganz J. mit Hoffnung und Freude. Aus Dankbarkeit ernannten die Whigs im Mai 1835 den Grafen Mulgrave, spätern Marquis von Normanby (s. d.), einen edlen, als Verfechter volksthümlicher Freiheit bekannten Charakter, zum Statthalter von J. Das erste Mal seit Jahrhunderten gelangte die Insel während dieser Verwaltung zu ruhiger Stimmung und friedlicher Entwickelung. Alle gesetzlichen Veränderungen, die seit 50 Jahren zu Gunsten der irischen Bevölkerung waren getroffen worden, hatten bisher durch die Parteilichkeit der Protestanten und durch die Gewohnheit, den irischen Mann niederzudrücken, nur theilweise und unvollkommene Ausführung gefunden. Mulgrave brachte in die wichtigsten Ämter Katholiken, führte eine unparteiische Übung der Gerechtigkeitspflege ein, reinigte die Verwaltung von ungesetzlichen Misbräuchen und hielt die übermüthigen Protestanten, namentlich die Orangistenverbindungen, im Zaum, die sogar 1836 gesetzlich verboten wurden. Indessen waren die irländ. Angelegenheiten im Parlament fortgesetzt der Gegenstand heftiger Verhandlungen. Die Regierung brachte in drei aufeinander folgenden Sitzungen die irländ. Zehntenbill ein, die jedoch im Oberhause zweimal an der sogenannten Appropriationsclausel scheiterte. Endlich im J. 1838 entschlossen sich die Minister, die Clausel fallen zu lassen, und die Bill wurde, fast in der Gestalt, wie sie zuerst von Lyttelton eingebracht worden, angenommen, zumal da die Grundbesitzer auf jede Entschädigung verzichteten. J. hatte einen bedeutenden Sieg errungen; aber weniger glücklich war es in Betreff einer neuen Städteordnung. Das irländ. Gemeindewesen war mit so schreienden Mängeln behaftet, daß selbst die eifrigsten Tories das Unwesen nicht vertheidigen konnten. Nur protestantische Bürger bildeten die städtischen Corporationen, die sich selbst ergänzten und, gleich den Grundherren auf dem Lande, der Gemeinde willkürliche Lasten zu Localzwecken auflegten. Die Aufhebung der Penal laws, die Einführung der Emancipationsacte, hatten in diesem Verhältniß wenig oder nichts geändert, indem die Katholiken theils das erfoderliche Vermögen zum Eintritt in die Corporation nicht besaßen, theils willkürlich von den protestantischen Machthabern zurückgewiesen wurden. Die Whigs brachten deshalb seit 1836 einen Gesetzentwurf für Verbesserung des irländ. Städtewesens, nach dem Muster des neuen engl., vor die Häuser. Allein die Lords waren so wenig geneigt, den Irländern und Katholiken fernere Zugeständnisse zu machen, daß das Ministerium die Bill 1839 endlich fallen lassen mußte. Eine Reihe minder wichtiger Gesetzentwürfe zu Gunsten J.s erlitt dasselbe Schicksal; kaum daß die Regierung 1836 die Einführung besoldeter Friedensrichter und Policeibeamten erlangen konnte, wodurch besonders der Willkür der Grundherren Abbruch geschah. Ungeachtet dieser Niederlagen verhielt sich das irländ. Volk, das namentlich 1838 durch eine Misernte von furchtbarem Elende gedrückt wurde, unter der versöhnlichen Verwaltung Mulgrave's und seines im gleichen Geiste, wenn auch klüger handelnden Nachfolgers, des Lords Forteseue, ruhig. Nur als im Mai 1839 der Abfall der Radicalen die Whigs für den Augenblick zum Rücktritt nöthigte, flammte der alte Haß auf, und ein Zeichen von O'Connell hätte hingereicht, das Land zum Schauplatze eines neuen Bürgerkrieges zu machen. Indessen mußten die einsichtsvollern Vertreter der irischen Volkspartei doch längst einsehen, daß die Whigs nach ihrer Stellung und Gesinnung nicht im Stande waren, die tiefe Wunde J.s zu berühren, noch zu heilen. Zur Linderung des unsaglichen Elends im Volke setzten die Minister noch 1838 eine irländ. Armenbill durch, nach welcher in den Grafschaften Werk- und Armenhäuser für 70—80000 Dürftige erbaut werden sollten. Diese nach ihrer Ausdehnung großartige Maßregel, die ganz gegen die Ansichten der irischen Stimmführer durchging, war nicht nur unzulänglich; sie mußte auch schädlich sein, wo die ganze Nation am Bettel-

stabe stand und statt Almosen, eine billige Ausgleichung unnatürlicher, auf rohe Confiscation gegründeter Besitzverhältnisse erwartete. Als im Aug. 1841 die Whigs der Toryverwaltung unter Peel gänzlich weichen mußten, zeigten sich auch die irländ. Stimmführer für das Interesse ihrer bisherigen Bundesgenossen lau; einem Torycabinet gegenüber hofften sie freiern Spielraum für ihre oppositionelle Stellung zu gewinnen. Vielleicht nur um das irländ. Volk wach und in Athem zu erhalten, reorganisirte nun O'Connell die Repealassociation, die ungeachtet des klugen Benehmens des toryistischen Statthalters, Grafen Gren, einen reißenden Fortgang nahm. Zwar wurden die Reden und Versammlungen im Frühjahre 1842 während der demokratischen Bewegungen in England eingestellt, aber gegen den Herbst begann O'Connell die Repealagitation um so entschiedener, zumal da sich auch der katholische Klerus für die Sache entschieden hatte und das Volk ermunterte. In den ersten Monaten des J. 1843 gerieth die ganze Insel in Bewegung. O'Connell und seine Gehülfen durchzogen das Land, riefen das Volk zusammen und hielten feurige Reden, in denen sie das Elend der Nation beschrieben, die Gesetzlichkeit des Unternehmens versicherten, vor Gewaltthaten warnten und die Auflösung der Union als das Ende aller Leiden bezeichneten. Die Aufregung gewann bei allen Friedenszusicherungen des Agitators täglich einen drohendern Charakter; im April kam es zwischen Katholiken und Protestanten zum Handgemenge und Hunderte von Landleuten verweigerten ihren Grundherren die Zinsen. Nach einer Riesenversammlung von 400000 Repealern zu Mallow am 22. Mai erklärten endlich die zögernden Minister auf Befragen vor dem Parlament, daß sie die legislative Union aufrecht zu erhalten entschlossen seien, und erhielten dafür die Unterstützung des Hauses zugesichert. Jetzt wurden die im Juli ablaufende Bill erneuert, die den Irländern das Tragen von Waffen verbietet, eine bedeutende Truppenmacht nach J. gesendet und mehre Friedensrichter und Magistratspersonen abgesetzt, die an der Repeal Theil genommen hatten. Endlich wagte die Regierung sogar die im Oct. zu Clontarf schon eröffnete große Repealversammlung zu verbieten, ohne dabei auf eigentlichen Widerstand zu stoßen. O'Connell ließ dagegen in der Wochenversammlung des Vereins Beschlüsse fassen, die den Landfrieden einschärften, die Handlung der Regierung für ungesetzlich erklärten und das Fortbestehen des Vereins aussprachen, bis J. ein eigenes Parlament erlangt haben würde. Gegen den Agitator und seine Genossen wurde hierauf dieser und anderer Äußerungen zufolge zu Dublin ein Staatsproceß eröffnet, der im Mai 1844 die Verurtheilung der Angeklagten wegen Aufruhrstiftung zu einjähriger Gefängnißstrafe nach sich zog. Kaum vermochten selbst die Verurtheilten das Volk von Gewaltthätigkeiten abzuhalten, als sie diese Strafe noch im Laufe des Monats antraten. Da inzwischen bei dem Processe mehrfache Formfehler vorgekommen waren, so erklärte der Peershof am 2. Sept. das Verfahren für ungültig, wodurch den Märtyrern der irischen Sache die Thüren des Gefängnisses sich öffneten. Ungeachtet dieser friedlichen Lösung der Katastrophe, hat aber die Bewegung, wenigstens für den Augenblick, an Schwung und Zauber einigermaßen verloren.

Die alten irischen Chroniken hat O'Connor unter dem Titel „Rerum hibern. scriptores veteres", in der Urschrift und mit lat. Übersetzung herausgegeben (4 Bde., Lond. 1814—26). Vgl. Cox, „Hibernia Anglicana, or the history of I. from the conquest thereof by the English to the present time" (2 Bde., Lond. 1689—90); Mac Geoghegan, „Histoire de l'I. ancienne et moderne" (3 Bde., Par. und Amst. 1758—63); O'Halloran, „General history of I." (2 Bde., Lond. 1779); Leland, „The history of I. from the invasion of Henry II with a preliminary discourse on the ancient state of that kingdom" (3 Bde., Lond. 1773 und Dubl. 1814); Plowden, „Historical review of I." (2 Bde., Lond. 1805); Gordon, „History of I. from the earliest account to the accomplishment of the union with Great-Britain" (2 Bde., Lond. 1806); Hegewisch, „Übersicht der irländ. Geschichte" (Altona 1806); Burdy, „History of I." (Lond. 1819); O'Driscol, „History of I." (2 Bde., Lond. 1827); Thom. Moore, „History of I." (2 Bde., Lond. 1835); Beaumont, „L'I. sociale, politique et religieuse" (2 Bde., Par. 1839) und Venedey, „Irland" (2 Bde., Lpz. 1844).

Irmensäule oder **Irminsul** heißt die dem angeblich german. Gotte Irmin geheiligte, von den alten Sachsen verehrte hohe Säule, welche Karl der Große im J. 772 als

einen Hauptsitz des Heidenthums zerstören ließ. Gewöhnlich nimmt man an, daß dieselbe bei dem alten Eresburg (s. d.), dem heutigen Stadtberg an der Diemel, gestanden habe, während sie doch vielmehr nach den Angaben der ältesten Historiker in jener öden, wasserlosen Gegend, wo die Franken nur durch einen plötzlich entstandenen Quell vom Verschmachten gerettet worden sein sollen, auf den Berghöhen unweit Lippspring, zu suchen ist, also in derselben Gegend, wo die röm. Legionen einst durch Arminius den Untergang fanden, weshalb es auch um so leichter geschehen konnte, daß man sie fälschlich für ein zu Ehren des Arminius errichtetes Denkmal ansah. Vielleicht entspricht sie der in der Asenlehre (s. d.) vorkommenden, das Weltall darstellenden Esche Ygdrasil. Noch heute zeigt man im Dom zu Hildesheim eine Säule, die für die Irmensäule ausgegeben wird. Vgl. Jak. Grimm, „Irmenstraße und Irmensäule" (Wien 1815), und Lebebur, „Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karl des Großen gegen die Sachsen und Slawen" (Berl. 1829).

Irokesen, ein Indianerstamm, den man bisweilen mit zu den Huronen (s. d.) rechnet, in Untercanada am Huron-, Erie- und Ontariosee, zu beiden Seiten des Lorenzflusses. Dazu gehören die freien Nationen der Mohawker oder Mohawks, der Senecas, Onondagos, Oneidas und Tuskaroras, unter denen die der Mohawker die gebildetste und zahlreichste ist, weshalb man unter ihrem Namen oft auch die andern Nationen mitbegreift. Gleichsam als Schutzverwandte schließen sich ihnen die minder bedeutenden Völkerschaften der Shawanesen, Delawaren, Mikanders und Miamier an. Die Franzosen, so lange sie in Canada Nachbarn der Irokosen waren, sowie die Engländer, hatten, ungeachtet der mit ihnen geschlossenen Verträge, wiederholte grausame Anfälle durch sie zu erdulden; doch hat im Laufe der Zeit ihre Zahl und die Ausdehnung ihres Gebietes sich immer mehr vermindert. Während sie im J. 1700 noch 54,560 Krieger zählten, können sie, die Huronen mit eingeschlossen, gegenwärtig kaum einige Tausend stellen. Sie sind an Sitten und Lebensart den Indianern im westlichen Binnenlande Nordamerikas gleich, haben eine republikanische Verfassung mit einem gemeinsamen Oberhaupte, einer der Huronensprache ähnliche, aber nach den Stämmen wieder vielfach geschiedene Sprache und glauben an Geister, Zauberei und an die Wahrsagungsgabe der von Geistern Besessenen. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts haben sie angefangen, Ackerbau, Viehzucht und selbst etwas Spinnerei und Weberei zu treiben, und durch Schulen, welche unter ihnen errichtet wurden, einige Bildung angenommen; auch sind Viele in neuerer Zeit zum Christenthume übergetreten. Ihr Hauptort ist Anondago.

Ironie, eigentlich Verstellung, ein von den verfeinerten Athenern entlehntes Wort, welches Campe durch Schalksernst, Jean Paul durch Ernst des Scheins verdeutschte, bezeichnet im gemeinen Leben jene feinere Art des Spottes, welche, unter der Maske treuherziger Einfalt oder Unwissenheit, die Fehler der anmaßenden Thorheit hervorhebt und lächerlich macht. Sie setzt weder ein böses Herz noch einen schlimmen Zweck voraus, kann vielmehr den reinen Zweck haben, zu belehren und zu bessern, und mit so viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität bestehen, daß selbst der Belachte zum Mitlachen genöthigt oder zu besserer Einsicht erhoben wird. Als Redefigur bezeichnet Ironie diejenige Wendung des Ausdrucks, wo man spottend das Gegentheil von Dem aussagt, was man verstanden wissen will, und durch ausgesprochenes Lob den Tadel schärft. Die Sokratische Ironie hatte den Zweck der Erregung des Nachdenkens und der Ausbildung des Bewußtseins, schloß sich aber in ihrer Erscheinung der attischen Urbanität an. Eine Abart der echten Ironie ist die Persiflage, welche die Mittel, deren sich die Ironie zur Belehrung und Besserung bedient, zur Verspottung Anderer gebraucht.

Irrational heißt eine Zahl, die sich weder durch ganze Einheiten noch durch Theile der Einheit völlig genau ausdrücken läßt, also in Bezug auf die Einheit incommensurabel (s. d.) ist. Dahin gehören alle diejenigen Wurzeln ganzer Zahlen, die sich nicht selbst unter den ganzen Zahlen befinden, also beiweitem die meisten Wurzeln, ebenso die Logarithmen der beiweitem meisten Zahlen.

Irrationalität, auf die Vernunft bezogen, heißt Unvernünftigkeit, und Irrationalismus eine die Würde der Vernunft verleugnende oder auch vernunftwidrige Ansicht.

Irregulair, d. i. unregelmäßig, heißt Alles, was von der Regel abweicht und dieser zuwider ist. Irregulaire Raumgestalten in der Mathematik sind solche, deren Seiten oder Winkel, Ecken und Flächen nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, im Gegensatze der regulairen, bei welchen diese alle gleich sind. Am häufigsten braucht man das Wort von ebenen, geradlinigen Figuren. Eine krumme Linie heißt irregulair, wenn sie kein bestimmtes mathematisch ausdrückbares Gesetz befolgt.

Irrenanstalten nennt man Institute, in welche Geisteskranke (s. Geisteskrankheiten) aufgenommen werden, um diejenige Verpflegung und ärztliche Behandlung zu erhalten, welche ihr Zustand erfodert, insoweit diese von den Mitteln und Einrichtungen der Anstalt gewährt werden kann, wobei natürlich Manches, was zur Heilung von Irren nöthig erscheint, z. B. Reisen, nicht mit inbegriffen sein kann. Die Einrichtung solcher Institute gehört lediglich zu den Wohlthaten, welche die Aufklärung und der Philanthropismus der neuern Zeit der Menschheit gewährt haben. War in frühern Zeiten der Gedanke an solche Anstalten noch gar nicht vorhanden und der Zustand der meisten Geisteskranken völlig abhängig von ihren Angehörigen und darum traurig genug, so dienten auch die seit mehren Jahrhunderten diesen Unglücklichen eröffneten Kranken-, Arbeits-, Gefangen- und Zuchthäuser mehr dazu, diese Art des menschlichen Elends dem Auge der Mitmenschen zu entziehen und in Vergessenheit zu begraben, als es selbst zu mildern, denn gewöhnlich theilten die Irren die Behandlung Derer, für die jene Häuser erbaut waren. Als die erste Irrenanstalt nach den neuern Begriffen ist das St.-Lucashospital in London anzusehen, welches 1751 gegründet und ausschließend für Irre bestimmt wurde. Seit jener Zeit, besonders nachdem auch Pinel (s. d.) und Willis ein richtigeres und menschenfreundlicheres Princip der Seelenheilkunde (s. d.) aufgestellt hatten, sind in dieser Hinsicht in den civilisirten Staaten erfreuliche Fortschritte geschehen, obgleich beiweitem noch nicht hinlängliche Erfahrungen über diesen Gegenstand vorliegen, um die Grundsätze, auf welche die Einrichtung einer Irrenanstalt zu basiren ist, genügend festzustellen. Besonders weichen die Ansichten der beiden Völker, deren Bemühungen die Geisteskranken das Meiste zu danken haben, der Engländer und Franzosen, bedeutend voneinander ab. Während die engl. Irrenhäuser meistens so eingerichtet sind, daß eine strenge Beaufsichtigung der Kranken leicht geführt werden kann und also als Hauptabsicht erscheint, lassen die franz. Einrichtungen den Irren mehr Freiheit und stellen somit die ärztliche Behandlung an die Spitze ihres Zwecks. Es ist höchst wahrscheinlich, daß auf beiden Seiten zu weit gegangen wird, da eine gehörige Beobachtung und Unterscheidung der Kranken bald zeigt, wie schädlich hierbei jede starre Consequenz sei. Daß eben diese Verschiedenheit der Ansichten auf die äußere und innere Einrichtung einer Irrenanstalt einen durchgreifenden Einfluß haben müsse, ist zu klar, um weiterer Auseinandersetzung zu bedürfen. Im Allgemeinen hat sich durch die Erfahrung als nützlich und nothwendig herausgestellt, daß die für heilbar gehaltenen Irren von den unheilbaren, die Männer von den Frauen, daß ferner die verschiedenartigen Kranken, wie die Tobsüchtigen, die Schreisüchtigen u. s. w., die durch ihren Stand schon sehr voneinander verschiedenen, die noch an andern Krankheiten Leidenden und endlich die Genesenden durchaus zu scheiden sind. Übrigens muß, was die Lage, das Baumaterial, die ganze Hauseinrichtung, die Dienerschaft, die Verwaltung und die behandelnden Personen, Ärzte und Geistliche, anlangt, in einer Irrenanstalt nicht nur überhaupt den Foderungen, welche an jedes Hospital zu machen sind, entsprochen, sondern auch in Hinsicht auf Apparate und gewöhnlichen Utensilien noch viele Rücksicht genommen werden, die in andern Krankenanstalten nicht nöthig sind. Besonders ist zum Besten der Geisteskranken für hinreichende und für die verschiedenen Individuen passende Beschäftigung zu sorgen, wobei namentlich Feld- oder Gartenarbeit nicht vergessen werden darf. In mehren der neben den auf Staatskosten gegründeten Irrenhäuser zu gleichem Zwecke von einzelnen Ärzten errichteten Privatanstalten finden sich bei der viel kleinern Anzahl der Kranken und der Mittel, welche diese meist besitzen, viele vortreffliche Einrichtungen, welche den öffentlichen noch nicht möglich gewesen ist nachzuahmen. Von den öffentlichen Irrenanstalten sind die berühmtesten in Deutschland: Siegburg bei Bonn, Brieg in Schlesien, Winnenthal in Würtemberg, Sorau in Brandenburg, Sonnenstein und Kolditz in Sach-

sen, von denen die letztere das erste für Unheilbare ausschließend errichtete Irrenhaus war, Achern in Baden und anderwärts; in England Neu-Bethlem in London; in Frankreich die Salpetrière, Bicêtre, Charenton bei Paris und Rouen; in Italien Aversa bei Neapel; in der Schweiz Avenches bei Lausanne. Viele derselben lassen allerdings noch Manches zu wünschen übrig, da sie theils nach einseitigen Ansichten erbaut, theils aus schon vorhandenen Gebäuden entstanden sind, deren frühere einem andern Zwecke dienende Einrichtung nicht so umgeändert werden konnte, als es die neue Bestimmung verlangte. Eine merkwürdige Art Irrenanstalt ist die Irrencolonie zu Gheel bei Antwerpen, wo unter die 7500 E. 4—500 Irre mehr zur Pflege als zur Heilung vertheilt sind. Vgl. Roller, „Die Irrenanstalt nach allen ihren Beziehungen" (Karlsr. 1831), und Jacobi, „Über die Anlegung und Einrichtung von Irrenheilanstalten und Darstellung der Irrenheilanstalt zu Siegburg" (Berl. 1834).

Irritabilität ist ein von dem engl. Arzte Glisson, gest. zu London 1677, zuerst gebrauchtes Wort, mit dem er die Fähigkeit der organischen Faser, sich vermöge gewisser Reize zusammenzuziehen, bezeichnete. Insofern durch dieses Zusammenziehen an und für sich schon eine Bewegung und durch das Zusammenziehen mehrer Faserbündel eine noch ausgedehntere entsteht, wurde die Irritabilität als der Grund der willkürlichen sowol als der unwillkürlichen Bewegungen angesehen. Bei dieser allgemeinen Bestimmung blieb Glisson stehen, wenigstens erklärte er sich nicht genauer über die Organe, welche Irritabilität und in welchem Grade sie diese besäßen. Später legte der Professor Gorter in Harderwijk gest. 1762, allen Theilen des lebenden Körpers Irritabilität bei, ohne jedoch über die Gesetze, denen diese Kraft unterworfen sei, genauere Bestimmungen zu geben. Dieses that endlich Haller (s. d.), indem er zahllose Versuche über diesen Gegenstand anstellte und daraus seine Schlüsse zog. Nach ihm ist die Irritabilität lediglich eine Eigenschaft der Muskelfaser und äußert sich sonach in allen Theilen, welche mit Muskelfasern versehen sind. Seine Versuche zeigten ihm, daß das Herz die meiste Irritabilität besitze. Sorgfältig unterschied er davon die Nervenkraft, welche allerdings ähnliche Wirkungen hervorbringe, jedoch von der Irritabilität überdauert werde, indem, wenn man einen Nerven unfähig mache zu wirken, jene sich nicht mehr äußere, diese aber, durch andere Reize erregt, sich immer noch kund gebe. Auch beschrieb er sehr genau die Erscheinungen, welche sich in einem gereizten Muskel zeigen, und gab überhaupt der ganzen Lehre von der Irritabilität die Gestalt, in welcher sie die Grundlage aller neuern dynamischen Theorien geworden ist. Einen weit ausgebreitetern Umfang jedoch als Haller's Lehre von der Irritabilität hat die nach ihm entstandene von der Reizbarkeit (s. d.).

Irrlicht, Irrwisch, in Norddeutschland Tückebote, nennt man eine kleine leuchtende, namentlich in sumpfigen Gegenden häufig vorkommende Lufterscheinung von der Größe einer Lichtflamme, welche durch den leisesten Luftzug fortbewegt wird, sodaß sie von einem Orte zum andern zu hüpfen scheint. Da solche Erscheinungen in finsterer Nacht den Wanderer sehr leicht irreleiteten, so hat dies die obigen, sowie manche andere provinzielle Benennungen veranlaßt. In warmen Sommernächten werden die Irrlichter öfter gesehen als im Winter, und überhaupt sind sie in südlichen und warmen Gegenden häufiger und auch viel größer als in nördlichen und kalten. Ihre Natur ist noch unbekannt; wahrscheinlich bestehen sie aus gephosphortem Wasserstoffgas, welches sich, durch Wärme begünstigt, aus faulenden Körpern entwickelt und schon durch bloße Berührung der Luft entzündet. — In der Feuerwerkskunst versteht man unter Irrlicht oder Irrwisch eine dasselbe nachahmende, zu Lustfeuerwerken angewendete Art Schwärmer, welche nicht zum Weitfliegen, sondern zum Hin- und Herspringen auf der Erde, oder zum abwechselnden Untertauchen auf dem Wasser, sowie zum Brennen mit abwechselnder hellerer und schwächerer Flamme eingerichtet ist.

Irrthum heißt ein falsches Urtheil, insofern es für wahr gehalten wird. Veranlaßt wird der Irrthum durch den Schein, d. h. durch subjective Verhältnisse, welche statt objectiver gebraucht werden. Diesen Schein nannten die Alten species veri, und mit Recht behaupteten sie, daß jeder Irrthum einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand

wirklich einsieht, daß eine Sache nicht gedenkbar ist, er solche unmöglich für wahr halten kann und folglich Niemand das Falsche mit Willen für wahr hält. Dieser Schein bezieht sich entweder auf die logische Form oder auf die Materie des Urtheils. Im ersten Falle entsteht der formelle, im andern der materielle Irrthum. Eine Erkenntniß, die den Gesetzen des Denkens, d. h. sich selbst widerspricht, ist logisch falsch, z. B. wenn man wähnt, ein Geist habe Fleisch und Bein. Der materielle Irrthum bezieht sich auf die von der subjectiven Vorstellung verschiedene Sache und besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urtheile mit den Gegenständen, z. B. wenn die Alten meinten, die Sonne laufe um die Erde. Der formelle Irrthum läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen, weil er seinen Widerspruch in sich selbst trägt; der materielle nicht, weil über die Erkenntniß eines bestimmten Gegenstands die blos formellen Gesetze des Denkens nicht entscheiden. Formelle Irrthümer beseitigt die Logik, materielle die Naturlehre, Geschichte und andere Wissenschaften. Verknüpft man mit einem Irrthume mehre andere, deren Wahrheit man auf jenes erste falsche Urtheil stützt, so heißt jenes erste falsche Urtheil der Grundirrthum. Das Irren ist allerdings an und für sich menschlich, d. h. als Folge der Beschränktheit des Menschen überhaupt und immer möglich; jeder einzelne Irrthum aber ist, weil eine Prüfung des Wahren stattfinden kann, ein überwindlicher (error vincibilis); einen unüberwindlichen Irrthum (error invincibilis) gibt es nicht; relativ unüberwindlich ist der, welcher unter gewissen Verhältnissen nicht zu vermeiden war.

Irus ist der Name des aus der „Odyssee" bekannten Bettlers auf Ithaka, der eigentlich Arnäus hieß und von den Freiern der Penelope zur Ausrichtung verschiedener Aufträge benutzt wurde. Als Odysseus bei seiner Rückkehr, selbst als Bettler gekleidet, seiner Wohnung sich näherte, um jene Zudringlichen zu überraschen, suchte J. ihm den Eingang zu verwehren und foderte den Odysseus zu einem Zweikampfe heraus, in welchem J., da er zwar groß von Körper, aber schwach an Kraft war, erschlagen wurde. Seine Armuth ging schon bei den Alten, besonders im Gegensatze zum Reichthume des Krösus (s. d.), ins Sprüchwort über, und so sagen wir noch gegenwärtig: „Arm wie Irus."

Irving (Edward), Stifter der Irvingisten, geb. 1792 zu Annan in der schot. Grafschaft Dumfries, wurde 1810 Lehrer der Mathematik zu Haddington, 1812 Director des Gymnasiums zu Kirkaldy, später Gehülfe des Pfarrers Chalmers in Glasgow und seit 1822 Prediger an der schot. Nationalkirche in London, wo seine Vorträge die Wiedereinführung der ursprünglichen Kirchenverfassung aus der apostolischen Zeit zur Tendenz hatten. Als er darauf 1827 anfing, von dem gewöhnlichen Glauben abweichende Ansichten über die menschliche Natur Christi zu verkünden und sich nicht nur in seinen häuslichen Andachtsübungen, sondern seit 1831 auch in der Kirche sogar bis zu mystischen Gaukeleien und chiliastischen Erwartungen verstieg, sah sich das Presbyterium veranlaßt, einzuschreiten und ihn endlich, da alle Mahnungen fruchtlos blieben, 1832 seiner Stelle zu entsetzen. Da er nichtsdestoweniger fortfuhr, der um ihn versammelten Schar von Anhängern in gleichem Sinne zu predigen, wurde er 1833 von der schot. Generalsynode ausgestoßen. Er starb in Glasgow zu Anfange des J. 1835. Die von ihm gestiftete kirchliche Sekte, wenn auch klein an Zahl, besteht noch, und bildet nach den sieben Sternen der Offenbarung sieben Gemeinden mit sieben Vorstehern. J.'s Vorträge erschienen als „Oracles of God" (Lond. 1822) und „Sermons, lectures and speeches" (3 Bde., Lond. 1828). Vgl. Hohl, „Bruchstücke aus dem Leben und Schriften J.'s" (St.-Gallen 1839).

Irving (Washington), einer der geistreichsten amerik. Schriftsteller, geb. 1781 zu Neuyork, studirte daselbst seit 1800 im Columbia-College und machte dann, von der Schwindsucht bedroht, eine zweijährige Reise durch Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland und England, von der er genesen wiederzurückkehrte. In der literarischen Welt machte er sich zuerst bekannt durch „Letters of Jonathan Oldstyle" in der von seinem ältern Bruder zu Neuyork herausgegebenen Zeitschrift „Morning chronicle", die später gesammelt wurden (deutsch von Spiker, Berl. 1824), und durch die Herausgabe der humoristischen Zeitschrift „Salmagundi", aus der er die von ihm herrührenden Beiträge nachher unter dem Titel „Salmagundi, or the whimwams and opinions of Launcelot Longstaff and others" (Lond. 1823) besonders abdrucken ließ. Hierauf schrieb er seine „History of New York

by Diedrich Knickerbocker" (deutsch, Lpz. 1825). Gleichzeitig studirte er die Rechte, gab aber bald den Gedanken auf, Sachwalter zu werden, und trat mit seinen Brüdern in Handelsverbindung. Als diese durch den Krieg mit England 1812 unterbrochen wurde, diente er als Adjutant des amerik. Generals Tompkins. Nach dem Frieden trat er in sein kaufmännisches Geschäft zurück. Auf einer Geschäftsreise in England im J. 1815 sammelte er Stoff zu Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens der Engländer, die er, als seine kaufmännische Laufbahn mit dem Verluste seines Vermögens geendigt, in seinem „Sketch-book of Geoffroy Crayon" (2 Bde., Lond. und Neuyork 1820; deutsch von Spiker, Berl. 1825) veröffentlichte. Hierauf reiste er wieder nach Europa und schrieb in Paris „Bracebridge Hall, or the humorists" (2 Bde, Lond. 1823; deutsch, Berl. 1826). Im Sommer 1822 besuchte er die Rheingegenden, lebte dann einige Zeit in Prag, hierauf in Dresden und kam 1824 nach England, wo er seine „Tales of a traveller" (2 Bde., Lond. 1824; deutsch, Berl. 1825) erscheinen ließ. Nachdem er unmittelbar darauf Südfrankreich bereist hatte, ging er 1825 nach Spanien, wo er während eines vierjährigen Aufenthalts sich die genaueste Kenntniß dieses Landes verschaffte und die auf die Geschichte der Entdeckung Amerikas sich beziehenden Schriften und Manuscripte im Escurial aufsuchte. Die erste Frucht dieser Studien war „History of the life and voyages of Christopher Columbus" (4 Bde., Lond. 1828—30; deutsch, Frankf. 1828), die er nachmals in den „Voyages and discoveries of the companions of Columbus" (Lond. 1831; deutsch im Auszuge, Stuttg. 1833) ergänzte. Span. Chroniken und die Handschriften des Antonio Agapida gaben ihm sodann den Stoff zu dem „Chronicle of the conquest of Granada" (2 Bde., Lond. 1829; deutsch, Lpz. 1830). Nach seiner Rückkehr aus Spanien wurde er Secretair bei der amerik. Gesandtschaft in London, wo er in der Begeisterung für die Denkmale maurischer Herrlichkeit und Sitte sein „Alhambra" (2 Bde., Lond. 1832; deutsch, Braunschw. 1832) schrieb. Im J. 1832 kehrte er nach Amerika zurück und lebte nun in Washington, bis er die Botschafterstelle am madrider Hofe übernahm. Inzwischen erschienen von ihm „Miscellanies" (3 Bde., Lond. 1835—36) enthaltend: „A tour on the prairies", „Abbotsford and Newstead-Abbey" und „Legends of the conquest of Spain"; „Adventures of Captain Bonneville" (3 Bde., Lond. 1837) und „Sketch-book" (Lond. 1839; deutsch, Hamb. 1840). Eine vollständige Sammlung seiner Werke mit Biographie erschien 1834 in Paris (deutsch; 74 Bde., Frankf. 1826—37).

Isaak, Abraham's (s. d.) Sohn, mit der Sara erzeugt, da beide schon in hohem Alter waren, sollte von seinem thatkräftig gläubigen Vater in frommer Hingebung auf dem heil. Berge Moria geopfert werden, entging aber diesem Schicksale durch Gottes Veranstaltung, indem Abraham bei dieser Gelegenheit das göttliche Verbot der Menschenopfer empfing. Ein Patriarch, von Charakter milder und weicher als Abraham, und reiner und edler als sein Sohn Jakob, zog er nomadisirend auf Kanaans und Philistäas Weideplätzen umher, doch versuchte er schon mehr als seine Vorfahren den Landbau. Durch seine Verheirathung mit Rebekka aus Mesopotamien setzte er die Verbindung mit dem Stammlande der Familie fort. Seinem jüngern Sohne Jakob (s. d.), der ihn auf Anstiften der Rebekka täuschte, gab er den Segen des ältern, Esau (s. d.). Seine Verheirathung mit Rebekka hat Karoline Pichler in ihren „Biblischen Idyllen" besungen.

Isabella von Castilien, Königin von Spanien, die Tochter König Johann's II. von Castilien und Leon, geb. am 23. Apr. 1451 und seit 1469 mit dem Könige Ferdinand V. oder dem Katholischen von Aragon (s. Ferdinand) vermählt, bestieg nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich's IV., unter Ausschließung ihrer ältern Schwester Johanna, 1474 den Thron von Castilien. Noch bei Lebzeiten ihres Bruders hatte sie die Stände des Reichs so zu gewinnen gewußt, daß ein großer Theil derselben nach dem Tode Heinrich's IV. sich für sie erklärte; die Zustimmung der übrigen erzwang sie durch die siegreichen Waffen ihres Gemahls in der Schlacht bei Toro im J. 1476. Nachdem in solcher Weise die Reiche Castilien und Aragon vereinigt waren, nannten sich nun Ferdinand und J. König und Königin von Spanien. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband J. den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war

stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig und hielt streng darauf, daß in den öffentlichen Verordnungen neben den Namen ihres Gemahls auch der ihrige gesetzt wurde. Als die höchste Aufgabe ihrer Regierung betrachtete sie die Vertreibung der Mauren (s. d.) aus Spanien, und auch die Unterstützung, welche Colombo (s. d.) fand, war meist ihr Werk. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Cardinal Ximenes (s. d.) zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen, aber diese Fehler förderten das Wohl des Reichs nicht weniger als ihre Tugenden und Talente. Ein Geist wie der ihrige war nöthig, den Übermuth der Großen zu demüthigen, ohne sie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrikas nach Europa zu locken, und ihre durch schlechte Verwaltung entarteten Unterthanen der Laster zu entwöhnen, ohne das Leben rechtschaffener Leute in Gefahr zu setzen. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniels wußte sie den zahlreichen übermüthigen Adel von der Person des Königs zu entfernen und ihm somit jeden verderblichen Einfluß auf diesen zu benehmen. Das Faustrecht, welches bis dahin geherrscht hatte, stürzte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens (s. Hermandad), sowie durch Einführung einer schnellen Rechtspflege. Papst Alexander VI. bestätigte beiden Gatten den Titel Katholische Majestät (s. d.), dessen sie sich durch ihren Eifer für die katholische Kirche würdig bezeigten. Weniger jedoch der Eifer für diese als die Absicht, ein politisches Verfolgungsinstitut zu begründen, veranlaßte sie, in Spanien die Inquisition (s. d.) einzuführen. Der Tod ihres Sohnes Don Juan, Prinzen von Asturien, und ihrer Tochter, der Königin von Portugal, trübten ihre letzten Regierungsjahre. Sie starb zu Medina del Campo am 26. Nov. 1504, nachdem sie ihrem Gemahl, auf welchen sie stets sehr eifersüchtig war, den Schwur abgenommen hatte, sich nicht wieder zu verheirathen.

Isabella II. (Maria Luise), Königin von Spanien, geb. am 10. Oct. 1830, ist die Tochter König Ferdinand's VII. (s. d.) mit seiner vierten Gemahlin Marie Christine (s. d.). Da Ferdinand VII. keinen Sohn hatte und zufolge der bestehenden Thronfolgeordnung nach seinem Tode die Krone seinem Bruder Don Carlos (s. d.) zugefallen wäre, hob er bei der Aussicht auf einen aus seiner vierten Ehe zu erzielenden Leibeserben das sogenannte Salische Gesetz (s. d.) unterm 29. März 1830 auf, wodurch die ihm nachmals geborene Tochter zur Thronerbin wurde. Für den Fall seines Todes ernannte Ferdinand VII. in seinem Testamente seine Gemahlin bis zur Volljährigkeit seiner Tochter zur Vormünderin derselben und zur Regentin des Reichs. Dieser Fall trat bereits am 29. Sept. 1833 ein, worauf Marie Christine im Namen ihrer Tochter als Königin-Regentin an die Spitze der Regierung trat. Nachdem aber der durch den Prätendenten Don Carlos und seiner Anhänger entzündete Bürgerkrieg durch Espartero's (s. d.) siegreiche Waffen gedämpft war, sah sich die Königin-Regentin genöthigt, am 10. Oct. 1840 abzudanken und Spanien zu verlassen, worauf Espartero zum Regenten, und Arguelles (s. d.) zum Vormund der Königin erwählt wurden. Doch auch Espartero war es nicht vorbehalten, den Tag der Volljährigkeit der jungen Königin (19. Oct. 1844) in Spanien zu sehen und die vom Volke erhaltene Vollmacht in die Hände desselben zurückzugeben. Durch ein unnatürliches Bündniß der Republikaner oder Progressisten und der Christinischen Partei gestürzt und flüchtig, ernannte zunächst die neue provisorische Regierung an Arguelles' Stelle Castaños (s. d.), Herzog von Baylen, zum Vormund der Königin; doch schon am 8. Nov. 1843 wurde dieselbe durch Beschluß der neuen Cortes für majorenn erklärt. Seitdem hat man sich eifrigst sowol von Seiten der Parteien wie der auswärtigen Mächte mit Heirathsprojecten für die Königin beschäftigt, die aber zur Zeit insgesammt gescheitert sind. Noch mehr Besorgniß als die Verheirathung erregte der schwächliche Gesundheitszustand der Königin und ihr öfteres Unwohlsein. Ihre einzige Schwester ist die Infantin Marie Ferdinande Luise, geb. am 30. Jan. 1832.

Isabey (Jean Bapt.), berühmter franz. Miniaturmaler, geb. zu Nancy um 1770, hatte David zum Lehrer. Durch seine außerordentlich geschmackvollen, in Farbe und Charakter trefflichen Miniaturarbeiten zog er die Aufmerksamkeit Napoleon's schon zur Zeit des Consulats auf sich und gehörte sogar später zu dem vertrautern Kreise des Tuilerienhofs. Die Portraitirung des Kaisers und der kaiserlichen Familie war lange Zeit beinahe

ein Monopol für ihn, und um nur einigermaßen den von allen Seiten einlaufenden Bestellungen zu genügen, hatte er zugleich vier bis fünf Ateliers. Übrigens war er nicht blos im Portrait thätig; als Cabinets- und Ceremonienmaler des Kaisers und als Director der Decorationen der Oper und der Hoffeste malte er auch militairische Aufzüge und Feierlichkeiten, sowie treffliche Architekturbilder und Landschaften. Selbst Porzellanmalerei übte er; auch hat er manche Blätter selbst lithographirt. Sein Verdienst gestattete ihm, sich einen Palast mit fürstlicher Pracht einzurichten. Namentlich gewann er viel Geld mit dem Prachtwerk über die Krönung Napoleon's und mit Darstellungen mehrer anderer Momente aus dem Leben des Kaisers. Nach der Restauration wurde er Hofmaler Ludwig's XVIII., was er auch gegenwärtig bei Ludwig Philipp noch ist. Seine Portraits des Kaisers sind die ähnlichsten, da er, in der Umgebung desselben lebend, ihn beständig beobachten konnte. Übrigens hat er nicht nur alle Glieder der jüngern und der ältern Linie der Bourbonen, sondern auch fast alle europ. Monarchen gemalt. Unter seinen Landschaften ist „La barque" die berühmteste, und unter seinen Architekturbildern die Treppe des Louvre eine der meisterhaftesten Aquarellen. — Sein Sohn, Eugène J., genießt als Marinemaler einen großen Ruf. Die einfache Naturwahrheit in seinen Bildern steht in einem wohlthätigen Gegensatz zu der Effecthascherei einiger seiner Schulgenossen. Der Feldzug in Afrika im J. 1830, welchem er als Marinemaler beiwohnte, gab ihm Stoff zu einigen seiner vorzüglichsten Seebilder; auch das Schmugglerleben hat er in trefflichen Genrestücken geschildert. Seine Technik ist fein und durchdacht, und der Ton seiner Bilder fast sprüchwörtlich berühmt.

Isagöge, d. i. Einleitung, nennt man gewöhnlich den Inbegriff von Vorkenntnissen, die zu dem Studium eines größern wissenschaftlichen Ganzen nöthig sind. Der ältere Sprachgebrauch bezeichnete damit häufig Das, was wir jetzt die Darstellung einer Wissenschaft nennen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfniß der Lernenden.

Isambert (Franç. André), historischer Rechtsgelehrter, Praktiker und Deputirter, geb. zu Aunay im Departement der Eure und Loire am 30. Nov. 1792, ein Zögling des Grafen Lanjuinais, wurde 1818 Advocat und nach der Julirevolution Rath am Cassationshofe. In der Kammer hielt er sich stets zur liberalen Opposition. Positiv hat er besonders als Bevollmächtigter der Colonien gewirkt, für die er unter der Restauration bedeutende legislative und administrative Verbesserungen hervorrief. Weniger richtet er durch seine alljährlich wiederkehrenden Reden gegen die katholische Kirche und den Klerus aus. Als Advocat beim Cassationshofe fand J. vielfache Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Berühmt sind seine „Mémoires pour les gens de couleur" (Par. 1824), worin er mehre Mulatten von Martinique gegen die Verfolgungen der Colonialbehörden vertheidigte, und höchst interessant seine „Plaidoyers, dissertations et mémoires dans des causes célèbres de la restauration" (3 Bde., Par. 1831). Als historischer Jurist hat er sich durch sein „Recueil général des anciennes lois franç. depuis l'origine de la monarchie jusqu'à Louis XIV" (18 Bde., Par. 1822—29), das von Decrusy, Taillandier und Jourdan fortgesetzt wurde, ein großes Verdienst erworben. Seine „Collections des lois de 1814 à 1828" und sein „Traité sur la voirie" (3 Bde., Par. 1825—30) haben mehr einen praktischen Zweck. Außerdem hat er noch eine Menge kleinerer Arbeiten geliefert, von denen wir nur seine „Recherches historiques sur le système électoral franç." (Par. 1830) erwähnen. Er war einer der Gründer der „Gazette des tribunaux" und nimmt lebhaften Antheil an der von Wolowski gestifteten „Revue de législation et de jurisprudence".

Isar, ein reißender Bergstrom, der im nördlichen Tirol entspringt, nach Baiern hinabstürzt, wo er viele Inseln bildet, an München vorüberfließt und, nachdem er eine Anzahl kleinerer Nebenflüsse in sich aufgenommen, sich bei Deggendorf in die Donau ergießt. Nach ihm ist das Isarmoos, eine 7½ M. lange und ½ M. breite Haidestrecke zwischen Isareck und der Donau, benannt. Der nach ihm benannte Isarkreis heißt jetzt Oberbaiern.

Isaure (Clémence), die Wiederherstellerin der Jeux floraux (s. d.) zu Toulouse, geb. 1464 auf dem väterlichen Schlosse in der Nähe von Toulouse, verlor ihren Vater Ludovic J., der im Kampfe fiel, schon in ihrem fünften Jahre. Von ihrer Mutter dem Kloster geweiht, zeigte sie von Jugend auf entschiedene Vorliebe für Musik, Dichtkunst und

Blumen. In sprachloser Minne verlebte sie glückliche Tage mit dem Troubadour Raoul, dem natürlichen Sohne des Grafen Raimund von Toulouse, bis Vater und Sohn gegen Kaiser Maximilian I. zum Kampfe zogen, in welchem sie fielen. Mit Freuden sprach J. nun das Klostergelübde aus; doch fortwährend der reinen Sängerliebe gedenkend, erneuerte sie zum Andenken derselben das schon lange nicht mehr gefeierte Sängerfest unter dem Namen der Jeux floraux, indem sie zugleich die fünf Blumen, das Veilchen, die Lilie, das Tausendschön, die wilde Rose und die Ringelblume, die ihre Minnesprache gebildet hatten, in Gold und Silber nachgebildet, zu Dichterpreisen bestimmte. Sie selbst war Meisterin in der sogenannten fröhlichen Kunst (gai savoir oder gaye science), und ihrer Frühlingsode bei der ersten Preisvertheilung verdankt sie den Namen der toulousischen Sappho. Eine Marmorstatue in Toulouse ist noch gegenwärtig ihrem Andenken gewidmet.

Isaurien, eine Landschaft im Süden von Kleinasien zwischen Pamphylien und Cilicien, war im Alterthume durch die Raubsucht seiner Bewohner ebenso sehr gefürchtet als berüchtigt. Die Isaurier nämlich, welche schon frühzeitig als Piraten das ganze Mittelmeer beunruhigten, bildeten hier und in dem angrenzenden rauhen Cilicien einen eigenen Freistaat und traten namentlich seit dem ersten Kriege gegen Mithridates, 87—84 v. Chr., der sich mit ihnen gegen die Römer verband, kühner und verwegener auf. Selbst nachdem von Rom aus der Krieg gegen sie beschlossen war und der Proconsul P. Servilius, der deshalb den Beinamen Isauricus erhielt, in einem dreijährigen Kampfe von 78—75 v. Chr., mehre Punkte nebst der Hauptstadt erobert und zur röm. Provinz gemacht hatte, trieben sie ihr unedles Handwerk fort, bis Pompejus, durch eine zahlreiche Flotte unterstützt, im J. 67 v. Chr. sie in ihren verborgensten Schlupfwinkeln aufsuchte und gänzlich schlug. Doch wurde auch durch diese Niederlagen für die Folgezeit ihre Macht nicht völlig gelähmt, denn im 3. Jahrh. v. Chr. stellten sie unter Gallienus den C. Annius Trebellianus an ihre Spitze, wurden zwar von Probus besiegt, nahmen aber später wieder die meisten röm. Küstenstädte Ciliciens weg und plünderten noch im 5. Jahrh. v. Chr. Seleucia in Syrien, seit welcher Zeit sie aus der Geschichte verschwinden. Ihre Hauptstadt Isaura, welche nahe am Taurus lag, wurde nach Alexander's Tode von Perdikkas, später von dem röm. Proconsul Servilius zerstört, unter Augustus von Amyntas, dem Könige Galatiens, in der Nähe ihrer frühern Lage wieder aufgebaut und dient gegenwärtig in ihren Trümmern zum Raubneste.

Isäus, ein attischer Redner, aus Chalcis in Euböa, nach Andern aus Athen, wohin er wenigstens schon frühzeitig kam, lebte in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. bis nach 357. Seine Lehrer waren Lysias und Isokrates; er selbst ertheilte dann, abgezogen von Staatsgeschäften, Unterricht in der Beredtsamkeit, namentlich auch dem Demosthenes, und schrieb gerichtliche Reden für Andere. Von seinen 50 Reden haben sich nur elf erhalten, die sich durch einfachen und oft kräftigen Stil empfehlen und meist Erbschaftsangelegenheiten betreffen. Sie finden sich in den Sammlungen der „Oratores attici" von Reiske (12 Bde., Lpz. 1770—75), J. Bekker (5 Bde., Berl. 1823—24), und Baiter und Sauppe (Zür. 1840). Eine besondere, sehr gute Ausgabe besitzen wir von Schömann (Greifsw. 1831), eine deutsche Übersetzung von Demselben (2 Bde., Stuttg. 1830) und eine franz. von Auger (Par. 1783). Vgl. Liebmann, „De Isaeai vita et scriptis" (Halle 1831).

Ischia, bei den Alten Anaria genannt, eine kleine Insel vulkanischen Ursprungs, am Eingange des Meerbusens von Neapel, südwestlich vom Vorgebirge Misene, ist sowol ihrer reizenden Lage als ihrer Fruchtbarkeit, ihres trefflichen Weins und ihrer heißen Bäder wegen berühmt. Sie hat einen Flächenraum von 1¼ □M. und gegen 24000 E. Der höchste Berg der Insel ist der 1800 F. hohe Vulkan Epomeo, auch Monte San-Nicolo genannt, der erst im 14. Jahrh. aufgehört hat, thätig zu sein und gegenwärtig, ziemlich auf seinem Gipfel, ein Kloster trägt. Die Hauptorte sind Ischia an der Ostküste, mit 300 E. und einem bedeutenden Hafen, der durch ein hochliegendes Castell beschützt wird, und Foria an der Westküste, von wo die Landesproducte ausgeführt werden. Die berühmtesten Bäder sind die von Casamicciola mit einem Hospital, worin 300 Kranke unentgeltlich verpflegt werden, die Dunstbäder von Castiglione, San-Lorenzo und Santa-Restituta bei dem Dorfe Lecco. Die ersten Bewohner der Insel, die Euböer, wurden gleich den Syrakusanern, den nachfolgenden Besitzern derselben, durch heftige Ausbrüche des

Exomeo vertrieben. Lange blieb nun die Insel unbewohnt, bis die benachbarten Neapolitaner sie mit neuen Colonisten besetzten, die aber bald unter die Herrschaft der Römer sich beugen mußten. Wie überhaupt mehre reiche Römer auf J. ihre Landsitze hatten, so hatte auch der Kaiser Augustus daselbst einen Palast, dessen Trümmer noch jetzt vorhanden sind. In der Nähe liegt die Insel Procida, welche, ebenso fruchtbar wie jene, auf ¼ □M. 15000 E. zählt. Wegen einer im Alterthum auf J. und Procida einheimischen Affenart, gab man beiden Inseln zusammen den Namen Pithecusä.

Ischl, ein Marktflecken im oberöstr. Salzkammergut (s. d.), am Traun, 1588 F. über dem Meere gelegen, mit 2000 E. und den großen Salzwerken in der Nähe, wurde noch insbesondere durch die seit 1822 daselbst eingerichteten Soolbäder berühmt, welche jetzt jährlich von mehr als 1000 Badegästen besucht werden. Besonders wirksam sind die Sooldunstbäder, welche man über der großen Salzsiedepfanne angebracht hat. Auch ist eine kräftige Salzquelle im Orte. Die Umgebungen J.s sind so reizend, daß es der Lieblingsort des östr. hohen Adels geworden ist. Vgl. „J. und seine Soolbäder" (Wien 1826); Weidemann, „Der Führer nach und um J." (Wien 1834).

Isegrim, eigentlich Isangrim, d. h. scharf, grausam wie das Eisen oder Schwert, ist in der deutschen Thiersage (s. Reineke Fuchs) der Name des einen ihrer beiden Haupthelden, des Wolfs. Ein lat., in Südflandern verfaßtes Gedicht des 12. Jahrh., das diesen, doch unzweifelhaft weit ältern Namen trägt und seinem Inhalt nach später in den lat. „Reinardus" verarbeitet worden ist, hat Jak. Grimm in seinem „Reinhart Fuchs" (Berl. 1834) herausgegeben.

Iselin (Isaak), ein geistreicher philosophischer Schriftsteller, geb. zu Basel am 17. März 1728, der Sohn Jak. Christoph J.'s, der ebenfalls als historischer und politischer Schriftsteller bekannt ist und 1737 als Professor der Theologie zu Basel starb, studirte die Rechte in Göttingen, wo er auch als Doctor promovirte und ging dann zu seiner weitern Ausbildung auf Reisen. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er 1754 Mitglied des Großen Raths und 1756 Rathsschreiber, in welcher Eigenschaft er sich bei treuer und eifriger Abwartung seines Amts große Verdienste erwarb. Er starb zu Basel am 15. Juni 1782. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Menschheit" (2 Bde., Zür. 1764—70). Nächstdem sind zu erwähnen seine „Vermischten philosophischen Schriften" (2 Bde., Zür. 1770) und seine „Ephemeriden der Menschheit" (7 Bde., Bas. 1776—82), die R. Z. Becker bis 1786 fortsetzte. Vgl. S. Hirzel, „J.'s Denkmal" (Zür. 1782).

Isenburg, eine Standesherrschaft im Großherzogthum und Kurfürstenthum Hessen, von 15 □M. mit 50000 E., großentheils gebirgig, liefert Getreide, Flachs, Taback und viel Holz, auch Eisen und Salz und hat treffliche Viehzucht und Fischerei. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach (s. d.). — Die gegenwärtigen Fürsten und Grafen von Isenburg, von deren Stammburg in dem gleichnamigen Flecken in der Nähe von Koblenz sich nur wenige Ruinen erhalten haben, gehören zu den ältesten deutschen Dynastengeschlechtern, deren die Geschichte erwähnt. Als der älteste geschichtlich beglaubigte Ahnherr des Hauses erschien Heinrich Graf von J. um 1290. Nach vielfachen Spaltungen der Familie in verschiedene Linien und mehrfachen Theilungen des Besitzthums wurde 1712 das Erstgeburtsrecht eingeführt. Damals bestanden bereits die beiden noch gegenwärtig fortblühenden Hauptlinien J.-Offenbach-Birstein und J.-Büdingen, gestiftet von den Söhnen Wolfg. Ernst's, gest. 1633, nämlich jene von Wolfg. Heinr., gest. 1635, diese von Joh. Ernst, gest. 1685. Die erste theilte sich in die Speciallinien J.-Offenbach, die aber schon wieder mit ihrem Begründer, Joh. Phil., 1718 erlosch, und J.-Birstein, die in der Person Wolfg. Ernst's I., der auch Offenbach ererbte, von Kaiser Karl VII. in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, während Wolfg. Ernst's jüngerer Bruder, der Graf Wilh. Moritz, mit Philippseich paragirt, die noch vorhandene Nebenlinie J.-Philippseich gründete. J.-Birstein hatte eine Stimme im wetterauischen Grafencollegium, wie bei dem oberrhein. Kreise. Durch seinen Beitritt zum Rheinbunde erlangte der Fürst Karl von J.-Birstein 1806 nicht nur selbst die Souverainetät, sondern auch die Oberhoheit über die Besitzungen von J.-Büdingen, ingleichen über die der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld. Durch die wiener Congreßacte wurde das Für-

stenthum 1815 als mediatisirtes Land unter die Souverainetät des Kaisers von Östreich gestellt, nachher aber zum größern Theile als Standesherrschaft der Hoheit des Großherzogs von Hessen untergeben, welcher es den Provinzen Starkenburg und Oberhessen einverleibte, während er einen Theil davon an Kurhessen für hanauische Ämter zur Entschädigung überließ. Von dem Fürstenthum J., welches der Kurfürst von Hessen in seinen Titel und sein Wappen aufgenommen hat, besitzt J.-Offenbach-Birstein unter kurfürstlich und großherzoglich hess. Hoheit zusammen 7½ □M. mit 17300 E. und 104000 Fl. Einkünften. Der jetzige Standesherr ist Fürst Wolfg. Ernst III., geb. 1798, welcher 1820 seinem Vater Ernst folgte und mit der Gräfin Adelheid von Erbach-Fürstenau in kinderloser Ehe lebt. An der Spitze der paragirten Nebenlinie J.-Philippseich steht als Standesherr der Graf Georg Kasimir, geb. 1794, der den Titel Erlaucht führt und als Chef seines Hauses Mitglied der ersten Kammer der Stände im Großherzogthum Hessen ist. In der zweiten Hauptlinie J.-Büdingen stifteten die vier Söhne des Stifters derselben wieder vier Speciallinien, nämlich J.-Büdingen, J.-Wächtersbach, J. zu Meerholz und J. zu Marienborn, die 1725 ausstarb und deren Besitzungen an J. zu Meerholz fielen. Die erste besitzt unter großherzoglich hess. Oberhoheit 3¼ □M. mit 11000 E. und 90000 Fl. Einkünften. Der gegenwärtige Standesherr Kasimir Ernst, geb. 1781, wurde 1840 mit seiner gesammten Nachkommenschaft von dem Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben. Der Erbprinz, Kasimir Ernst, geb. 1806, ist mit der Gräfin Thekla von Erbach-Fürstenau vermählt. Die Linie J.-Wächtersbach besitzt 2 □M. mit 5600 E. unter großherzoglicher und das Amt Wächtersbach unter kurhess. Oberhoheit. Der Standesherr ist der Graf Adolf, geb. 1795, vermählt mit der Gräfin Philippine von J.-Philippseich, mit der er einen Sohn, Maximilian, geb. 1824, zeugte. Die Linie J. zu Meerholz, die unter kurhess. Oberhoheit das Amt Meerholz, unter großherzoglich hess. das Amt Marienborn und unter würtemberg. einen Theil an Limpurg-Gaildorf, zusammen 2 □M. mit 7000 E. besitzt, mit dem Standesherrn, dem Grafen Karl, geb. 1819, steht jetzt im Erlöschungsfalle.

Iserlohn, eine wichtige Handelsstadt im alten Sauerlande der Grafschaft Mark, zum Regierungsbezirk Arnsberg, der preuß. Provinz Westfalen gehörig, am kleinen Flusse Baaren, in einer bergigen Gegend, hat 7500 E., drei evangelische und eine katholische Kirche und ein Gymnasium. Die Fabriken liefern kurze Eisenwaaren, Messing- und Drahtarbeiten, ferner Siamoisen, Sammetband, Seiden- und Wollenzeug u. s. w. Mehr als 60 ansehnliche Handelshäuser beschäftigt der Verkehr mit Italien, Frankreich und dem Norden. In der Nähe J.s, im Herzogthum Berg, liegt die Messingfabrik in der Grüne.

Isidorus Hispalensis, Bischof von Sevilla (Hispalis), ein um die span. Kirche sehr verdienter Geistlicher, geb. zu Cartagena in Murcia, gest. 636, lieferte in seinen „Sententiarum sive de summo bono libri III" eine Art Glaubenslehre nach den Aussprüchen der ältern Kirchenlehrer, und in seinen „Originum seu etymologiarum libri XX" eine Art Encyklopädie, auch mehre grammatische, historische und theologische Schriften, wie „De differentiis verborum libri III", „Synonymorum libri II" und „Liber glossarum"; das „Chronicon usque ad annum V Heraclii", eine Geschichte der Gothen von 176—628 (herausgegeben von Rösler, Tüb. 1803, nebst „Observationes", Tüb. 1804, 4.) und eine Chronik der westgoth. Könige, ein „Liber de scriptoribus ecclesiasticis" und endlich eine „Collectio canonum ecclesiae Hispaniae", die in und außer Spanien zu großem Ansehen gelangten und später vielfach erweitert und vervollständigt wurde. Die beste Ausgabe seiner gesammten Werke besorgte Faustus Arevalo (7 Bde., Rom 1797—1803, 4.). — Die sogenannten Pseudoisidorischen Decretalen, vom 9. Jahrh. an gesammelt, erhielten den Namen nach Isidorus Mercator oder Peccator. (S. Decretalen.)

Isidorus Pelusiota, ein Mönch zu Pelusium in Unterägypten, der ein äußerst strenges Leben führte und kühn die ausschweifenden Sitten der Geistlichen tadelte, war aus Alexandria gebürtig und starb ums J. 450. Seine noch vorhandenen zahlreichen Briefe (herausgegeben, Par. 1638, Fol.) sind ebenso wichtig für die Exegese, wie für die Kirchengeschichte. Vgl. Niemeyer, „De Isidori Pelusiotae vita, scriptis et doctrina" (Halle 1825).

Isis, die am höchsten und meisten verehrte unter allen Göttinnen der alten Ägypter,

ist eine Personificirung der weiblichen, nährenden und gebärenden Naturkraft, welche in dieser Gottheit auch mit dem urägypt. Thierfetisch, der Nahrung gebenden, fruchtbaren Kuh, sowie mit den vergötterten Weltkörpern des Mondes, als des weiblichen Gegensatzes zum männlichen, der Sonne, und der Erde, als der Trägerin aller Fruchtbarkeit, der Allerzeugerin und Ernährerin, in Verbindung gebracht und durch sie symbolisirt wurde, im Gegensatz zum Osiris (s. d.), der männlichen erzeugenden Naturkraft. Die zahlreichen Mythen, welche die J. betreffen, stellen daher fast sämmtlich Verhältnisse dar, die sich auf die Befruchtung und Hervorbringung beziehen, und wie sehr auch die classischen Schriftsteller, welche diese Mythen überliefert, durch Einmischung griech. Mythologie und andere Missverständnisse dieselben verwirrt haben, so tritt doch diese Bedeutung des Isismythus in allen hervor, wie sie denn auch die J. am öftersten mit der griech. Demeter identificiren, sie als die Säugamme und Allempfangende, als die gebärende, unendlichgestaltige Natur darstellen und die Tausendnamige nennen. Natürlich war es, daß mit dieser Bedeutung der J. auch die einer Wohlthäterin der Menschheit, einer Erfinderin nützlicher Einrichtungen u. s. w. verbunden wurde. So galt sie als Erfinderin des Schiffbaus, als Lehrerin des Ackerbaus und des Gottesdienstes u. s. w. Am reinsten scheint Plutarch, obschon auch er von Übertragung griech. Analogien nicht frei ist, den Mythus von J. und Osiris uns erhalten zu haben. Nach ihm wurden Osiris und J. vom Kronos und der Rhea unehelich erzeugt. Als Helios, der Rhea Gemahl, hiervon Kunde erhielt, schwur er, sie solle weder in einem Monate noch in einem Jahre gebären. Dies hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr wieder geliebt wurde; er erfand daher ein Mittel, wie trotz jenes Schwurs Rhea gebären könnte. Er spielte nämlich mit dem Monde im Bretspiele, gewann ihm von seinem jedesmaligen Lichte den siebenzigsten Theil ab, machte daraus fünf Tage, die Schalttage der Ägypter, fügte diese den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr bestanden hatte, und verschaffte so der Göttin Zeit zur Geburt in diesen Tagen. Am ersten Tage gebar nun Rhea den Osiris (s. d.), am zweiten den Arueris oder ältern Horus (s. d.), am dritten den Typhon (s. d.), am vierten die J., am fünften die Nephtis (s. d.). Die Väter dieser fünf Kinder waren Helios, Kronos und Hermes. Osiris und J. liebten sich bereits im Mutterleibe und wurden nach ihrer Geburt Gatten. Als jener später vom Typhon verfolgt, gefangen, in einen Kasten gesperrt und in den Nil geworfen wurde, schnitt sich J. eine ihrer Locken ab, legte Trauerkleider an und durchwanderte angstvoll das ganze Land, um den verlorenen Gatten zu suchen, bis ihr endlich einige Kinder das Schicksal des Osiris erzählten. So wurde sie auch benachrichtigt, daß der Kasten mit dem Osiris zu Byblos in Phönizien von den Wogen ans Land gespült worden und in den Zweigen eines Tamariskenstrauchs hängen geblieben sei. Dieser Strauch war schnell zu einem großen Baume aufgeschossen und hatte mit seinem Stamme die Kiste völlig umschlossen, sodaß sie unsichtbar geworden. Der König des Landes aber ließ den großen Stamm fällen und daraus eine Säule seines Palastes machen. Eine übernatürliche Stimme sagte der J., daß die Kiste in dieser Säule verborgen sei; sie begab sich daher nach Byblos, wo sie auf wunderbare Weise sich kundgab, die Säule niederriß und entzwei hieb, die Kiste mit dem Leichnam des Osiris herausnahm und mit demselben auf dem Nil nach Ägypten zurückkehrte, wo sie ihn an einen abgelegenen Ort stellte. Allein der bei Mondlicht jagende Typhon entdeckte ihn und zertheilte denselben in 14 Stücke, die er im Lande umherstreute. Auf die Nachricht davon suchte J. diese Stücke wieder zusammen und fand sie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, das von Nilfischen gefressen worden war. Statt desselben weihete sie nun den Phallus (s. d.) und führte dessen Verehrung in Ägypten ein. Als ihr vom Horus (s. d.) wegen Freilassung des Typhon das Diadem vom Haupt gerissen wurde, setzte ihr Hermes einen Helm in Gestalt eines Rinderschädels auf. Nach der Rückkehr des Osiris aus der Unterwelt gebar sie ihm noch den Harpokrates (s. d.). Die Kuh war das der J. heilige Thier, wie sie denn selbst unter der Gestalt derselben verehrt oder wenigstens mit Kuhhörnern abgebildet wurde; ja nach dem einen Mythus wurde sie sogar als junge Kuh durch einen Strahl vom Himmel (Osiris) schwanger und Mutter des Apis; daher vermischten die Griechen, seit sie den ägypt. Isisdienst kennen lernten, hiermit ihre Mythe von Io (s. d.). Die Kühe aber wurden in Ägypten deshalb so heilig gehalten, daß keine geschlachtet oder

geopfert, noch weniger ihr Fleisch gegessen wurde, indem man sie gewissermaßen für Incarnationen der J. ansah; starb eine, so wurde sie feierlich in den Nil begraben. Die J. wird in einem knapp anliegenden Unterkleide dargestellt, mit der ägypt. Haube auf dem Haupte, welcher die Kuhhörner und eine Scheibe dazwischen nicht fehlen; außerdem erkennt man sie an dem Lotos (s. d.), über dem Scheitel und dem Sistrum (s. d.) in der Hand. Spätere röm. Künstler gaben ihr fast alle Attribute weiblicher Gottheiten; doch sind die Bilder, wo sie den Horus säugt, am häufigsten. Bisweilen wird sie auch, gleich der kleinasiat. Allmutter, der Cybele, der ephesischen Diana, der sie ihrer mythologischen Bedeutung nach sehr ähnlich ist, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Später erhielt sie bei den Römern in Gesichtsbildung, Gestalt und Schleier einen Junonischen Charakter; nur an dem Mantel, der auf der Brust in einem Knoten zusammengeschlungen ist, dem mit Franzen besetzten Schleier und ihren übrigen Attributen erkennt man noch die nichtröm. Göttin. Die J. wurde, wie der Osiris, in ganz Ägypten, vorzüglich aber in Memphis, mit vielen geheimnißvollen Ceremonien und Diensten verehrt. Jährlich wurde ihr nach dem Wintersolstitium ein großes zehntägiges Fest gefeiert, welches in einer allgemeinen Reinigung bestand. Von Ägypten ging ihr mysteriöser Cultus nach Griechenland, vorzüglich aber nach Rom über, wo er in den spätern Zeiten der Republik aufkam. Wegen der Menge Misbräuche, die mit dem Isiscultus in Rom, wo er ganz den Charakter eines Geheimdienstes hatte, verbunden waren, wurde er anfangs daselbst verboten, und mehrmals schritt der Senat dagegen ein. Dessenungeachtet griff er immer mehr um sich und fand bei der sittlichen Verdorbenheit der spätern Römer immer zahlreichere Anhänger, sodaß am Ende der Kaiser Augustus ihn völlig freigab und unter der Kaiserregierung die Isistempel die Freistätten der größten Ausschweifungen wurden.

Isistafel (Mensa Isiaca, auch Tabula Bembina), ein altes berühmtes ägypt. Denkmal, besteht aus einer mit vermischtem blauen Schmelzwerk überzogenen, kupfernen viereckigen Tafel, mit künstlich eingelegten Silberfäden. Die Hauptfigur ist die sitzende Isis; der Sinn der übrigen bildlichen Darstellungen aber ist zweifelhaft. Nach der Einnahme Roms im J. 1527 kam die Tafel an den Cardinal Bembo; jetzt befindet sie sich in der ägypt. Sammlung im Museum zu Turin. Durch Aneas Vicus wurde sie zuerst, in Kupfer gestochen, herausgegeben (Ven. 1559).

Isla (José Francisco de), ein span. Satiriker, geb. im Apr. 1714 zu Segovia, nach andern Angaben 1703 zu Villavidane in Leon, zeichnete sich als Mitglied des Ordens der Jesuiten in mehren Klöstern als Lehrer und Prediger aus und ging, nach der Vertreibung der Jesuiten aus Spanien, nach Bologna, wo er im Dec. 1783 starb. Schon in seinem „Triunfo del amor etc." (Madr. 1746; 4. Aufl. 1804) persiflirte er die anspruchsvollen und doch kleinlichen, von den Deputirten Navarras in Pampelona veranstalteten Festlichkeiten zur Feier der Thronbesteigung Ferdinand's VI. mit so feiner Ironie, daß diese sein Lob anfangs für Ernst nahmen und ihn mit Dank und Geschenken überhäuften. Einen europ. Ruf und eine bleibende Stelle in der span. Literatur erwarb er sich durch seine unter dem fingirten Namen, Don Franc. Lobon de Salazar, herausgegebene „Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes" (Madr. 1758), in der er, nach dem Vorbilde des Cervantes, in dem ironisch dargestellten Lebenslaufe seines Helden die span. Predigermönche jener Zeit als geschmack- und sinnlose Erbauungsredner in solcher Weise persiflirte, daß das Buch von der Inquisition verboten und der zweite Theil erst 1770 mit dem fingirten Druckorte Campazas (d. i. Madrid), „a costa de cosherederos de Fray Gerundio" erscheinen konnte. Eine engl. Übersetzung dieses Wecks besorgte Baretti (Lond. 1771), und darnach eine deutsche, Bertuch (Lpz. 1773). In den spätern Ausgaben („Coleccion de varias piezas relativas á la obra de Fr. G.", 3 Bde., Campazas 1804; 4 Bde., Madr. 1813; 6 Bde., Lyon 1824 u. öft.) erschien das Werk mit einem dritten Theile bereichert. Eine franz. Übersetzung besorgte F. Cardini (2 Bde., Par. 1822). Man hat von J. auch mehre Übersetzungen aus dem Französischen, unter welchen die des „Gil Blas" von Lesage (s. d.), die er schon 1781 vollendet hatte, die aber erst nach seinem Tode (7 Theile in 4 Bdn., Madr. 1797, 4. und öft.) erschien, die merkwürdigste ist, indem nämlich J. behauptete, daß dieser Roman schon 1635 von einem Spanier verfaßt worden

sei, der sich, deshalb angeklagt und verfolgt, mit einer von Lesage später benutzten Abschrift nach Frankreich geflüchtet habe, wo er 1640 gestorben. Nach seinem Tode erschienen auch seine „Cartas familiares" (6 Bde., Madr. 1790, 12.), enthaltend seinen Briefwechsel mit seiner Schwester und seinem Schwager, die später in einer Auswahl mit gegenüberstehender franz. Übersetzung unter dem Titel „Correspondance espagnole" (Par. 1804) wieder abgedruckt wurden, und eine Sammlung seiner übrigen nachgelassenen Schriften, „Rebusco de sus obras literarias, asi en prosa como en verso" (2 Bde., Madr. 1797).

Islam und Islamismus, s. Mohammedanismus.

Island, die im hohen Norden zwischen dem 63° 35′ und 66° und 30′ nördl. Br. und dem 353° und 3′ östl. L. gelegene, von Norwegen 150 M., von Grönland 35 M. entfernte, zum Königreich Dänemark gehörige Insel, ist einer der interessantesten Punkte der Erde. Sie hat einen ungefähren Flächeninhalt von 1406 □M., ist aber im Innern eine schauerliche Wüste und nur auf der südwestlichen Küste spärlich bewohnt. Umgeben von stürmischen, die meiste Zeit mit Eis bedeckten Meeren, mit vielen Felsen und Klippen und immer höher sich thürmenden Eisfeldern, gewährt sie mit ihren hohen, kahlen, mit ewigem Schnee und Eis gekrönten Gebirgen, ihren zahlreichen schroffen Felsen, ihren ungeheuern Lavafeldern und den überall sich darbietenden Spuren fürchterlicher Erdbeben und verwüstender Revolutionen, ohne Baum und, mit Ausnahme der Küstenthäler, fast ohne Spur der Vegetation, einen Schauer erregenden Anblick, zumal bei dem Gedanken, daß sie einst blühender und bewohnter gewesen, und daß die Wissenschaften und Poesie auf ihr in hoher Blüte gestanden. Das Gebirge erhebt sich auf ihr in seinen höchsten Punkten bis an 7000 F. über der Meeresfläche, ist mit weitausgedehnten Gletschern oder Jökods bedeckt und entsendet furchtbare Lawinen oder Sniöslods nach den Ebenen. Unter den zahlreichen feuerspeienden Bergen ist der Hekla (s. d.) auf der Südküste der bekannteste, der schon seit dem J. 1004 thätig sein soll; andere bedeutende Vulkane sind der Krabla, Leirniukur, Biarnaflag und Hitzool auf der nördlichen, und der Kötligiau und Öraifa auf der südlichen Küste, die sich insgesammt erst ums J. 1724 entzündeten. Mit ihnen stehen die vorzugsweise auf der südwestlichen Küste unendlich häufigen heißen Quellen in Verbindung, die man in Laugar, d. i. Bäder, welche ruhig fließen, und in Huer, d. i. Kessel, oder Geiser (s. d.), d. i. Strudel, die in Gestalt von Springbrunnen aufsprudeln, eintheilt, deren Wasser in der Temperatur vom Lauwarmen bis zum Siedendheißen aufsteigt und theils wohlschmeckend, theils schwefelig ist. Sie sind großen Veränderungen unterworfen und versiegen so schnell, wie sie entstehen. In Folge der Beschaffenheit des Bodens ist die Insel häufig von Erdbeben heimgesucht; die fürchterlichsten Verwüstungen erfuhr sie durch solche in den J. 1755 und 1783. Gewitter sieht man hier nur selten, desto häufiger Nordlichter. Der Winter ist sehr streng und das Klima scheint sich fort und fort zu verschlimmern. Das Thierreich bietet Rindvieh, etwa 30—40000 Stück, aber meist ohne Hörner, Schafe, gegen 500000 Stück, oft mit vier und fünf Hörnern, Pferde, klein aber kräftig, Hunde, Rennthiere, die man seit 1770 eingeführt hat, Seehunde, Falken, Schwäne und unzählige Seevögel; das Pflanzenreich nutzbare Flechten, z. B. das Isländische Moos (s. d.), und Beeren, sowie in Gärten Kartoffeln, Rüben, Kohl, Spinat, Petersilie, Flachs, vorzüglich aber Nettig, Senf und Kresse; das Mineralreich Gyps, Schwefel, Eisen und eine Art Braunkohle, Surturbrand genannt, die nächst dem Treibholz an der nördlichen und östlichen Küste den Holzmangel ersetzt. Denn Holz und Getreide, die man nach glaubhaften Zeugnissen in früherer Zeit auf J. baute, gedeihen nicht mehr. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf etwa 56000. Sie sind german. Abkunft, ernst und treu, von reinen Sitten, nicht gemeiner Ausbildung und bekennen sich zur protestantischen Kirche. Ihre Sprache ist die alte skandinavische, die sich hier in großer Reinheit erhalten hat; doch sprechen die Bewohner an der Küste meist auch Dänisch. Daß ein Isländer nicht lesen und schreiben könnte, ist eine seltene Erscheinung. Von Liebe zum Vaterlande beseelt, zeigen sie meist eine große Vertrautheit mit dessen in Sagen und Gedichten aufbewahrter Geschichte. Ein kleiner, dürftiger Menschenschlag, erreichen sie selten ein hohes Alter, besonders haben sie an Skorbut und Gicht zu leiden. Merkwürdig ist die Fruchtbarkeit der Frauen, bei denen es etwas ganz Gewöhnliches ist, daß sie 12—15 Kinder zeugen. Die Wohnun-

gen bestehen in niedern mit Moos ausgestopften und mit Rasen gedeckten Hütten, von Torf oder Lavastücken. Städte und Dörfer gibt es eigentlich gar nicht, indem man sich ganz vereinzelt nach dem Bedürfniß und der Beschaffenheit des Bodens angebaut hat. Fischfang, Jagd auf Vögel, Viehzucht, Strumpf- und Handschuhweberei und Handel mit Eiderdunen (s. d.), Wolle u. s. w. bilden die Erwerbsquellen des Isländers. Brot gilt für einen Leckerbissen des Reichen; aus dem Isländischen Moos bereitet man Mehl, das auf sehr verschiedene Weise verspeist wird; die Hauptnahrung sind getrocknete Seefische, auch genießt man viel Milch. Das Vieh füttert man in schlimmen Zeiten mit gestoßenen Fischgräten. Wenn auch in großer Armuth, so leidet doch der Isländer bei seiner Genügsamkeit für gewöhnlich keinen Mangel; dieser tritt erst dann ein, aber auch um so furchtbarer, wenn vulkanische Ausbrüche die Wiesen überschütten und das Treibeis den Fischfang und das Einlaufen europ. Schiffe verhindert. Die ganze Insel ist politisch nach den Himmelsgegenden in Nord-, Ost-, West- und Südland getheilt. Der einzige stadtähnliche Ort Reikiavig an der Westküste, am Faxefiord, der Sitz des Stiftamtmanns und des Bischofs, hat 5—600 E., eine Bibliothek von 4—5000 Bänden, eine Sternwarte und eine Apotheke. Außerdem sind noch Havnefiord, mit einem guten Hafen und einer Gelehrtenschule, und Leirar, nördlich von Reikiavig, wegen der einzigen Druckerei auf J. zu erwähnen. Vgl. Gliemann, „Geographische Beschreibung von J." (Altona 1824).

Die Insel soll von dem normänn. Abenteurer Nadoddr, der im J. 861 vom Sturm verschlagen hier landete, entdeckt, von ihm des vielen Schnees wegen Snioland genannt und, nachdem ein Schwede, Namens Flake, daselbst überwintert und sie Island genannt habe, im J. 874 durch zwei andere normänn. Abenteurer, Ingolfr und Leifr, mit normänn. Auswanderern bevölkert worden sein. Eine frühere christliche Bevölkerung, aus Schottland und Irland, scheint diesen Einwanderern bald unterlegen zu sein. Die Nachkommen der letztern lebten mehre Jahrhunderte in einer unabhängigen Aristokratie, während welcher Zeit auch ums J. 1000 das Christenthum wieder Fuß faßte, bis es im J. 1261 dem König Hakon VI. von Norwegen gelang, die Insel seiner Herrschaft zu unterwerfen. Kaum zu bezweifeln ist es, daß Isländer ums J. 932 Grönland und 986 einen Theil von Amerika, den sie Vinland (s. d.) nannten, entdeckt haben. Die Wissenschaften und Künste, welche im Gefolge des Christenthums in J. einzogen, blühten hier bereits vor der Mitte des 11. Jahrh. und bis in die Mitte des 14. Jahrh. (S. Skandinavische Sprache und Literatur.) Gegen Ende des 14. Jahrh. kamen Wissenschaften und Künste, welche seit der Einführung der norweg. Herrschaft zu sinken begannen, in gänzlichen Verfall, doch hoben sie sich allmälig wieder, seitdem König Christian III. von Dänemark die Reformation im J. 1540 einzuführen begann, die aber erst 1591 völlig zu Stande kam. Im 17. Jahrh. wurde die Insel zweimal von algierischen Seeräubern heimgesucht, die 1627 und 1687 eine Masse Menschen mordeten und raubten; im 18. Jahrh. hatte sie überhaupt 43 Jahre Miswachs und 18 Mal Hungersnoth zu ertragen; im J. 1707 starben gegen 17000 Menschen an den Blattern und 1784 auf 1785 gegen 9000 vor Hunger. Nichtsdestoweniger bildeten sich seit der Mitte des 18. Jahrh. auf J. mehre Gesellschaften, die wesentlich zur Verbreitung der Aufklärung und Bildung des Volks beitrugen, die noch gegenwärtig herrschen. Im J. 1809, während des Kriegs zwischen England und Dänemark, bemächtigte sich ein zu den Engländern übergelaufener dän. Matrose, Jörgen Jörgenson, der mit einem armirten engl. Handelsschiffe nach Reikiavig gekommen war, der unbewaffneten Stadt und der höchsten Gewalt in J., wurde aber nach anderthalb Monaten, im Aug. 1809, von den Engländern selbst wieder verjagt, gerade als eine gegen ihn gerichtete Verschwörung im Ausbruche begriffen war. In den J. 1824 und 1825 herrschte auf J. abermals große Hungersnoth, namentlich in Folge heftiger vulkanischer Ausbrüche in den vorhergehenden Jahren, und 1827 eine heftige Epidemie, die nicht minder zahlreiche Opfer foderte. Vgl. Thienemann und Günther, „Reise im Norden Europas, vorzüglich in J. in den J. 1820 und 1821" (Lpz. 1827) und Barrow, „Visit of I. in the summer of 1834" (Lond. 1835).

Isländisches Moos nennt man eine Flechte, welche im Norden Europas, in Island, Norwegen und Schweden im Flachlande wächst, in Deutschland aber nur auf höhern Bergen gefunden wird. Sie besteht aus einem aufrecht stehenden, unregelmäßig geschlitz-

ten und gelappten, oben graugrünen oder bräunlichen, unten lichtgrauen oder weißen Laube von lederartiger, etwas knorpeliger Substanz. In Nordeuropa dient das Isländische Moos als Nahrungsmittel, indem man ihm einen Theil seiner Bitterkeit mittels Einweichens in Wasser entzogen hat. In der Arzneikunde wird es bei verschiedenen Brustleiden, langwierigen Katarrhen, Blutspucken und Auszehrung angewendet und in verschiedener Form gegeben, z. B. als Thee, als Gallert oder auch mit Chocolade verbunden, welche man dann Mooschocolade nennt.

Isle de France, ein ehemaliges franz. Gouvernement, welches die in den gegenwärtigen Departements Seine, Oise, Seine und Oise, Seine und Marne, und Aisne enthaltenen Landschaften Hurepoix, Brie française, Gâtinois, Mantais, Vexin français, Beauvaisis, Valois, Soissonnais, Noyonnais, Laonnais und Aunais umfaßte. Es war dieser Landestheil nicht nur das Herz, sondern auch, als Erbland der Capetinger, recht eigentlich der Kern Frankreichs, um welchen die Nachfolger des Gründers der franz. Nationaldynastie im Laufe der Zeit mit ebenso viel Glück als Geschick die Bruchstücke des zersplitterten westfränk. Reichs Karl des Kahlen sammelten und zu einem gleichmäßig organisirten Ganzen formten.

Isle de France hieß eine Zeit lang die östlich von Madagaskar im Indischen Ocean gelegene, im J. 1715 von den Franzosen in Besitz genommene Insel, die aber, seit sie 1810 unter engl. Herrschaft gekommen, wieder ihren frühern Namen Mauritius (s. d.) erhielt.

Isly, ein kleiner Fluß in Marokko, wurde in neuester Zeit durch die Schlacht bekannt, welche daselbst der franz. Marschall Bugeaud (s. d.) am 14. Aug. 1844 den Marokkanern lieferte und die ihm als Sieger den Titel eines Herzogs von Isly einbrachte.

Ismaeliten heißen mohammedan. Sektirer, die vom 10. Jahrh. an in Syrien und Persien hausten und in mehr als einer Form zu freigeistigen Grundsätzen sich bekannten. Sie bildeten einen Zweig der Imamie, einer Sekte, welche an die Existenz eines einst verschwundenen Imam's glaubte und behauptete, daß dessen Geschlecht auf geheimnißvolle Weise sich fortpflanze bis zur Ankunft des letzten Imam's, der sie von der Pflicht der Gesetzbeobachtung entbinden werde. (S. Imam.) Das Eigenthümliche der Ismaeliten war, daß sie nur sieben Imams anerkannten, nämlich Ali, Hassan, Ali Seinolabidin, Mohammed Bakir, Dschafer Sadik und dessen Sohn Ismael. Von letzterm leiteten sie ihren Ursprung her und nach ihm nannten sie sich. Trotz mancher Berührungspunkte mit den Assassinen (s. d.), die deshalb auch westliche Ismaeliten genannt wurden, theilten sie doch nicht den blutdürstigen Fanatismus derselben. Nicht unpassend kann man sie mit den Brüdern und Schwestern des freien Geistes (s. d.) vergleichen.

Ismail, die Hauptfestung in russ. Bessarabien (s. d.), am Donauarm Kilia gelegen, war vor dem J. 1789, wo Suwarow diese früher türk. Festung durch ein blutiges Bombardement eroberte, noch ungleich wichtiger und zählte damals über 30000 E. Nach jener Zeit lag es lange Zeit in Schutt und Ruinen; erst in neuerer Zeit, seitdem es durch den bukareschter Frieden von 1812 an Rußland gekommen, hob es sich wieder. Gegenwärtig hat es 21908 E. in 2384 Häusern, zwölf Kirchen, zwei Schulanstalten und 16 Fabriken, wie denn auch bereits 142 Schiffe im J. 1840 in seinen Hafen einliefen. Vor Kilia und Reni, den beiden andern, an demselben Donauarm gelegenen Hauptfestungen und Handelsstädten in diesem südlichen Theile Bessarabiens, behauptet es beiweitem den Vorrang, da im J. 1838 Kilia nur 6304 und Reni sogar nur 5394 E. zählte.

Isny, eine Standesherrschaft der Grafen von Quadt-Isny in Würtemberg, von ¼ □M. mit 2100 E. Die gleichnamige sehr alterthümliche Hauptstadt derselben kam im 14. Jahrh. von den Grafen von Veringen an die Truchseß von Waldburg, erkaufte von letztern ihre Freiheit und wurde durch Kaiser Karl IV. 1365 zur Reichsstadt erklärt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß kam sie an die Reichsgrafen von Quadt, als Entschädigung für die an Frankreich abgetretenen Besitzungen auf dem linken Ufer des Niederrhein, und bei der Auflösung des Reichsverbandes im J. 1806 unter würtemberg. Hoheit. Der gegenwärtige Standesherr ist der Erbdrost und Erbhofmeister des Fürstenthums Geldern und der Grafschaft Zütphen, Graf von Quadt-Isny, geb. 1783.

Isobarometrische Linien heißen diejenigen Linien, die man sich durch Orte gezo-

gen denkt, in welchen die jährlichen mittlern barometrischen Änderungen gleich groß sind; isothermische oder Isothermen solche, die durch Orte von gleicher mittlerer Temperatur; isotherische oder Isotheren diejenigen, die durch Orte mit gleicher Sommerhitze, und isochimenische oder Isochimenen diejenigen, die durch Orte mit gleicher Winterkälte gehen. Der Urheber dieser Benennungen ist Alex. von Humboldt, welcher zuerst alle diese Linien einer genauen Untersuchung unterwarf. Wenn die Oberfläche der Erde überall dieselbe Kraft besäße, Wärme aus dem Sonnenlichte zu entwickeln, und überdies ohne Erhöhungen, ohne Meere u. s. w. wäre, so würden alle Orte von gleicher Breite dieselbe mittlere Temperatur, dieselbe Sommerhitze und dieselbe Winterkälte haben und die genannten drei Gattungen von Linien würden dem Äquator parallel laufen. Da dieses aber der Fall nicht ist, so laufen auch die genannten Linien nicht nur dem Äquator nicht parallel, sondern sie weichen selbst voneinander sehr bedeutend in der Gestalt ab. Wie die Temperatur, so ist auch die magnetische Kraft der Erde, die Intensität des Erdmagnetismus, nicht überall gleich. Isodynamische Linien heißen diejenigen Linien, welche Orte von gleicher magnetischer Kraft miteinander verbinden; isogonische solche, welche durch Orte der Erde von gleicher magnetischer Abweichung gehen, und isoklinische solche, welche durch Orte gehen, in welchen gleiche magnetische Neigungen stattfinden.

Isochron oder isochronisch heißt Das, was in gleichen Zeiten geschieht; so nennt man z. B. die Schwingungen des Pendels isochronisch, weil zu jeder Schwingung, wenigstens wenn sie sehr klein ist, gleich viel Zeit verwendet wird, und isochrone Linie oder Isochrone, häufiger und richtiger Tautochrone, diejenige krumme Linie, in welcher ein schwerer Körper, wenn er längs derselben zu fallen oder zu rollen gezwungen wäre, immer, von welcher Höhe oder von welchem Punkte dieser Linie man ihn auch herablassen möchte, dennoch in einer und derselben Zeit bis zu ihrem tiefsten Punkte gelangen würde. Nachdem Leibnitz schon 1689 das Problem, diese Linien zu bestimmen, gelöst hatte, führten 1690 Jak. Bernoulli und Varignon diesen Gegenstand auf eine allgemeinere und analytische Art weiter aus. (S. Cykloide.)

Isographie nennen die Franzosen das Facsimiliren. (S. Facsimile.)

Isokrates, einer der berühmtesten griech. Redner, geb. zu Athen 436 v. Chr., hatte den Gorgias, Prodikus und Protagoras zu Lehrern, wagte es aber in Folge seiner schwachen Stimme und einer ihm angeborenen Schüchternheit nicht leicht, öffentlich aufzutreten, sondern beschäftigte sich vielmehr mit dem Unterrichte in der Redekunst, den er sich sehr theuer bezahlen ließ, und mit Verfertigung von Reden für Andere, die ihm ebenfalls große Summen einbrachten. Mit Platon, dessen Gespiele er in seiner Kindheit gewesen war, blieb er bis in das späteste Alter befreundet; ebenso war er ein großer Verehrer des Sokrates, nach dessen Tode er allein in Athen Trauerkleider anlegte, dagegen der heftigste Gegner der Sophisten. Sein Hauptverdienst um die Beredtsamkeit bestand darin, daß er diese zuerst für praktische Zwecke, namentlich für Erweckung des sittlichen Lebens, benutzte und die größte Sorgfalt auf einen gebildeten Stil und die harmonische Abrundung der Sprache verwendete, daher ihm das Verfertigen und Ausfeilen seiner Reden viel Zeit kostete, wie ihn denn die Ausarbeitung des „Panathenaikos" zehn volle Jahre beschäftigt haben soll. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß seine Reden, da sie meist nach Einem Zuschnitte verfertigt sind, am Ende wegen Mangel an Abwechselung Kälte und Überdruß erregen mußten, obschon die Fehler, die ihm die Kritiker seiner Zeit vorwarfen, daß nämlich sein Stil an Weitschweifigkeit und Überladung mit Zierathen, an müßigen Ausdrücken und unpassenden Figuren leide, und daß er seine Gedanken den Worten sklavisch unterwerfe, nicht immer so scharf hervortreten. Für Griechenlands Freiheit war er mit solchem Eifer begeistert, daß er aus Kummer über das unglückliche Treffen bei Chäronea im J. 338 v. Chr. im 98. Lebensjahre eines freiwilligen Todes starb. Von seinen 60 Reden, die man noch zu Plutarch's Zeiten unter seinem Namen kannte, von denen aber nicht die Hälfte für echt gehalten wurde, sind noch 21 übrig, unter denen der „Panegyrikos", in welchem die Griechen zur Eintracht gegen die Perser ermuntert werden, und der „Panathenaikos", eine Lobrede auf Athen, die erste Stelle einnehmen. Nach der ersten Ausgabe durch Demetr. Chalkondylas (Mail. 1493, Fol.) sind sämmtliche Reden theils in die Sammlungen der „Ora-

tores attici" von Reiske (12 Bde., Lpz. 1770—75), J. Bekker (5 Bde., Berl. 1823—24) und Baiter und Sauppe (Zür. 1840) aufgenommen, theils von Lange (Halle 1803), Korais (2 Bde., Par. 1807), W. Dindorf (Lpz. 1825), Bremi (Gotha und Erf. 1831), und Baiter und Sauppe (2 Bde., Zür. 1839) besonders herausgegeben worden. Unter den vorzüglichsten Bearbeitungen einzelner Reden erwähnen wir die des „Panegyrikos" von Spohn (Lpz. 1817), Pinzger (Lpz. 1825), W. Dindorf (Lpz. 1826) und Baiter (Lpz. 1831); des „Areopagitikos" von Bergmann (Leyd. 1819) und Benseler (Lpz. 1832); des „Euagoras" von Benseler (Lpz. 1834) und der Rede „De permutatione" von Bremi (Zür. 1814). Deutsche Übersetzungen sämmtlicher Werke besitzen wir von Benseler (4 Bde., Prenzl. 1829—31) und Christian (8 Bde., Stuttg. 1833—36), eine franz. von Auger (3 Bde., Par. 1781), eine ital. von Labanti (Parma 1842). Auch wurde der „Panegyrikos" von Lange (Lpz. 1797; 2. Ausg. 1833) und Hoffa (Marb. 1839), und die Rede „An den Demoikos" von Drescher (Büding. 1826) besonders ins Deutsche übertragen. Vgl. Pfund, „De Isocratis vita et scriptis" (Berl. 1833, 4.).

Isola-bella, s. Borromeische Inseln.

Isolāni (Joh. Ludw. Hektor, Graf von), kaiserlicher General im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1586, stammte aus cyprischem Adelsgeschlechte und trat nach dem Beispiele seines Vaters in kaiserliche Kriegsdienste. Im J. 1602 wurde er von den Türken gefangen, entkam aber und erhielt bald darauf das Commando eines Kroatenregiments. In den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges focht er gegen den Grafen Pet. Ernst von Mansfeld und dann unter Savelli in Pommern. Später zum General ernannt, wurde er 1631 bei Sihlbach und 1632 bei Lützen geschlagen. Als Feldzeugmeister erhielt er 1634 das Generalat über die Kroaten und von den Wallenstein'schen Gütern die Herrschaften Aicha und Friedenstein; auch wurde er im folgenden Jahre zum Lohn für seinen Verrath an Wallenstein mit dem Grafentitel begnadigt. Später focht er bei Nördlingen, in Burgund, 1637 in Hessen, 1638 in Pommern, 1639 am Oberrhein gegen Herzog Bernhard von Weimar und Guébriant und starb 1640 zu Wien. Er war weder groß als Mensch noch als Feldherr, aber ein tüchtiger Soldat, und vereinigte mit einigen guten Eigenschaften alle aus einem unstäten Leben entspringenden Fehler dieses Standes.

Isolīren heißt in der Lehre von der Elektricität einen Körper durch Nichtleiter der Elektricität von der Verbindung mit dem Erdboden und andern Leitern abschneiden und somit verhindern, daß die Elektricität, die man ihm mitzutheilen beabsichtigt, sich in ihnen verliere. Zur Isolation dienen Handgriffe oder Füße von Glas, Harz, Siegellack u. s. w., worauf man den Körper setzt, oder Schnüre von Seide, worin man ihn aufhängt. Auf einem Isolirschemel, dessen Füße von Glas sind, kann man daher auch einen Menschen mit Elektricität füllen und dann aus ihm, wie der Elektrisirmaschine, selbst Funken ziehen.

Isomerische Körper nennt man in der Chemie solche Körper, an denen zwar die Analyse dieselben Bestandtheile und in denselben Gewichtsverhältnissen nachweist, die aber doch verschiedene Eigenschaften haben. Die Zahl der isomerischen Körper ist besonders groß in der organischen Chemie. Für eine ähnliche Erscheinung in der anorganischen Natur, wo derselbe Körper in zwei verschiedenen Zuständen vorhanden sein kann, die sich durch Form und Verhalten zu Auflösungsmitteln unterscheiden, hat Berzelius neuerdings den Namen Allotropie vorgeschlagen. Mehr verwandt damit ist der Dimorphismus, d. h. die Fähigkeit desselben Körpers in zwei mineralogisch verschiedenen Formen zu krystallisiren.

Isometrisch, d. i. gleichmessend, nennt man diejenige Projectionsweise, die sich dreier untereinander senkrechter Ebenen bedient, welche die isometrischen Hauptebenen und deren Durchschnittslinien die isometrischen Achsen heißen. Den Namen isometrisch führt diese Projection deshalb, weil die den Achsen parallelen Dimensionen in ihrer wahren Größe erscheinen; hierin und in der deutlichen Vorstellung, welche sie von der Gestalt der Gegenstände gibt, liegen ihre wesentlichen Vorzüge, die aber erst in der neuesten Zeit richtig gewürdigt worden sind.

Isomorphismus ist der Gegensatz von Dimorphismus. (S. Isomerische Körper.) Isomorph nennt man nämlich Körper, welche zwar verschiedene chemische Bestand-

theile, aber gleiche Krystallform haben. In der Regel ist aber, bei aller Verschiedenheit der Bestandtheile, doch Übereinstimmung in der Form ihrer chemischen Constitution vorhanden.

Isoperimetrisch nennt man alles Das, was gleichen Umfang hat. Isoperimetrische Figuren sind solche, deren Umfang oder Peripherie gleich ist. Von zwei geradlinigen isoperimetrischen Figuren hat diejenige den größten Flächeninhalt, welche die meisten Seiten hat. — Das in der Geschichte der Mathematik berühmte isoperimetrische Problem ist eine Aufgabe, welche Jak. Bernoulli im J. 1697 den Geometern seiner Zeit vorlegte, nämlich unter allen Curven von gleicher Länge und derselben Grundlinie diejenige zu finden, die so beschaffen ist, daß eine andere über derselben Grundlinie stehende Curve, deren Ordinaten zu den Ordinaten oder Bogen jener ersten Curve irgendein bestimmtes Verhältniß haben, mit der Grundlinie den größtmöglichen Raum einschließt. Namentlich hat sich Euler mit dieser schwierigen Aufgabe viel beschäftigt.

Isothermen, s. Erdwärme.

Isouard (Nicolo), gewöhnlich blos Nicolo oder Nicolo de Malte genannt, einer der beliebtesten dramatischen Componisten Frankreichs, wurde 1777 auf Malta geboren, wo sein Vater Kämmerer des Großmeisters war, und sollte nach dem Willen desselben in Paris zum Seedienst sich vorbereiten. Schon war er in die Marine aufgenommen, als der Ausbruch der Revolution ihn 1790 nach Malta zurückzukehren bewog. Von seinem Vater nunmehr für den Handel bestimmt, brachte er in Palermo und Neapel mehre Jahre als Commis in dortigen Handlungshäusern zu; doch beschäftigte er sich zugleich, seiner Neigung folgend, fortwährend mit dem Studium der Composition. Gegen den Willen seiner Altern widmete er sich endlich ganz dieser seiner Lieblingsneigung, brachte in Florenz mit glücklichem Erfolg seine erste Oper „L'avviso ai maritati" und in Livorno die ernste Oper „Artaserse" zur Aufführung und wurde hierauf vom Großmeister des Malteserordens als Organist und Kapellmeister nach Malta berufen. Nach Aufhebung des Ordens lebte er daselbst als Privatmann und schrieb mehre kleine Opern unter dem Namen Nicolo. Erst in Paris, wohin ihn der General Vaubois als Privatsecretair mitnahm und wo er sich zum großen Vortheil des Theaters Feydeau mit dem dramatischen Dichter Charl. Guill. Etienne (s. d.) verband, trat er unter dem Namen Isouard auf. Von seinen Opern haben „Cendrillon" (Aschenbrödel) und „Joconde" die meiste Berühmtheit erlangt. Die erstere wurde 1810 mehr als hundertmal hintereinander gegeben, und beide brachten auf seinen Antheil mehr als 160000 Francs ein. Die Aufführung seiner letzten Oper „Aladin ou la lampe merveilleuse", die von Kennern als seine correcteste bezeichnet wird, erlebte er nicht. Er starb zu Paris am 23. März 1818.

Ispahan oder Isfahan, das Aspadana der Alten, einst die blühende Hauptstadt Persiens von Schah Abbas dem Großen an bis auf Nadir-Schah, auch jetzt noch nach Teheran die bedeutendste Stadt des Reichs, liegt in der Provinz Irak Adschemi in einer schönen, in ganz Persien am besten angebauten Gegend, am östlichen Abfall des Zagrosgebirgs am Zenderud, über den zwei schöne Brücken führen. Obschon es noch immer wegen seiner Schulen berühmt ist, bedeutende Fabriken unterhält und einen ansehnlichen Handel treibt, so hat es doch, seitdem es aufgehört hat, die Residenz der pers. Könige zu sein, nur einen Schatten seiner ehemaligen Größe bewahrt, deren Verfall mit dem des ganzen pers. Reichs Hand in Hand gegangen ist. Von den 700000 E., die es im 17. Jahrh. zählte, ist es auf 200000, nach andern Nachrichten gar auf 50—60000 herabgekommen, und in seinem noch vier Stunden betragenden Umkreis liegt der größere Theil der frühern Gebäude in Ruinen. Die Juden und Armenier sind sehr zahlreich in J. und bewohnen als besondere Gemeinden eigene Vorstädte; die der erstern heißt Jahudia, die der letztern Dschulfa. Obschon 4130 F. über dem Meere, genießt die Stadt doch des schönsten, gemäßigten und regelmäßigen Klimas, das seinen Frühling zu dem berühmtesten in ganz Asien gemacht hat.

Israel und **Israeliten**, s. Hebräer und Juden.

Israeli (Isaak d'), ein bekanntes Mitglied des Unterhauses und ein eifriger Tory, aber zum sogenannten Jungen England zählend, von jüd. Altern stammend, hat sich auch als Historiker und Publicist einen bedeutenden Namen erworben. Unter seinen schnell aufeinander gefolgten Schriften sind vorzugsweise zu nennen die „Commentaries on the life

and reign of Charles I" (4 Bde.); „Curiosities of literature" (3 Bde.); „The literary character" (2 Bde.); „Calamities of authors" (2 Bde.); „Quarrels of authors" (3 Bde.); „An inquiry into the literary and political character of James I"; „Literary miscellanies" (3 Bde.) und „Coningsby, or the new generation" (3 Bde., Lond. 1844).

Issus, eine Seestadt in Cilicien (s. d.), am Meerbusen gleiches Namens, wahrscheinlich das jetzige Ajazzo in Natolien, ist durch den zweiten Sieg berühmt worden, den hier Alexander der Große in einer Schlacht im J. 333 v. Chr. über Darius erkämpfte, wobei ihm das ganze pers. Lager nebst der Familie des Darius in die Hände fiel, und in dessen Folge er den Plan zur Zertrümmerung der pers. Monarchie gefaßt zu haben scheint.

Istävönen, nach Jak. Grimm richtiger Iskävonen, ist der von Isk oder Isko, einem der drei Söhne des Mannus, abgeleitete Name des einen der drei Zweige, in welche die Germanen sich theilten. (S. Germanien.) Ihm gehörten die goth. Völker mit den Gepiden, die Burgundionen, Variner und Semnonen an.

Ister ist der alte Name der Donau (s. d.).

Isthmus (griech.), eigentlich jeder schmale Zugang, hieß bei den Alten zwar im Allgemeinen jede Erdenge oder Landzunge, vorzugsweise aber die Landenge bei Korinth (s. d.), zwischen dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen, welche den Peloponnes mit dem Festlande Hellas verbindet und deren Durchstechung zu den Zeiten der Römer, freilich ohne glücklichen Erfolg, zu wiederholten Malen versucht wurde. Hier stand in der Nähe eines Fichtenhains ein dem Poseidon oder Neptun geweihter, berühmter Tempel, in welchem sich vier vergoldete Pferde, zu beiden Seiten derselben ein Triton und hinter denselben ein Wagen mit den Bildsäulen des Neptun und der Amphitrite befanden, welche Gegenstände theils aus Gold, theils aus Elfenbein kunstreich verfertigt waren. Nicht weit von diesem Tempel sah man ein Theater und ein Stadium von weißen Steinen, wo anfangs jedes dritte, später jedes fünfte Jahr, wahrscheinlich zur Herbstzeit, die isthmischen Spiele oder Isthmien (Isthmia) mit außerordentlicher Pracht gefeiert wurden. Diese Spiele waren der Sage nach von Sisyphus zur Erinnerung an den Meergott Melikertes (s. d.) gestiftet und von Theseus dem isthmischen Poseidon zu Ehren erneuert worden, daher auch die Gesandten der Athener immer den Ehrensitz bei diesen Festlichkeiten einnahmen. Die Beschaffenheit der hierbei angestellten Wettkämpfe war ganz dieselbe, wie bei den zu Olympia (s. d.) gefeierten Spielen, indem sie namentlich in gymnischen Kämpfen und Wettrennen zu Roß und zu Wagen bestanden, nur daß bei den isthmischen, wie auch bei den Pythischen Spielen (s. d.), Cither- und Flötenspiel, mit Gesang begleitet, später sogar dramatische Darstellungen hinzukamen. Ganz Griechenland, mit Ausschluß der Eleer, nahm daran Theil. Die Sieger, mit deren Statuen die eine Seite des Neptuntempels geziert wurde, erhielten einen Kranz aus Fichtenzweigen. Vgl. Krause, „Die Pythien, Nemeen und Isthmien" (Lpz. 1841).

Istrien, eine Halbinsel des nordöstlichen Italiens, am Adriatischen Meere, begrenzt von Krain, Friaul und Kroatien, hat einen Flächenraum von 75 □M. und gegen 150000 E. Die Luft ist ungesund, das Land aber reich an Wein, feinem Öle, Wiesewachs, Honig, Salz, Schiffbauholz, Marmor und Bausteinen; einen ergiebigen Erwerbzweig gewährt auch der Fischfang. Die Einwohner, welche sich fast durchgehends durch Roheit, Faulheit und Raubsucht auszeichnen, sind theils, namentlich in den Städten, Italiener, theils, vorzüglich auf dem Lande, slawische Illyrier. Die Römer lernten dieselben als verwegene Seeräuber kennen und unterjochten sie im 3. Jahrh. v. Chr. Geb. Augustus schlug ihr Land zu Italien. Im 6. Jahrh. n. Chr. eroberten das Land die Gothen, denen es die byzant. Kaiser wieder abnahmen, die es sodann den Karolingern abtreten mußten. Seit Mitte des 10. Jahrh. bildete J. eine eigene Markgrafschaft, die aber dann wieder zum Herzogthum Kärnten gehörte, bis sie um 1170 an die Grafen von Andechs, Herzoge von Dalmatien, kam. Als der Herzog Heinrich von Dalmatien 1204 von König Philipp geächtet wurde, gelangte J. an den Patriarchen von Aquileja, der aber in der Folge fast Alles an Venedig verlor. So war bis 1797 der größte Theil der Halbinsel den Venetianern unterworfen; nur der nordöstliche Theil, das sogenannte östr. Istrien, bestehend aus der

Grafschaft Mitterburg, war nach Aussterben der letzten Besitzer, der Grafen von Görz, an Östreich gefallen und zum Herzogthum Krain geschlagen worden. Nach dem Frieden von Campo-Formio besetzte Östreich auch den venetian. Theil des Landes, zu welchem noch mehre venetian. Besitzungen geschlagen wurden. Als aber Östreich in dem Frieden zu Pressburg auf sämmtliche venetian. Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte es auch J. an Frankreich abtreten. Zur Belohnung seiner Verdienste in dem span. Feldzuge ernannte Napoleon 1808 den Marschall Bessières (s. d.) zum Herzog von Istrien. Später wurde es durch Napoleon mit den illyrischen Provinzen vereinigt, 1813 aber an Östreich zurückgegeben. Seit 1815 bildet es nebst einigen Inseln im Golf von Quarnero den Istrianer Kreis (103¾ □M. mit 195000 E.) des östr. Königreichs Illyrien (s. d.). Die wichtigsten Orte sind die jetzige Hauptstadt Mitterburg mit 1700 E.; Capo d'Istria (s. d.); Rovigno, die reichste Stadt, mit 9600 E. und zwei Häfen; die Hafenstädte Pola, der Sitz eines Bischofs, mit merkwürdigen röm. Ruinen, darunter das 360 F. lange Amphitheater; ferner Citta nuova, Parenzo, Isola, Fasanna und das Dorf Salvore mit einem 106 F. hohen Leuchtthurm. In der Nähe der Küste liegen die Inseln Veglia, Cherso und Ossero, auf welcher letztern sich der illyr. Volksstamm vorzüglich rein erhalten hat.

Isturiz (Don Javier de), span. Ministerpräsident im J. 1836, ein in der neuern span. Geschichte viel genannter Mann, geb. um 1790 in Cadiz, wo sein Vater, der aus dem franz. Baskenlande stammte, eines der bedeutendsten Handelshäuser gegründet hatte, machte sich nach der Wiederherstellung der absoluten Monarchie, in Folge der Rückkehr Ferdinand's VII., nebst seinem ältern Bruder, Don Thomás de J., der 1812—14 Cortesdeputirter war, um die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes namentlich dadurch verdient, daß sie den Misvergnügten in Cadiz ihre Wohnung zum sichern Versammlungsort boten, wo der Aufstand vorbereitet wurde, der unter Quiroga's und Riego's Leitung am 1. Jan. 1820 ausbrach. Nach der Wiederherstellung der Constitution begab er sich nach Madrid, wo er an die Spitze der exaltirtesten Partei unter den Liberalen trat und in Verbindung mit Alcala Galiano und andern Demagogen, die man „El quintillo de Isturiz", d. i. das fünfte Stockwerk des J., nannte, die öffentliche Meinung gegen die Minister Arguelles, Martinez de la Rosa und deren Partei einzunehmen wußte. Im J. 1822 zum Mitglied der Cortes und 1823 zum Präsidenten derselben erwählt, ging er mit nach Sevilla, wo er für die Suspendirung der Königs stimmte, und dann nach Cadiz. Nach der Restauration zum Tode verurtheilt, flüchtete er nach England, wo er in London mit dem Handelshause Zulueta in Verbindung trat, sich mit Arguelles aussöhnte und mit Mendizabal in vertraute Verhältnisse trat. Im J. 1834 von der Königin-Regentin amnestirt, kehrte er nach Spanien zurück und wurde von der Provinz Cadiz zum Procurador bei den Cortes erwählt. In Madrid schloß er sich wieder den Häuptern der exaltirten Partei an und in Verbindung mit Alcala Galiano, Calatrava, Caballero, las Navas u. A. brachte er am 15. Aug. 1835 den Aufstand der Milicia urbana zu Stande, der den Sturz des Ministeriums Toreno bezweckte, durch den General Quesada aber unterdrückt wurde. Hierauf mußte er sich einige Zeit verborgen halten; da aber bald darauf sein Freund Mendizabal an die Spitze des Ministeriums trat, so eröffnete sich ihm nun eine glänzende politische Laufbahn. Er war einer der vertrauten Rathgeber des neuen Ministerpräsidenten; auch wurde er Präsident der im Nov. 1835 zusammengetretenen Kammer der Procuradoren, die Mendizabal im Jan. 1836 auflöste. Bald darauf verfeindete er sich indeß mit Mendizabal, der es dahin zu bringen wußte, daß J. von den neu einberufenen Procuradoren nicht wieder zum Präsidenten gewählt wurde. Dagegen arbeitete J. nun an dem Sturze des bei den höhern Ständen, am Hofe und unter den Proceres verhaßten Mendizabal und zwar in so leidenschaftlicher Weise, daß dieser ihn zu einem Zweikampf foderte, der unblutig ablief. Nach Mendizabal's Sturze übernahm J. am 15. Mai 1836 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und den Vorsitz im Ministerrathe. Doch durch diese Abtrünnigkeit und durch seinen unbeugsamen Charakter, der nach Rache dürstete, reizte er nicht nur die Cortes, sondern das ganze Volk dermaßen gegen sich auf, daß er, nachdem die Königin-Regentin am 13. Aug. 1836 in La Granja gezwungen worden war, die Constitution von 1812 zu proclamiren, vor der Wuth des Volks verkleidet nach Lissabon flüchten mußte, von wo er sich nach England einschiffte. Kurze

Zeit nachher ging er nach Paris, wo er sich an Toreno, Miraflores, den Herzog von Frias und andere ausgewanderte span. Aristokraten anschloß. Nachdem er die Constitution von 1837 beschworen, wurde er von der Provinz Cadiz in die Cortes von 1838 erwählt und Präsident des Congresses, was er auch im folgenden Jahre war. Fortwährend feindlich gegen Espartero gesinnt, wußte er während dessen Regentschaft sich doch durch seine Schlauheit in Spanien zu behaupten und im Interesse der Königin Christine zu arbeiten, nach deren Rückkehr in Folge der Vertreibung Espartero's, zu der er treulich mitgewirkt hatte, ihm jedoch eine bedeutende Rolle bis jetzt nicht zu Theil geworden ist.

Italien bildet eine Halbinsel, die, zwischen 37° 56′ — 46° 42′ nördl. Br. und von 23° 3′ — 36° 10′ östl. L. gelegen, nur im Norden mit dem Festlande zusammenhängt, wo sie im Westen von Frankreich und im Norden und Osten von der Schweiz und Deutschland begrenzt, sonst aber im Westen und Süden vom Mittelländischen, im Osten vom Adriatischen Meere umgeben wird. Mit den dazugehörigen Inseln Sardinien, Sicilien, Corsica und den kleinern, enthält sie einen Flächenraum von 5850, ohne dieselben 4610 □M. J. wird im Norden vom übrigen Europa durch die Alpen (s. d.) getrennt, die sich wie in einem Halbkreise von dem westlichsten Theile derselben, den Seealpen bis zu dem östlichsten, den Julischen, um Norditalien herumziehen und ihre größte Höhe auf der ital. Seite im Montblanc (s. d.) erreichen. Im Süden der nach J. plötzlich und steil abfallenden Alpenketten breitet sich die tiefe lombard. Ebene mit östlicher Abdachung aus, welche an vielen Stellen gegen das Adriatische Meer, längs dessen Küste sie bedeutende Lagunen (s. d.) bildet, durch Dämme geschützt werden muß und sich südwestlich sanft zum Apennin erhebt, welcher die Gestalt der ganzen Halbinsel bestimmt. Außer der lombard. Ebene finden sich dergleichen auf der Westseite J.s am untern Arno, sodann weiter nach Süden die Campagna di Roma (s. d.) mit den Pontinischen Sümpfen (s. d.), und dann bei Neapel die Campagna felice, an deren Südseite sich der Vesuv (s. d.) erhebt. Auf der Ostseite ist die apulische Ebene die bedeutendste. Der Boden J.s ist zwar sehr verschiedenartig, aber meist anbaufähig und in vielen Gegenden, besonders da, wo es nicht an Bewässerung fehlt, durch die höchste Fruchtbarkeit ausgezeichnet. In der ausgezeichnet angebauten lombard. Ebene ist er schwer und marschenartig, in den meist kahlen Gebirgen auf den Höhen dürr, in den Thälern fruchtbar, in den Maremmen (s. d.) am Mittelmeer und in der röm. Campagna steppenartig, und in Süditalien, wo er um Capua und Neapel nur seiner vulkanischen Beschaffenheit seine ausgezeichnete Fruchtbarkeit verdankt, im Ganzen leicht und weniger ertragsfähig. Das Klima J.s gehört, mit Ausnahme der hohen Gebirgsgegenden, durch seine Milde zu den schönsten von Europa. Man unterscheidet vier Hauptregionen: 1) Oberitalien im Norden des Apennin, wo das Réaumur'sche Thermometer im Winter zuweilen noch bis zu 10° Kälte fällt, der Schnee oft wochenlang die Fluren bedeckt und selbst die adriat. Lagunen sich mit Eis belegen, wo die edeln Südfrüchte nur an begünstigten Stellen im Freien gedeihen; 2) Mittelitalien mit Genua bis zum 41° 30′ südl. Br., wo ein eigentlicher Winter nur in den Gebirgen stattfindet, bleibendes Eis und Schnee in den Thälern selten sind, und der Ölbaum und Orangen im Freien überall in den Niederungen gedeihen; 3) das übrige Unteritalien, bis auf die südlichste Spitze, wo das Thermometer nur höchst selten unter 3° Kälte fällt und Schnee ebenso selten ist, wo die Aloe und die feinsten Südfrüchte im Freien überwintern; 4) die südlichste Spitze Neapels, Sicilien und Malta, wo das Thermometer fast nicht unter den Gefrierpunkt fällt und neben der indian. Feige auch die Dattelpalme und das Zuckerrohr gedeihen, und Aloe und Papyrus zur Einfassung von Feldern benutzt werden. Im Sommer ist der Himmel fast fortwährend heiter, und Seewinde mäßigen die große Hitze; doch leidet das Land deshalb häufig an Dürre, und wird im Sommer öfter vom Sirocco (s. d.) heimgesucht. Noch schädlicher sind in manchen Gegenden, namentlich in den toscan. Maremmen, der röm. Campagna und überhaupt in vielen Küstengegenden Mittel- und Unteritaliens, die dem Boden entströmenden, unter dem Namen Malaria oder Aria cattiva (s. d.) bekannten Dünste. Unteritalien und Sicilien mit seinem Ätna (s. d.) werden häufig von Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen heimgesucht. Unter den vielen Seen J.s zeichnen sich am Südabhange der Alpen der Lago maggiore (s. d.), der Luganersee (s. d.), der Comersee (s. Como), der Chia-

vennaer, Iseo- und Gardasee (s. d.), im übrigen J. aber der See von Castiglione in Toscana, die von Perugia, Bolsena und Bracciano im Kirchenstaat und der von Celano in den neapolit. Abruzzen aus. J. hat nur zwei bedeutende Flüsse, den Po (s. d.) und die Etsch (s. d.); außerdem sind in Oberitalien noch Brenta, Piave und Tagliamento, die ins Adriatische Meer münden, und im übrigen J. der Arno in Toscana, die Tiber (s. d.), der Garigliano (s. d.), der reißende Volturno und der Sele zu erwähnen. Die zahlreichen von dem Apennin ins Adriatische Meer strömenden Flüsse sind sämmtlich kleine nicht schiffbare Küstenflüsse. Nur in Oberitalien wird die Schiffahrt durch Kanäle befördert, z. B. den Ticinellokanal, die von Mailand, Pavia, Monselice, Bologna und die in den adriat. Lagunen. An Mineralquellen ist das Land sehr reich. Die hauptsächlichsten Producte sind Getreide, das überall, aber doch im Ganzen nicht ausreichend erbaut wird, Mais, Hirse, Reis, Wein, Öl, Rosinen, Kastanien, Südfrüchte, Mandeln, viel Obst, Taback, Kali, Süßholz und Johannisbrot, Kork, Galläpfel, Hanf und Flachs; Rindvieh, Schafe, Schweine und Pferde; Büffel, Ziegen, Esel, Maulesel, viel Seidenraupen und Bienen, vielerlei Geflügel und Seethiere aller Art; Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Steinkohlen, Salz, Salpeter, Schwefel, Alaun, Salmiak, edle Arbeitssteine, besonders Marmor, Puzzolane und Braunstein. Die Zahl der Einwohner schätzt man über 22 Mill., welche fünf Hauptsprachen sprechen: die ital. in vielen Dialekten im beiweitem größten Theile des Landes, die franz. in Savoyen, die deutsche in den sieben und den 13 Gemeinden im lombard.-venet. Königreich, die aus der arab. und ital. entstandene auf Malta, und die neugriech. in einigen Gegenden Süditaliens und Siciliens. Die katholische Kirche ist die herrschende und in den meisten Ländern der Halbinsel allein gesetzlich bestehende; Griechen, schismatische Armenier, Protestanten, Juden und Türken haben nur an wenigen Orten die Erlaubniß, Gottesdienst duldungsweise zu halten. Die Industrie und der Handel J.s, bis zu Ende des Mittelalters der bedeutendste in ganz Europa, sind im Ganzen mehr activ als passiv; doch gibt es bedeutende Fabriken in Seide, Glaswaaren, Fayence, Strohhüten, künstlichen Blumen, Korallen, Maccaroni und Seife; der Handel ist nur in Genua, Livorno und Venedig von Wichtigkeit, und zwar mehr in Bezug auf die Ausfuhr von Natur- als von Kunstproducten. Die Schiffahrt, im Mittelalter die aller andern Nationen überstrahlend, ist jetzt gleichfalls sehr herabgekommen und erstreckt sich wenig über das Mittelmeer hinaus; doch wird von den meisten ital. Regierungen viel gethan, um sowol sie als den Handel und die Industrie überhaupt wieder zu heben. Ganz J. zerfällt in drei Haupttheile: 1) Oberitalien mit der Sardinischen Monarchie (s. d.), dem Lombardisch-Venetianischen Königreich (s. d.), den Herzogthümern Parma (s. d.), Modena (s. d.) und Lucca (s. d.); 2) Mittelitalien, mit Toscana (s. d.), dem Kirchenstaat (s. d.) und der Republik San-Marino (s. d.); 3) Unteritalien mit dem Königreich beider Sicilien (s. d.) und Malta (s. d.), wozu noch die Inseln Sardinien (s. d.) und Corsica (s. d.) kommen.

Die alte Geschichte J.s, von den ältesten Zeiten bis zur Auflösung des röm. Reichs, ist so eng mit der Geschichte dieses letztern verbunden, daß sie meist in derselben ganz aufgeht. (S. Römische Geschichte.) Die erste Periode der Geschichte des modernen J.s umfaßt die Zeit von dem Untergange des alten weström. Reichs bis zur Begründung des neuen abendländischen Kaiserthums oder die Zeit der Bildung german. Staaten durch die erobernde Einwanderung deutscher Völker von 476—774 n. Chr. In dem erstern Jahre stürzte Odoacer (s. d.) den röm. Kaiser Romulus Augustulus (s. d.) und bemächtigte sich des Thrones unter dem Titel eines Königs von J., das auf diese Weise zuerst wieder abgesondert aus der Ländermasse des röm. Reichs hervortrat. Noch mehr geschah dies durch Theoderich den Großen (s. d.), der 493 Odoacer's Reich stürzte, ganz J. von den Alpen bis Sicilien mit seinen Gothen eroberte und als König über dasselbe herrschte. So blühend indeß auch sein Reich war, so schnell ging es nach seinem Tode, in Folge der innern Verderbniß, die über die barbarischen Gothen durch ihre Berührung mit der verdorbenen röm. Civilisation gekommen war, der Auflösung entgegen. Die Siege der byzantin. Feldherren Belisar (s. d.) und Narses (s. d.) machten ihm schon in der Mitte des 6. Jahrh. ein Ende (s. Gothen) und gewannen J. wieder dem byzantin. Reiche. Ein

byzantin. Statthalter wurde unter dem Titel eines Exarchen (s. d.), der in Ravenna seinen Sitz hatte, über dasselbe gesetzt. Doch diese Statthalter vermochten ebenso wenig als die frühern weström. Kaiser die andringenden deutschen Eroberer abzuhalten, und so fielen schon 568 die Longobarden (s. d.) unter Alboin (s. d.) ins Land und eroberten in kurzer Zeit fast ganz Ober-, einen bedeutenden Theil von Mittel- und einen großen Theil von Unteritalien. (S. Lombardei, Toscana und Benevent.) Erst mit der Constituirung des Longobardenreichs kann man den Übergang J.s aus dem Alterthum in das Mittelalter als vollendet ansehen, denn mit ihr erst war der große Proceß, in den J. durch die Völkerwanderung, durch die Mischung mit dem german. Elemente gerathen war, zu einem Resultat gekommen, das in der Einführung der germanisch-mittelalterlichen Staatsformen und socialen Zustände neben und an die Stelle der zerfallenen Formen und Zustände des röm. Kaiserreichs bestand, und natürlich eine Umgestaltung der ganzen alten, schon vom Christenthum mannichfaltig veränderten röm. Civilisation zur Folge haben mußte. So sehen wir denn vor Allem mit den Longobarden das Lehenswesen in J. herrschend werden, das gerade unter ihnen zu einer hohen Stufe der Ausbildung kam. Neben dem neuen Reiche, und gewissermaßen im staatsrechtlichen Gegensatze zu ihm und als Vorläufer der spätern ital. städtischen Republiken, entwickelte sich um diese Zeit aus den Flüchtlingen, welche vor den Stürmen der Völkerwanderung ihre Freiheit in die adriat. Lagunen gerettet hatten, das Gemeinwesen von Venedig (s. d.), während vor der Hand noch das durch die Siege der Longobarden auf Ravenna nebst der Romagna und der Pentapolis (die fünf Seestädte Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) beschränkte Exarchat, ein Theil der Seeküste von Unteritalien, wo Amalfi und Gaeta eigene Herzoge griech. Nation hatten, sowie Sicilien und Rom mit der Umgegend, wo ein sogenannter Patricier in des byzantin. Kaisers Namen regierte, im schwankenden Besitz dieses letztern verblieben. Doch auch die geringe Abhängigkeit vom byzantin. Hofe verschwand in einem großen Theile dieser Besitzungen ganz, als Leo der Isaurier im Anfange des 8. Jahrh. durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Viele Städte verjagten seine Beamten und gaben sich Consuln und einen Senat wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrschaft, doch eine gewisse väterliche Gewalt seiner Bischöfe auch im Weltlichen an. Nicht lange dauerte es aber, so geriethen die Päpste mit den Longobarden in Streit; schon das immer zunehmende Umsichgreifen ihrer Herrschaft, die sich jetzt auch auf das ravennatische Exarchat erstreckte, noch mehr aber der Umstand, daß die Longobarden Arianer waren, mußte eine unheilbare Spaltung zwischen ihnen und den Päpsten hervorrufen. Diese wendeten sich deshalb um Hülfe an die ihnen geneigtern fränk. Könige gegen die Longobarden. Für seine Salbung zum Könige der Franken und seine Ernennung zum röm. Patricier und höchsten Schutzherrn des päpstlichen Stuhls bekriegte Pipin der Kleine (s. d.) die Longobarden und schenkte das denselben entrissene Exarchat dem Papst Stephan II. Karl der Große (s. d.) machte endlich dem Reiche der Longobarden ein Ende und vereinigte es 774 mit der fränk. Monarchie.

Hiermit beginnt die zweite Periode der Geschichte J.s, von 774—961, die Herrschaft der Karolinger sammt dem darauf folgenden Zwischenreich umfassend, oder die Zeit der überwiegenden Macht der Feudalherrschaft. Der Übergang der Herrschaft über J. an den Frankenkönig war vorzüglich deshalb von Wichtigkeit, weil aus ihr die Erneuerung der röm. Kaiserwürde im Abendlande hervorging und durch sie der vorzüglichste Grund zur geistlichen Herrschaft des Papstes gelegt wurde. Trotz seiner Salbung zum röm. Kaiser vermochte Karl der Große indeß doch nicht, ganz J. sich zu unterwerfen, vergebens waren seine Unternehmungen gegen das Herzogthum Benevent und die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfi und Gaeta durch Schiffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Diese, sowie auch andere freie Städte, Rom ausgenommen, schlossen sich von neuem fester an das byzantin. Reich an, dessen Macht dadurch in Unteritalien wieder verstärkt wurde. Das übrige J. blieb dagegen unmittelbarer Bestandtheil der fränk. Monarchie bis zur Theilung im Vertrage von Verdun, im J. 843, zufolge dessen es nebst der Kaiserwürde und dem später sogenannten Lothringen Lothar I. (s. d.) zufiel. Dieser überließ die Regierung 850 seinem Sohne Ludwig II., dem löblichsten der ital. Fürsten aus karolingischem

Stamme. Nach Ludwig's II. Tode im J. 875 wurde J. der Zankapfel des ganzen Hauses, bis es zuletzt im J. 880 in den Besitz Karl des Dicken kam, der die ganze fränk. Monarchie zum letzten Male vereinigte. Mit seiner Absetzung im J. 887 begann in J. eine Zeit der Gesetzlosigkeit und der bürgerlichen Kriege. Der Herzog Berengar von Friaul und der Herzog Guido von Spoleto nebst dem Markgrafen von Ivrea buhlten um die Krone; endlich wurde Guido 888 zum König und 891 zum Kaiser von J. gewählt, und ihm folgten bei seinem Tode im J. 894 sein Sohn Lambert, der 898 starb. Zwar machte der karolingische König der Deutschen, Arnulf, im J. 896 sein Recht auf die ital. Königs- und Kaiserkrone wieder geltend, doch konnte er sie nicht behaupten. Nach Arnulf's Tode im J. 899 kämpften wieder der Herzog Berengar I. von Friaul, der schon 894 als König von J. gekrönt worden war, der König Ludwig von Niederburgund, den der Papst im J. 901 zum Kaiser von J. krönte, und der König Rudolf I. von Oberburgund um die Herrschaft in J. Endlich gelangte Berengar I. zum ruhigen Besitz derselben und wurde 915 zum Kaiser gekrönt; doch vermochte er nicht, bei der innern Auflösung das Reich gegen die sich seit 890 wiederholenden räuberischen Einfälle der Sarazenen und der Ungarn, die 899 zum ersten Male J. beunruhigt hatten, wirksam zu vertheidigen. Nach Berengar's I. Ermordung im J. 924 überließ Rudolf II. von Oberburgund im J. 930 gegen Abtretung des Arelatischen Reichs seine Ansprüche auf J. an den Grafen Hugo von Provence. Hugo suchte durch blutige Tyrannei sich auf dem unsichern Throne J.s zu befestigen. Durch seinen Neffen, den Markgrafen Berengar II. von Ivrea, der 940 bei Otto dem Großen in Deutschland Sicherheit gegen des Onkels Nachstellungen gesucht hatte und mit einem aus Geflüchteten gesammelten Heere nach J. zurückkehrte, wurde Hugo im J. 945 gestürzt. Ihm folgten in der Regierung sein minder gehaßter Sohn Lothar; Berengar aber wurde dessen erster Rath. Nachdem Lothar, wie man glaubt, von Berengar vergiftet, 950 gestorben war, wollte Letzterer dessen Witwe, die schöne Adelheid, gegen ihren Willen mit seinem Sohne Adelbert verheirathen. Seinen Mishandlungen und ihrem Kerker entronnen, fand sie Schutz in der Burg Canossa; hier von Berengar II. belagert, bat sie Otto I. um Beistand. Dieser zog über die Alpen, befreite sie, eroberte Pavia, wurde 951 als König der Longobarden gekrönt und vermählte sich mit Adelheid. Da Berengar sich sofort unterwarf und den Schlüssel von J., die Markgrafschaft Friaul, die Otto seinem Bruder Heinrich übergab, abtrat, so ließ sich der Kaiser bewegen, ihn, als seinen Vasallen in der Regierung, zu lassen. Als aber zehn Jahre später Klagen der ital. Großen gegen Berengar einliefen, kehrte Otto 961 nach J. zurück, ließ ihn absetzen und gefangen nach Bamberg führen, sich selbst aber zum Könige und 962 zum Kaiser krönen. (S. Otto I.) Noch behaupteten während dieser Periode in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaeta und Amalfi gegen das longobard. Herzogthum Benevent ihre Unabhängigkeit, und zwar um so leichter, da dasselbe vielfach getheilt war und sie mit den Herzogen einen gemeinschaftlichen Feind in den Sarazenen zu bekämpfen hatten, die sie selbst um 830 aus Sicilien herübergerufen, um sie als Hülfsvölker gegeneinander zu gebrauchen, und die in Apulien feste Sitze gewonnen hatten. Selbst nachdem Kaiser Ludwig II. und der nachmalige byzant. Kaiser Basilius der Macedonier mit vereinigter Kraft im J. 866 die Macht der Sarazenen gebrochen hatten, vermochte jener dennoch in Unteritalien sich nicht zu behaupten; dagegen faßten die Griechen festern Fuß. Letztere bildeten aus dem den Sarazenen abgenommenen Gebiet eine eigene Provinz, das Thema der Lombardei genannt, die, von einem Katapan oder Generalstatthalter zu Bari regiert, über hundert Jahre unter ihrer Botmäßigkeit blieb. Selbst Otto dem Großen gelang es nicht ganz, sie aus J. zu vertreiben und ganz Unteritalien zu unterwerfen. (S. Sicilien.)

Mit dem Übergang der Kaiserwürde an die deutschen Könige durch Otto's I. Krönung beginnt die dritte Periode der Geschichte J.s, die Zeit der entschiedenen Herrschaft der deutschen Kaiser, während der sich jedoch das städtische und hierarchische Element, indeß noch völlig von den Kaisern beherrscht, zu entwickeln begannen, den Zeitraum der sächs. Kaiser und der fränkischen bis zu Heinrich's III. Tode, 961—1056, umfassend. Otto I. gab die ital. Reichslehen an Deutsche und den ital. Städten Vorrechte, welche ihre spätere freie Verfassung, Selbständigkeit und Macht begründeten, der sie bei dem fast immer anar-

chischen Zustande des Landes schnell entgegenreiften. Dagegen war der päpstliche Hof damals noch im Zustande der größten Verwilderung und Entweihung. Otto setzte deshalb und weil der Papst Johann XII. gegen ihn die Waffen ergriff, denselben ab, ließ Leo VIII. wählen, züchtigte die rebellischen Römer und machte so den Papst ganz von sich abhängig. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abwesenden Kaiser zu Rom vertreten wollten, versuchte 980 ein edler Römer, der Consul Crescentius, in Rom wenigstens den Schein der alten Freiheit wiederherzustellen. Mit Eroberungsversuchen auf Unteritalien beschäftigt, die noch dazu schlecht endeten, ließ Otto II. (s. d.) die ruhmvolle, den lasterhaften Päpsten Bonifaz VII. und Johann XV. fürchterliche, Verwaltung des Crescentius ungestört. Aber Otto III. (s. d.) machte der Herrschaft des Crescentius ein Ende, setzte Päpste seiner Wahl ein und hielt die Römer durch Gewalt im Zaume. Nach Otto's III. Tode im J. 1002 hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem Deutschen Reiche für aufgelöst; man wählte den Markgrafen Harduin von Ivrea zum Könige, der zu Pavia gekrönt wurde, während eine andere Partei den deutschen König Heinrich II. zum Könige von J. ausrief. Ein Bürgerkrieg, in welchem sich hauptsächlich Mailand und Pavia gegenüberstanden und Heinrich II. (s. d.) am Ende den Sieg davon trug, war die Folge davon. Heinrich's Nachfolger in der Königs- und Kaiserwürde, Konrad II., seit 1026, suchte mit kräftiger Hand Ruhe und Ordnung unter den widerspenstigen Vasallen und Städten, unter denen schon Mailand mächtig sein Haupt erhob, herzustellen und dem Staate Frieden und Festigkeit zu geben. Doch vergebens; ununterbrochen wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Bischöfe gegen den Adel, und der Adel gegen seine Lehensleute. Das republikanische Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Konrad II. noch die Päpste zum Gehorsam bringen. Als Heinrich III. (s. d.), Konrad's Sohn und Nachfolger, 1046 nach Italien kam, fand er in Rom drei Päpste. Er setzte sie alle drei ab und besetzte nachher stets aus eigener Macht den päpstlichen Stuhl mit würdigen Geistlichen. Diese Reform gab den Päpsten ein neues Ansehen, das später seinem Nachfolger verderblich wurde. Heinrich III. starb 1056, nachdem er durchgreifend und mächtig, wie seit Otto I. kein deutscher Kaiser, über J. geherrscht hatte.

Mit Heinrich's III. Tode beginnt die vierte Periode der Geschichte J.s, 1056—1259, die Zeit des großen Kampfes zwischen den Kaisern und Päpsten um die höchste Macht und zwischen den Kaisern und den ital. Städten um die Herrschaft über J., mit einem Worte die Zeit der Reaction des röm.-ital. Elements gegen das feudalistisch-germanische umfassend. In der langen Minderjährigkeit Heinrich's IV. gelang es der besonders durch den Mönch Hildebrand, den nachherigen Papst Gregor VII. (s. d.), geleiteten Politik der Päpste, eine Opposition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. Dazu trugen insbesondere die Normänner bei, die sich in Unteritalien niedergelassen hatten und auf die sich der Papst in seinem Kampfe mit der kaiserlichen Macht vorzüglich stützte. (S. Guiscard und Sicilien.) Während so im südlichen J. die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwuchsen, löste sich im Norden das Königreich in kleinere Staaten auf. Die lombard. Städte gründeten ihre spätere Macht; Venedig (s. d.), Genua (s. d.) und Pisa (s. d.) waren bereits groß und blühend. Gregor VII. demüthigte 1077 Heinrich IV. (s. d.); Urban II. (s. d.) wiegelte die eigenen Söhne gegen den Kaiser auf; Konrad, der älteste, wurde 1093 zum König von J. gekrönt, und nach Konrad's Tode 1101 gelang es dessen Bruder Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu verdrängen. Heinrich V. (s. d.), das Geschöpf des Papstes, gerieth jedoch bald in harte Kämpfe mit demselben, besonders um die Erbschaft der Markgräfin Mathilde (s. d.) von Toscana, welche das 12. und 13. Jahrh. hindurch fortwährende Zwiste erregte. Unterdeß bildete sich im Süden aus den Trümmern republikanischer Freiheit der Griechen- und Lombardenherrschaft der normännische Staat unter Roger I. (s. d.) im J. 1130 zum Königreich. In den kleinen Freistaaten im Norden J.s war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Consuln, den Kleinen Rath (credenza), den Großen Rath und die Volksversammlung (parliamento) vertheilt. Kleine Fehden entwickelten ihre jugendliche Kraft. Dergleichen war die, welche 1111 mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte, und die zehnjährige Belagerung von Como durch Heere aller

lombard. Städte, 1118—28. Die Unterwerfung dieser Stadt erhob Mailand zur ersten Macht der Lombardei, mit der sich die meisten benachbarten Städte verbanden. Andere bildeten um ihre Nebenbuhlerin Pavia einen entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona veranlaßten 1129 zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg, dem der Streit Lothar's II. und Konrad's III. (s. d.) um die Krone bald eine andere Richtung gab. Dies der Ursprung der Guelfen (s. d.) und der Ghibellinen (s. d.). In Rom erhob sich der von Gregor VII. gefesselte Freiheitssinn in dem Maße wieder, als seine Nachfolger minder kräftig regierten, und Arnold von Brescia (s. d.) gelang es, für kurze Zeit das Scheinbild einer röm. Republik wiederherzustellen. Doch bald sollte der Kampf um die Souverainetätsrechte über J. und um die höchste Gewalt in geistlichen und weltlichen Dingen mit der Befestigung der Hohenstaufen (s. d.) auf dem Kaiserthron allen diesen Zwistigkeiten eine großartige Richtung geben und mit einer Energie, wie noch nie zuvor, von beiden Seiten geführt werden. Friedrich I. von Hohenstaufen suchte seine Pläne auf Befestigung der kaiserlichen Macht über das widerspenstige J. und die Hierarchie mit einer Ausdauer, einem Aufwand an Mitteln und einer geistigen Kraft durchzuführen, die eine Zeit lang einen glänzenden Erfolg versprach, zuletzt aber doch an der Ungunst der Zeiten und der Übermacht der sich aufthürmenden Hindernisse scheiterte. Zwar gewannen weder die Päpste noch die widerspenstigen, freiheitsmuthigen Städte, welche sich seit 1167 zum Lombard. Bunde einigten, entscheidende Vortheile über den Kaiser; allein auch ihm gelang es nicht, seine Plane durchzuführen, und eine Reihe von Unglücksfällen, die ihn nach frühern glücklichen Erfolgen traf, nöthigte ihn am Ende seiner Laufbahn mit seinen beiden Hauptgegnern, dem Papst und den Städten, einen Compromiß einzugehen. Nur in einer Beziehung, durch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der normännisch-sicil. Erbtochter Constantia, gelangen ihm seine Plane. Durch die Erwerbung des Reichs beider Sicilien (s. d.) für sein Haus gewann er diesem nicht nur ein ansehnliches Erbreich, sondern vernichtete auch eine der zeitherigen hauptsächlichsten Stützen der päpstlichen Gewalt in ihrem Streite mit der kaiserlichen. (S. Friedrich I.) Sein Nachfolger, Heinrich VI (s. d.), regierte zu kurze Zeit und war zu sehr mit der Begründung seiner Macht im Reiche beider Sicilien beschäftigt, als daß er den übrigen ital. Angelegenheiten große Aufmerksamkeit hätte widmen können. So kam es, daß die Anarchie und die Parteien der Guelfen und Ghibellinen im nördlichen J. immer mehr um sich griffen und im politischen Leben J.s sich befestigten. Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano (s. Ezelin) und die Markgrafen von Este als Häupter, jene der Ghibellinen, diese der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrich's II. und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III., als Vormund Friedrich's II., die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Umgegend neu zu begründen und die Ansprüche auf Pipin's und Mathilde's Schenkungen geltend zu machen; auch zog er 1197 fast ganz Toscana zur Guelfenpartei, nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. (s. d.) ein Guelfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine und die Ghibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Wiederübertragung der Kaiserkrone auf das Hohenstaufensche Haus in der Person Friedrich's II., im J. 1212, die alten Verhältnisse wieder her. In Florenz gab dieser politische Parteigeist 1215 den ursprünglich aus Privatbeleidigungen entstandenen Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei Vorwand und Nahrung, und so theilten sich nun fast alle Städte auch im Innern in Guelfen und Ghibellinen. Die guelfischen Städte der Lombardei erneuerten 1226 den Lombard. Bund. Gegen diese Bürgerkriege erhob sich damals der hochgeachtete Dominicaner Johann von Vicenza als Strafprediger und Schiedsrichter. Die Versammlung von Paquara schien 1233 seine Bemühungen zu krönen; aber das Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza stürzte ihn. So wurde denn die Regierung Kaiser Friedrich's II. (s. d.) zu einem Kampfe auf Leben und Tod mit der Hierarchie und den wilden Städterepubliken J.s, der von beiden Seiten mit dem größten Aufwand von Thatkraft und Geist geführt wurde. Anfangs mit ziemlichem, obwol abwechselndem Glück von dem Kaiser geführt, traf ihn später Schlag auf Schlag, und als zuletzt seine Sache wieder eine günstige Wendung zu nehmen begann, starb er 1250. Die

Guelfen trugen nun den Sieg über die Ghibellinenpartei davon, die durch die Ränke der Bettelorden schon ohnedies vielfach beeinträchtigt war. Selbst das treue Parma fiel ab. Der Sieg der Ghibellinen in Florenz im J. 1248 hatte nur eine zweijährige, und ein neuer, nach der Schlacht von Monte-Aperto im J. 1260, nur eine sechsjährige Dauer. Die Bologneser zwangen alle Städte J.s in einen Guelfischen Bund und hatten das Glück, in der Schlacht bei Fossalte im J. 1249 den König Enzio (s. d.) gefangen zu nehmen, den sie nie wieder freigaben. So kam es, daß Konrad IV. (s. d.) während seines dreijährigen Aufenthalts in J. nur wenige Erfolge errang, und daß mit seinem Tode im J. 1254 der Fall der Hohenstaufenherrschaft so gut wie entschieden war, trotz der Tapferkeit und der Ausdauer, mit der Manfred (s. d.) für die Rechte seines Stamms kämpfte. Nur in der trevisan. Mark hatte die ghibellinische Partei durch Ezelin (s. d.) die Oberhand, bis er in dem gegen ihn unternommenen Kreuzzuge aller Guelfen unterlag und 1259 gefangen wurde. Die Freiheit erlitt in diesen Kämpfen immer größere Beeinträchtigung; das Haus della Scala (s. d.) folgte dem der Romano in der Herrschaft und selbst Mailand nebst einem großen Theile der Lombardei kam in den Besitz des Hauses della Torre. (S. Thurn und Taxis.) Überall erhoben sich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die Republik Florenz blieben frei.

Die fünfte Periode der Geschichte J.s umfaßt die Zeit vom Falle der Hohenstaufen bis zur Gestaltung der neuern Staaten, 1259 bis ungefähr 1530, den Zeitraum des Siegs des röm.-ital. Elements, der sich in der Übermacht der päpstlichen Gewalt und der entschiedenen Selbständigkeit der ital. Städterepubliken, wie überhaupt durch die Blüte des ital. Lebens in allen Beziehungen aussprach, jedoch bald in sich wieder zerfiel durch die innere Auflösung des Papstthums, sowie durch das Aufkommen von Tyrannen in den freien Städten und die Bildung absolut-monarchischer Staaten. Seit Karl I. aus dem Hause Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, auf J.s Königskrone seinen Ehrgeiz richtete, bekamen die Namen der Guelfen und Ghibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Diesen Parteien gesellten sich in den Republiken noch die des Adels und die des Volks bei, welche letztere fast überall den Sieg davon trug und die Oberhand gewann. Vergebens waren die Bemühungen Gregor's X., Frieden zu stiften, wirksamer die seines Nachfolgers Nicolaus' III., der Karl's Übermacht fürchtete. Mit neuer Wuth wurden die Ghibellinen durch Martin IV. seit 1280 verfolgt, der Karl I. knechtisch ergeben war. Ein anderes Interesse, das des Handels und der Schiffahrt, trieb die Seerepubliken gegeneinander zu den Waffen. Die Genueser unterstützten 1261 den byzant. Kaiser Michael VIII. Paläologus bei der Wiedereroberung Konstantinopels gegen die Venetianer; sie vernichteten bei Meloria im J. 1284 die Seemacht der Pisaner und vollendeten ihre Herrschaft auf dem Meere durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola im J. 1298. (S. Genua.) Florenz vollendete seine Demokratie durch vollständige Achtung des Adels im J. 1282 und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; doch schon im J. 1300 theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen selbst in zwei Factionen, die Schwarzen und die Weißen, bis letztere vertrieben wurden. (S. Toscana.) In der Lombardei schien die ersterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; gleichzeitig erhob sich in den J. 1302—6, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, in den meisten Städten das Volk und verjagte sie, darunter auch die Visconti (s. d.), die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. Da erschien plötzlich, nach langem Zwischenraume, ein deutscher Kaiser, Heinrich VII. (s. d.), in J., um die kaiserliche Herrschaft wiederherzustellen. Zwar errang er mannichfaltige Vortheile; am Ende aber mußte er doch mit seinen Planen scheitern, da seit dem Sturze der Hohenstaufen die Anarchie sich so befestigt hatte, daß die Verhältnisse einer geordneten Monarchie immer ungünstiger geworden waren. Vorzüglich war es Florenz, das seine Entwürfe vereitelte, die Stadt, die jetzt die frühere Rolle Mailands spielte, allen Versuchen, J. Einer Macht zu unterwerfen, kräftig widerstand und durch ihren Freiheitssinn lange ihre Hegemonie bewahrte, während es im übrigen J. von Tyrannen wimmelte. Das ghibellinische Pisa kam nach Heinrich's Tode im J. 1314 an Uguccione della Faggiuola, und Lucca, das er eben-

falls beherrschte, nach seiner Vertreibung daselbst im J. 1316 an Castruccio Castracani; Padua fiel 1318 dem Hause Carrara anheim; Alessandria ererbten, sowie Tortona im J. 1315 und Cremona im J. 1322 die Visconti zu Mailand; Mantua, wo seit 1275 die Bonacossi geherrscht hatten, kam 1328 an die Gonzaga (s. d.); in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este (s. d.); Ravenna beherrschten schon seit 1273 die Polenta; Verona nebst mehren andern Städten seit Anfang des 13. Jahrh. die Scala (s. d.), Bologna seit 1335 die Pepoli u. s. w. In den übrigen Städten herrschte dieselbe Tyrannei, die um so drückender wurde, je öfter die herrschenden Geschlechter wechselten. Diese kleinen Fürsten hielten den Vergrößerungsabsichten Robert's von Neapel, den Clemens V. zum Reichsvicar in J. ernannt hatte, die Wage, und Kaiser Ludwig der Baier (s. d.), der 1327 nach Italien kam, um die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, sah sich selbst mit den Ghibellinen in Händel verwickelt, sowie andererseits die Schlechtigkeit Johann's XXII. auch den Eifer der Guelfen so abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend, sich einander mehr näherten. Plötzlich erschien im J. 1330 der König Johann von Böhmen in J. Von den Brescianern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen sein, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht die Florentiner nebst Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel sich ihm entgegengestellt. Nach seinem Sturze begann Mastino della Scala, der die Hälfte der Lombardei und Lucca beherrschte, die Freiheit der ganzen Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand und erregte ihm einen Bundeskrieg, in welchem es nichts gewann als Sicherung der Freiheit. In dem vom Adel zerrissenen Rom herrschte Cola Rienzi (s. d.) seit 1347 eine kurze Zeit. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der ghibellinischen Spinola und Doria und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien und gaben sich in Simon Boccanegra den ersten Doge. Überall in ganz J. herrschte 1347 eine entsetzliche Hungersnoth und 1348 eine noch gräßlichere Pest, der Schwarze Tod, welcher zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die Geißel der Söldnerbanden oder großen Compagnien, die nach dem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten und überall plünderten und brandschatzten, wie die des Grafen Werner im J. 1348 und des Ritters Montreal im J. 1354. So sehen wir denn mit dem Sturze der kaiserlichen Gewalt J. im 14. und 15. Jahrh. in immer größere politische Zerrüttung verfallen und eine Auflösung aller sittlichen Bande eintreten, wie sie nur in wenigen Zeitpunkten der Geschichte geherrscht hat, während merkwürdigerweise damit ein glänzendes Aufblühen der Künste, Wissenschaften und des gewerblichen Lebens parallel ging, eine Erscheinung, die sich aus der ungeheuern Masse der geistigen und materiellen Kräfte erklären läßt, welche durch den Streit gegen die kaiserliche Herrschaft entfesselt worden waren und nun, da sie durch den Sturz der letztern ihr Object verloren hatten, sich ebenso fürchterlich gegeneinander kehrten, als in andern Beziehungen Großes schafften. In dieser allgemeinen Anarchie treten vorzüglich fünf Punkte, um die sich die übrigen gruppiren, tonangebend hervor, nämlich Unteritalien, der Kirchenstaat, Florenz an der Spitze von Toscana, Mailand unter den Visconti und Venedig, von denen jedes einen Kreis bestimmter Bestrebungen bildet. Vor der Hand versuchte es noch einmal Karl IV. (s. d.) das kaiserliche Ansehen herzustellen; er erschien 1355 in J., unterwarf sich unverzüglich ganz Toscana, scheiterte aber am Ende an dem Freiheitssinne der tapfern Bürger von Siena und Pisa. Dem Papst Innocenz VI. gelang es, 1354—60 den ganzen Kirchenstaat zu erobern; aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Äußerste gebracht und von Florenz unterstützt, fielen 1375 alle eroberten Städte wieder ab, worauf sich während des großen Schisma die Freiheit dieser Städte, oder vielmehr die Herrschaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigte. Inzwischen beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplanen, reizten J.s ganze Kraft zum Widerstande und machten die alte Parteiung der Guelfen und Ghibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich 1353 dem Giov. Visconti, der Bologna 1350 von den Pepoli gekauft hatte; doch seine Unternehmung gegen Toscana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten Toscan. Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer

mit den kleinen Tyrannen der Lombardei, bis sie am Ende nach vielfachen Kämpfen der letztern mit den Visconti gegen Anfang des 15. Jahrh. aus Gegnern der Visconti'schen Eroberungsabsichten ihre Nebenbuhler wurden. Giangaleazzo Visconti erwarb 1395 vom Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum, unterwarf sich 1399 Siena, 1400 Perugia und 1402 Bologna, sodaß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Allein nach seinem Tode im J. 1402 ging während der Minderjährigkeit seiner Söhne ein großer Theil seiner Staaten wieder verloren. Als in Ladislaw von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte, 1409 dem bedrängten J. ein neuer Eroberer aufstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Doch diese Gefahr war nur vorübergehend, denn bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Der Herzog Filippo Maria Visconti eroberte 1416—20 alle seine Staaten der Lombardei wieder; auch unterwarf sich ihm 1421 Genua. Da verband sich Florenz 1425 nochmals gegen ihn mit den Venetianern, die alles Land bis an die Adda eroberten und im Frieden von Ferrara 1428 behielten. In Perugia gelang es Braccio da Montone sich 1416 zum Herrn dieser Stadt und ganz Umbriens, ja selbst auf eine Zeit lang von Rom, zu machen. In Siena gelangten 1430 die Petrucci zur festen Herrschaft.

Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beständigen Beunruhigung des Königs Alfons von Aragon in Neapel durch die Partei der Anjou war jetzt keine gefährliche Übermacht in J. mehr vorhanden, obwol gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen die beiden Parteien unter den ital. Miethsoldaten, die Bracheschi, nach Braccio da Montone, und die Sforzeschi, nach Sforza Attendolo so genannt, einander stets feindlich gegenüber standen. Dem Franc. Sforza (s. d.) gelang es, nach dem Aussterben der Visconti im J. 1447, sich 1450 zum Herrn des mailänd. Staats zu machen. Als die Venetianer mit einigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, wo sich um diese Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (s. d.) erhob. Mailand, wo die Sforza sich befestigten, Venedig, das die Hälfte der Lombardei besaß, Florenz, das durch Lorenzo Medici weise geleitet wurde, der Kirchenstaat, der größtentheils dem heiligen Stuhle zurückgegeben war, und Neapel, das unfähig war, seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen, bildeten im 15. Jahrh. das politische Gleichgewicht J.s, sodaß in den fortgesetzten Fehden dieser Staaten keiner der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden konnte. Da zog 1494 Karl VIII. von Frankreich, der Erbe des Hauses Anjou, heran, um Neapel und das durch die Sicilische Vesper (s. d.) den Franzosen entrissene Sicilien zu erobern. Zwar trat Lodov. Sforza, Moro genannt, erst sein Bundesgenosse, dann als Feind, wider ihn; allein Papst Alexander VI. (s. d.), um seinen Sohn Cesare Borgia (s. d.) zu erheben, begünstigte des Königs Plane. Karl eroberte Neapel schnell durch die blutigen Waffen seines stehenden Heeres, verlor es aber sehr bald wieder durch die Eifersucht der übrigen größern Mächte an Alfons II. von Aragon. Auch Karl's VIII. Nachfolger, Ludwig XII. (s. d.), wurde von Ferdinand dem Katholischen aus dem mit ihm wiedereroberten Neapel 1504 verdrängt. Glücklicher war Ludwig XII. gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt, 1500 sich unterwarf. Cesare Borgia's Versuche auf J.s Herrschaft wurden durch den Tod seines Vaters im J. 1503 vereitelt, worauf der kriegerische Papst Julius II. die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenstaats vollendete. Er schloß mit Kaiser Maximilian I., Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. 1508 die Ligue von Cambray gegen die Vergrößerungsabsichten der Venetianer, deren Schlauheit aber diesen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte, und sodann 1509 mit den Venetianern, Spaniern und den Schweizern zu Vertreibung der Franzosen aus J. die heilige Ligue, die aber damals ihren Zweck noch nicht erreichte. Der Streit zwischen den Sforza und später zwischen Kaiser Karl V. (s. d.) mit den Franzosen um Mailand dauerte fort und endete erst durch Franz's I. (s. d.) von Frankreich Niederlage bei Pavia im J. 1525. In Folge davon blieb Mailand dem Franc. Sforza, dem bei seinem Tode im J. 1540 sein Sohn Filippo in der Regierung folgte. Die mediceischen Päpste, Leo X. (s. d.), 1513—21, und Clemens VII., 1523—34, waren eifrig auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Karl V., unter den seit der Schlacht von Pavia sich ganz J. beugte, vereitelte zwar Clemens' VII. Anschläge, seine Macht zu

schwächen; er eroberte und plünderte 1527 Rom, aber, bald mit dem Papste versöhnt, erhob er 1530 die Mediceer in den Fürstenstand. Florenz, das durch innere Demoralisation seinen alten Freiheitssinn eingebüßt hatte und factisch schon seit längerer Zeit von den Mediceern beherrscht wurde, mußte nun unter dem Herzog Alessandro I. sich förmlich in die Reihe der Fürstenthümer stellen. Von da an gebricht es der ital. Politik, von der Florenz bisher die Seele gewesen, an Gemeingeist und der Geschichte J.s an einem Mittelpunkte.

Die sechste Periode der Geschichte J.s umfaßt die Zeit des Verfalls des ganzen neuital. Elements, der sich politisch in dem erneuerten Eintreten der Fremdherrschaft und dem ausschließlichen Vorherrschen fremden Einflusses aussprach, welche von nun an alle Umgestaltungen der ital. Staaten bis auf die franz. Revolution bestimmten. Nach dem Aussterben des Mannsstamms der Markgrafen von Montferrat gab Kaiser Karl V. dieses Land 1536 dem Gonzaga (s. d.) zu Mantua. Aus Parma und Piacenza, die Papst Julius II. für den heiligen Stuhl erobert, machte Papst Paul III. 1545 ein Herzogthum und gab es seinem Bastard Pietro Luigi Farnese (s. d.), dessen Sohn Ottavio 1556 die kaiserliche Belehnung erhielt. Genua fand in Andrea Doria (s. d.) 1523 seinen Befreier von der franz. Herrschaft, den 1547 die Verschwörung Fiesco's (s. d.) nicht zu stürzen vermochte. Karl V. überließ schon 1553, außer Mailand, auch Neapel seinem Sohne Philipp II. (s. d.) von Spanien, und hiermit wurde auf anderthalb Jahrhunderte, zum Unglücke für das ganze geistige und politische Leben der Halbinsel, der östr.-span. Einfluß vorherrschend; doch im Frieden zu Château-Cambresis im J. 1559 wurde Piemont dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen zurückgegeben. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hob sich der Flor J.s, so weit dies bei dem Verluste des Welthandels möglich war, durch langen Frieden, der bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat fortdauerte, wodurch die Noth des Dreißigjährigen Kriegs auch über J. kam. Seine Bedrängniß in Deutschland nöthigte Kaiser Ferdinand II., jene beiden Länder 1631 Frankreichs Schützlinge, Karl von Nevers, zu Lehen zu geben, dessen Geschlecht bis zum span. Erbfolgekriege im Besitze blieb. Durch den Abgang des Hauses della Rovera fiel Urbino 1631 dem päpstlichen Stuhle anheim. Der Friede J.s wurde, mit Ausnahme der Unternehmungen Ludwig's XIV. auf Savoyen und Piemont, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nicht gestört, und schien durch den turiner Neutralitätsvertrag von 1696 auf lange Zeit gesichert zu sein, als der span. Erbfolgekrieg ausbrach. Östreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erstern beiden für sich, indem Mantua wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogen wurde, und gab letzteres an Savoyen. Im utrechter Frieden von 1714 bekam Östreich noch die Insel Sardinien und Neapel, Savoyen aber die Insel Sicilien, die es gegen Sardinien an Östreich abtrat. Parma und Piacenza erhielt, als 1731 das Haus Farnese ausstarb, der span. Infant Karl. In dem poln. Thronfolgekriege von 1733 eroberte Karl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand, und behielt davon im wiener Frieden von 1738 Novara und Tortona. Der Infant Karl von Spanien wurde König beider Sicilien und trat dafür Parma und Piacenza an Östreich ab. Als die Mediceer zu Florenz 1737 ausstarben, erhielt der Herzog Franz Stephan (s. d.) von Lothringen nach der Bestimmung des wiener Präliminarfriedens Toscana, das er 1745, wo er Kaiser wurde, zur Secundogenitur des östr.-lothring. Hauses machte. Im östr. Erbfolgekriege eroberten die Spanier 1745 Mailand, wurden aber durch Karl Emanuel daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailänd. Landschaften abtrat. Massa und Carrara fielen 1743 als Erbe an Modena. Parma und Piacenza eroberte der span. Infant Don Philipp für sich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im aachener Frieden von 1748 zurück. So theilten sich im 18. Jahrh. die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen in ganz J., bis auf den Kirchenstaat, Modena und die Republiken, welche als abgelebte Greise dem Treiben der neuen Zeit, in die sie nicht mehr paßten, kraftlos zuschauten, während östr. und span. Einfluß um die Oberherrschaft in J. kämpften.

Die siebente Periode der Geschichte J.s begreift die Zeit seit der franz. Revolution bis auf die Gegenwart; die Zeit der verunglückten Versuche, J. eine neue Selbständigkeit und ein neues nationelles Leben zu erringen. Im Sept. 1792 drangen die franz. Truppen zuerst in Savoyen ein, wurden zwar 1793 auf einige Zeit wieder vertrieben, behaupteten es aber

doch am Ende des Jahres. Der Nationalconvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. Im Apr. 1794 rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Östreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus J. nochmals vertrieben. Nachdem 1796 Napoleon Bonaparte den Oberbefehl des franz. Heers in J. erhalten, zwang er zunächst den König von Sardinien zum Frieden, in welchem Nizza und Savoyen an Frankreich abgetreten werden mußten. Nachdem er sodann die östr. Lombardei erobert, den Herzog von Parma und den Papst gebrandschatzt und dem Könige von Neapel solche Furcht eingeflößt hatte, daß er um Frieden bat, errichtete er 1797 aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma diesseit des Po und Modena die Cisalpinische Republik (s. d.). Der Kirchenstaat (s. d.) wurde 1798 in eine Römische Republik, Genua in eine Ligurische Republik (s. d.) umgewandelt. Auch Venedig wurde, als die Franzosen durch das venet. Gebiet in Östreich eingedrungen, von ihnen besetzt und der Republik eine demokratische Form gegeben; im Frieden zu Campo-Formio (s. d.) aber das venet. Gebiet bis an die Etsch an Östreich überlassen und der Überrest mit der Cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß zwar mit Frankreich am 25. Oct. 1797 einen Allianz- und Subsidienvertrag; doch 1798 fand das in Folge der zweiten Coalition von Neapel her in Rom angegriffene Directorium (s. d.) für gut, ihn zur Abtretung seiner Staaten auf dem festen Lande zu nöthigen. Neapel selbst wurde vom General Championnet (s. d.) 1799 besetzt und in eine Parthenopeische Republik verwandelt; Toscana aber wie Piemont von den Franzosen militairisch verwaltet. In Folge der Siege der Coalition (s. Suwarow) wurden indeß die Franzosen wieder aus Neapel und Rom und dem ganzen übrigen J. bis auf Genua (s. Masséna) vertrieben, und der König und der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. Doch durch seinen glänzenden Feldzug von 1800 (s. Marengo) vernichtete Bonaparte fast alle diese Vortheile der Coalisirten in Oberitalien, das er zum größten Theile wieder eroberte. Im luneviller Frieden von 1801 wurde der Besitz Venedigs für Östreich bestätigt; der Herzog von Parma bekam Toscana als Königreich Etrurien (s. d.); Parma aber wurde mit Frankreich vereinigt. Die Cisalpinische und die Ligurische Republik wurden von Östreich und Frankreich verbürgt und mit letzterer die eingeschlossenen Reichslehen vereinigt. Nun wurde auch der König von Neapel zum Frieden zu Florenz vom 28. März 1801 genöthigt, in welchem er Piombino, den Stato degli Presidj, welchen Frankreich wiederum an Etrurien abtrat, und seine Hälfte der Insel Elba abtreten mußte. In Folge des Friedens zu Amiens von 1801 mußten die Franzosen Neapel, Rom und Elba räumen. Die Republiken Genua und Lucca erhielten durch den ersten Consul noch im J. 1801 neue Verfassungen. Im Jan. 1802 erfolgte die Umschmelzung der Cisalpinischen in eine Italienische Republik, nach dem Muster der neuen franz. Verfassung, und Bonaparte wurde Präsident derselben. Auch Genua erhielt wieder eine neue Verfassung und den Girolamo Durazzo zum Doge; Piemont aber wurde mit Frankreich vereinigt. Doch schon 1805 verwandelte der nunmehrige Kaiser Napoleon die Italienische Republik in ein Königreich Italien, machte sich zum König, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais (s. Leuchtenberg) aber zum Vicekönig desselben, gab ihm eine der franz. ähnliche Verfassung und vereinigte damit Guastalla, während seine Schwester Elisa Bacciocchi (s. d.) Piombino und Lucca als Fürstenthümer und franz. Lehen erhielt. Der Friede zu Presburg im J. 1805 vollendete die franz. Allgewalt in J. Das östr. Venedig nebst Istrien und Dalmatien wurde mit dem Königreiche J. vereinigt, das nun einen Flächeninhalt von 1672 □M. mit 5,657000 E. hatte. Am 24. Mai 1806 wurde Guastalla, am 25. die Ligurische Republik, am 21. Juli Parma und Piacenza franz. Provinzen. Neapel wurde 1806 ebenfalls von den Franzosen besetzt und von Napoleon am 31. März seinem Bruder Joseph Bonaparte (s. d.) als Königreich gegeben, und von diesem trotz eines Aufstandes in Calabrien und einer Landung der Engländer in Besitz genommen, 1808 aber, da Joseph zum Könige von Spanien ernannt war, dem Großherzog von Berg, J. Murat (s. d.), verliehen, während das von den Engländern beherrschte Meer dem Könige Ferdinand den Besitz Siciliens sicherte. Noch im J. 1808 wurde Etrurien zu Frankreich geschlagen und 1809 gab der Kaiser Toscana als Statthalterschaft seiner Schwester Elisa mit dem Titel als Großherzogin. In demselben

Jahre erfolgte die völlige Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Nach dem wiener Frieden wurden Istrien und Dalmatien vom Königreiche J. abgetrennt und dem neugebildeten Königreiche Illyrien (s. d.) einverleibt. Baiern mußte von Tirol den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Clausen an J. abtreten. (S. Frankreich.)

Unerschütterlich schien nun des franz. Kaisers Macht in J. wie in ganz Europa befestigt; doch der Feldzug nach Rußland sollte auch sie bald stürzen. Murat verließ die Sache Frankreichs und verband sich am 11. Jan. 1814 mit Östreich, dessen Heere unter Bellegarde (s. d.) in J. eindrangen, gegen Napoleon, und der Vicekönig Eugen mußte am Ende, trotz seiner tapfern Vertheidigung, in Folge des Waffenstillstands vom 23. Apr. 1814 mit den Franzosen ganz J. räumen. Neapel blieb zufolge der Bestimmung des wiener Congresses im Besitze Murat's; allein die verunglückte Schilderhebung desselben im J. 1815 brachte es wieder an seinen alten Herrn, den König Ferdinand IV., und bewirkte Murat's Vertreibung und am Ende dessen Tod. Inzwischen hatte die wiener Congreßacte vom 9. Jun. 1815 J.s Verhältnisse geordnet. Der König von Sardinien erhielt seine Staaten wieder, nach den Grenzen von 1792, nebst der ehemaligen Republik Genua; der Kaiser von Östreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neuerrichtete lombardisch-venet. Königreich, das Haus Östreich-Este bekam wieder die Souverainetät in Modena, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara; die Kaiserin Marie Luise erhielt Parma, Piacenza und Guastalla; der Erzherzog Ferdinand von Östreich wurde wieder Großherzog von Toscana; die Infantin Marie Luise erhielt Lucca; der Kirchenstaat wurde, mit Ausnahme des am linken Ufer des Po gelegenen Landstrichs, gänzlich hergestellt, der König Ferdinand IV. wieder als König beider Sicilien anerkannt, und im Besitz der Insel Malta blieben die Engländer, während die Republik San-Marino und der Fürst von Monaco unter allen politischen Umgestaltungen, die J. seit der franz. Revolution erlebt, sich unversehrt erhalten hatten. So wurde das östr. Übergewicht in J. fester als jemals begründet, auf der See aber und an den Küsten gebot England. Hiermit war indeß unter den Völkern J.'s der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit nicht unterdrückt. Fast allgemein spürte man das Verlangen nach einer repräsentativen Verfassung und vergebens suchten sich die Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen geheime politische Gesellschaften, wie Unitarier, Carbonari u. s. w., selbst gegen die Freimaurer, durch Ketzergerichte, Jesuiten und geheime Policei zu schützen. Der Geist des Carbonarismus (s. Carbonari), durch die span. Revolution von 1820 aufgeregt und die Errichtung eines ital. Bundesstaats und dessen Unabhängigkeit von fremder Herrschaft, namentlich von Östreich, bezweckend, drohte den politischen Zustand J.s überhaupt und der einzelnen Staaten insbesondere zu stürzen und erschütterte theilweise wirklich, vorzüglich Neapel und Sicilien, wo der König Ferdinand I. (s. d.) 1820 eine freisinnige, der span. von 1812 ähnliche Constitution versprechen mußte, auch Sardinien, wo der König Victor Emanuel I. (s. d.) im Jan. 1821 zu Gunsten seines Bruders Karl Felix resignirte. Die Cabinete der Großmächte Europas behaupteten indeß kräftig den Grundsatz der Stabilität durch schleunige Unterdrückung jeder Revolution und durch Bekämpfung des gefährlichen Volksgeistes. Östreich, als die bei den Aufständen in J. zunächst betheiligte Macht, welche schon 1815 der Einführung des Repräsentativsystems in J. vorgebeugt hatte, übernahm es, mit Zustimmung der übrigen auf dem Congresse zu Laibach versammelten Mächte, mit gewaffneter Hand die legitimen Rechte der königlichen Macht in Neapel und Sicilien sowie in Sardinien wiederherzustellen. Ein viertägiger Kampf der Östreicher mit dem Revolutionsheere von Neapel (s. Sicilien) vom 7.—10. März 1821, und ein dreitägiger mit der Föderationspartei von Piemont (s. Sardinische Monarchie), vom 7.—9. Apr. 1821, stellten die Ruhe und alte Ordnung in J. wieder her. Seitdem wurde in Übereinstimmung mit den auf den Congressen zu Laibach und zu Verona hinsichtlich J.s festgestellten politischen Grundsätzen das Unterdrückungssystem mit der größten Strenge geübt. Während man aber von Seiten der Regierung in mehren Staaten durch Jesuiten und andere Mittel die Niederdrückung und Entgeistigung des Volkes förmlich systematisch betrieb, erstarkten auch von neuem die geheimen Gesellschaften, welche das Volk zu erheben und in ihm den Geist für eine zu erringende schönere Zukunft zu entflammen suchten. Dagegen suchten die Regie-

rungen durch strenge Maßregeln allen Umtrieben der Carbonari zu steuern; grausam verfuhr man in Neapel und Sicilien gegen politisch Verdächtige, ganz besonders aber in Modena, dessen Herzog Franz IV. (s. d.) seit 1821 sich an die Spitze einer geheimen Polizei in J. gestellt hatte; minder streng im lombard.-venet. Königreich, Parma und Lucca, sowie in Toscana und im Kirchenstaate. Pius VII. (s. d.), durch dessen Staatssecretair Cardinal Consalvi (s. d.) viel zur Versöhnung der Gemüther und Befestigung der Ruhe im Innern gethan und das Verwaltungssystem wohlthätig geordnet wurde, sowie seine Nachfolger Leo XII. (s. d.) und Pius VIII. (s. d.) begnügten sich, die Carbonari sowie alle andern geheimen Gesellschaften mit dem Banne zu belegen, ohne die Theilnehmer an frühern politischen Verbindungen zur Rechenschaft zu ziehen. Letzteres war auch in Parma und Lucca sowie in Toscana der Fall, seitdem Leopold II. (s. d.) 1824 seinem Vater Ferdinand III. (s. d.) gefolgt war. Der Tod Ferdinand's I. von Sicilien im J. 1825 hatte in Hinsicht der dort gegen die politisch Verdächtigen genommenen Maßregeln keine wesentliche Änderung zur Folge, da sein Sohn und Nachfolger, Franz I., wenn auch minder streng, des Vaters Grundsätze festhielt.

Die Ursachen der ital. Revolution in den J. 1820 und 1821 wurden nirgend gehoben; die unzähligen Proscriptionen und das Einkerkern so vieler angesehener, allgemein geachteter Männer hatten einen nur noch tiefern Groll erregt; immer fester hatte in Folge des Druckes und der Verfolgung von oben der Carbonarismus gewurzelt und sich weiter verzweigt, als in Frankreich die Julirevolution ausbrach, in Folge deren im Sept. 1830 Belgien und im Nov. 1830 Polen sich erhob. Da die franz. Revolution einen schnellen und glücklichen Ausgang nahm, hinsichtlich Belgiens offen und in Betreff Polens stillschweigend das System der Nichtintervention befolgt wurde, so glaubte auch Italien diesen Zeitpunkt wahrnehmen zu müssen, um sich aufs neue zu erheben und über den Geist der Versinsterung die Oberhand zu gewinnen. Ehe dies noch geschah, hatte im Königreich beider Sicilien am 8. Nov. 1830 Ferdinand II. (s. d.), der in minder strengem Geiste als Franz I. und mehr das Wohl seines Landes berücksichtigend zu regieren gleich vom Anfange die Absicht zeigte, und, während der ersten Unruhen im Kirchenstaat, am 2. Febr. 1831 Gregor XVI. (s. d.) den Thron bestiegen. Der Herzog von Modena, Franz IV., suchte mit Energie fort und fort seine despotischen Grundsätze durchzuführen, ungeachtet schon hier und da Zeichen der Aufregung des arg gedrückten Volkes sich kund gaben. Offen gab er seine Gesinnungen zu erkennen, unter Anderm auch dadurch, daß er, als bereits schon die meisten europ. Mächte die neue franz. Regierung anerkannt hatten, beharrlich die Anerkennung derselben verweigerte. So war es kein Wunder, daß in Modena (s. d.) zuerst unter allen ital. Staaten, in der Nacht vom 3. auf den 4. Febr. 1831, ein Aufstand erfolgte, der indeß durch militairische Gewalt gedämpft wurde. Kaum vernahm man zu Bologna den Donner der Kanonen in Modena, als auch hier am 4. Febr. das Volk sich erhob, und schon am 5. wurde eine Provinzialgarde errichtet, die ital. Cocarde aufgesteckt und eine provisorische Regierung eingesetzt. Der Herzog von Modena hielt für gerathen, mit den Seinigen nach Mantua zu flüchten, und mit Blitzesschnelle verbreitete sich nun der Aufruhr über die Provinzen von Modena und Reggio, sodaß man hier für nöthig fand, Bürgergarden zu errichten und eine provisorische Regierung zu ernennen, die später in eine Dictatur und endlich in eine Vereinigte Regierung von Modena und Reggio umgeschaffen wurde, welche sogleich viele wohlthätige Einrichtungen ins Leben treten ließ. Rasch breitete sich von Bologna aus der Aufstand auch über den größten Theil des Kirchenstaats, Romagna, Pentapolis und Umbrien, aus. Ein Theil der neuen Bürgergarden wurde beordert, die päpstlichen Truppen, welche noch in den Provinzen standen, zu vertreiben, und schon am 8. war die weltliche Herrschaft des Papstes für beendigt erklärt, worauf Wahlcollegien zusammenberufen wurden, welche Deputirte zur Berathung der neuen Verfassung erwählen sollten. Unruhen in Parma am 12. veranlaßten am 15. die Herzogin Marie Luise zur Flucht. Die Stadt Ancona hatte sich bereits am 8. Febr. für die neue Ordnung der Dinge erklärt; später drangen die Bürgergarden bis Rieti und Civita-Castellana vor und bedrohten selbst die Hauptstadt, wo ein vorbereiteter Aufstand kurz vor dem Ausbruche entdeckt wurde. Der Papst, nicht im Stande, mit Gewalt die Unruhen zu dämpfen, versuchte eine

Gegenrevolution zu bewirken, doch seine Bemühungen waren vergebens. Am 26. Febr. traten zum ersten Male die Abgeordneten der freien Provinzen J.s zusammen und proclamirten einstimmig die völlige Emancipation der in ihrer Versammlung vertretenen ital. Provinzen von der zeitlichen Herrschaft des Papstes und die Vereinigung derselben in Einen Staat unter Einer Regierung, die aus einem Präsidenten, einem Ministerrathe und einer Gesetzgebenden Consulta bestehen sollte, welche am 4. März bereits erwählt wurden. Doch die Cabinete der europ. Hauptmächte hatten beschlossen, hinsichtlich J.s das System der Intervention in Anwendung zu bringen. Mit seinen eigenen und östr. Truppen rückte der Herzog von Modena, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, am 9. März in seiner Residenz ein. So sah sich der General Zucchi mit einem Theile der Bürgergarden, denen sich die am meisten Gefährdeten anschlossen, genöthigt, sich auf das bolognes. Gebiet zu begeben. Die Östreicher hatten schon am 5. März Ferrara besetzt und rückten am 13. auch in Parma ein. Noch immer wollten die Bologneser an keine Intervention glauben, sie wählten den General Zucchi zum Oberbefehlshaber und verlegten, als die Östreicher Bologna sich näherten, am 20. März die provisorische Regierung nach Ancona, worauf auch Bologna am 21. von den Östreichern besetzt wurde. Nach dem vergeblichen Gefechte der Italiener bei Rimini am 25. März war die provisorische Regierung in die Nothwendigkeit versetzt, sich aufzulösen. Am 27. März wurde nun auch Ancona den Östreichern übergeben und am 4. Apr., nachdem die Italiener unter Sercognani am 30. März die Waffen gestreckt, Spoleto durch die päpstlichen Truppen besetzt. Die, welche am meisten compromittirt waren, suchten nach den Jonischen Inseln zu entkommen, wurden aber durch die Östreicher gefangen genommen und später an ihre Regierungen ausgeliefert; nur den General Zucchi verurtheilte man von Seiten Östreichs zu Festungsarrest. (S. Kirchenstaat.)

Der Herzog von Modena erklärte sogleich nach seiner Rückkehr alle Verordnungen und die Acte der provisorischen Regierung für ungültig, berief eine Commission zur Verurtheilung der Theilnehmer an der Revolution und regierte seitdem mit eiserner Hand, sodaß alles Leben erstarrte und Grabesstille herrschte. Auch der päpstliche Hof hob Alles von der neuen Regierung Angeordnete auf; doch bei der Schwäche desselben und den verkehrten Maßregeln, die man ergriff, wurde es ihm, nachdem die Östreicher am 18. Mai Ancona und am 15. Jul. Bologna geräumt hatten, sehr schwer, Ruhe und Ordnung zu erhalten. Erneute Unruhen im Kirchenstaat veranlaßten ein neues Einrücken der Östreicher am 24. Jan. 1832 und gaben dem franz. Ministerium Veranlassung, am 22. Febr. 1832 Ancona (s. d.) zu besetzen, wogegen der Papst vergebens protestirte. In Parma suchte nach ihrer Rückkehr die Herzogin Marie Luise durch Milde und manche zweckmäßige Änderungen die aufgeregten Gemüther zu versöhnen, was ihr auch insoweit gelang, daß die Ruhe nicht weiter gestört wurde. In der sardin. Monarchie wußte der König Karl Albert (s. d.), der am 27. Apr. 1831 den Thron bestiegen, im Anfange seiner Regierung durch ein liberales, die Wohlfahrt des Landes beförderndes Regierungssystem sein Land vor Aufständen zu bewahren; bald aber änderte er sein Regierungssystem und schlug ganz ins Gegentheil um, den Herzog von Modena sich zum Muster nehmend, und vor Allem die Bestrebungen des modernen Jesuitismus begünstigend, sodaß es nicht Wunder nehmen darf, wenn man fortwährend von Verschwörungen hört, die zum Theil ebenso geheim unterdrückt wie gemacht werden. Die bedeutendste unter denselben war die im J. 1833 entdeckte, in Folge deren 32 Individuen verhaftet und zum Tode verurtheilt wurden. Ebenso mislang der unsinnige Einfall der poln. und ital. Flüchtlinge nach Savoyen in der Nacht vom 2.—3. Febr. 1834 völlig. (S. Sardinische Monarchie) So herrschte denn in Folge des Mislingens aller Aufstandsversuche in J. eine Art Ruhe; aber es war die der Erschöpfung und keine Beruhigung der Gemüther. Verfolgungen, Verhaftungen und willkürliche Handlungen währten fort, und mit ihnen Furcht, Haß und Erbitterung. Die Provinzen, welche, wenn auch nicht auf Unterstützung von außen, doch darauf gerechnet hatten, daß man auch bei ihnen das System der Nichtintervention in Anwendung bringen werde, und sich dadurch hatten verleiten lassen, die drückenden Fesseln zu brechen, wurden in härtere Sklaverei geschlagen als früher. So konnte es nicht fehlen, daß geheime Verbindungen, unter denen die von Mazzini (s. d.) im J. 1831 in Marseille gestif-

tete, der griech. Hetäria ähnliche Verbindung La giovine Italia die verbreitetste zu sein scheint, entstanden, welche fort und fort sich bemühen, die morschen Gebäude der ital. Staaten zu stürzen. Zwar schien im J. 1838 Alles sich beruhigt zu haben, die östr. Truppen wurden deshalb aus dem Kirchenstaat zurückgezogen, und die Franzosen mußten gleichzeitig noch im Dec. 1838 Ancona räumen; ja die allgemeine Amnestie, welche Kaiser Ferdinand I. von Östreich im Oct. 1838 bei seiner Krönung in Mailand für die politischen Verbrecher ergehen ließ, schien die öffentliche Meinung im lombardisch-venet. Königreiche der östr. Regierung ganz gewannen und neue Verschwörungen unmöglich gemacht zu haben. Allein das Übel lag tiefer, als daß es durch eine Amnestie hätte gehoben werden können; es liegt einestheils in dem wiedererwachten Nationalgeiste der Italiener, der ihre Vereinigung zu Einer Nation verlangt, und anderntheils in dem drückenden Despotismus der meisten ital. Regierungen und ihrem Widerstreben gegen jeden geistigen und politischen Fortschritt. So kam es denn, daß schon in den J. 1843 und 1844 wieder Unruhen in der Romagna ausbrachen, die zwar ohne fremde Intervention gedämpft wurden, aber doch die Bildung von Banden veranlaßten, welche der päpstlichen Regierung lange viel zu schaffen machten und eine Menge politischer Processe herbeiführten, die mit der größten Strenge geführt, mit vielen Todes- und andern schweren Strafurtheilen endigten, die an den betreffenden Individuen, so weit man ihrer habhaft werden konnte, mit Strenge vollzogen wurden, viele Andere aber zu immerwährender Verbannung zwangen. (S. Kirchenstaat.) Nicht zweifelhaft ist es, daß die Giovine Italia, die jetzt unter ihrem Hauptleiter Mazzini den Mittelpunkt ihrer Bewegungen in London und andere Nebenherde in Malta, Korfu und Smyrna hat, fortwährend mit einer Insurgirung I.s umgeht, und daß ihr geheime Unterstützung und Beförderung ihrer Plane in diesem Lande nicht entgehen, wo der gebildete Theil der Bewohner, wenn auch nur mit passiver Theilnahme, im Geheimen beifällig ihrem Treiben zusieht. Dieser ital. Geheimbund hat seine Absichten vorzüglich auf die Romagna und Neapel gerichtet, und seine zwar verunglückten Unternehmungen im J. 1844 lieferten den Beweis, wie vielen Einfluß er hat, indem es ihm namentlich gelang, mehre Offiziere der östr. Marine zu gewinnen, wie die Gebrüder Bandiera, die Söhne des Admirals gleichen Namens, und mit ihnen von Korfu aus eine Insurrectionsexpedition nach Neapel zu unternehmen, die indeß in Folge von Verrath gänzlich mislang und die Hinrichtung vieler der dabei Betheiligten zur Folge hatte. Vgl. über die Geschichte I.s, neben den Werken von Muratori (s. d.), Sismondi (s. d.), Guicciardini (s. d.) und Botta (s. d.), Lebret, „Geschichte von I." (9 Bde., Halle 1778—87); Fantin Desodoards, „Histoire de l'I. depuis la chûte de la republique rom. etc." (9 Bde. Par. 1802—3); Perceval, „History of I." (2 Bde., Lond. 1825) und Leo, „Geschichte der ital. Staaten" (5 Bde., Hamb. 1829—32).

Italienische Kunst. Die in Italien eindringenden Barbaren fanden das Land mit Prachtbauten der mannichfachsten Bestimmung und mit Trümmern bedeckt. Entweder schon Christen oder dem Christenthum sich sehr bald zuwendend und von dem Geiste der Civilisation angeweht, ließen sie sich im Bedürfniß ihres Cultus die Erhaltung der Basiliken (s. d.) angelegen sein, deren Form sie sich dann auch bei der Erbauung neuer Kirchen zum Muster nahmen. Nachgewiesen ist, daß die in Italien seit 493 angesiedelten Ostgothen (s. Gothen) bei Dem, was sich als ihnen angehörig darthun läßt, die in Italien vorgefundene Bauweise zum Muster nahmen. Daß der König Theodorich (s. d.) viel und in eigenthümlicher Weise haben bauen lassen, ist eine nicht unwahrscheinliche Annahme; als beglaubigte Denkmäler von ihm liegen indessen nur vor sein Grab, jetzt die Kirche Santa-Maria della Rotonda in Ravenna, beiweitem das bedeutendste seiner erhaltenen Denkmale, bestehend aus einer zehneckigen, innen runden Kapelle, bedeckt mit einem einzigen als Flachkuppel ausgehauenen Steine und ehemals noch rings herum umgeben von einem zehnseitigen Porticus; ferner die Basilika San-Apollinare, das Baptisterium Santa-Maria in Cosmedin und ein Fragment des königlichen Palastes, insgesammt ebenfalls in Ravenna. Einzelne Details dieser Denkmale, die wesentlich noch dem Stile des sinkenden Römerreichs angehören, sind so kräftig und schön gearbeitet, wie man es in dieser Zeit kaum erwarten sollte. Übrigens wurde später von ital. Kunsthistorikern mit Unrecht unter dem Namen gothischer Baustil

alles Das begriffen, was nicht mit ihren Ansichten von Classicität übereinstimmte und folglich auch die Bauten des ganzen Mittelalters bis zu Anfange des 15. Jahrh. (S. Baukunst.) Einen eigenen Kreis bilden die Bauten des byzantin. Exarchats in Ravenna, z. B. die vielleicht schon von den Gothen begonnene achteckige Kuppelkirche San-Vitale, obschon sie im Wesentlichen in Stil und Anlage mit denen des oström. Reichs übereinstimmen. Den Longobarden, die in der Herrschaft über Oberitalien auf die Gothen folgten und 569 ihre Macht bis in die Gegend von Rom ausdehnten, hat man, um auch diese Periode durch großartige Baudenkmale zu beglaubigen, namentlich die beiden von Pavia, San-Michele und San-Giovanni in Borgo zugeschrieben, die aber nach neuern Untersuchungen beide dem 12. Jahrh. angehören. Die wenigen wirklich longobard. Baudenkmale, z. B. die noch vorhandenen Unterbauten bei der Wasserleitung in Spoleto, charakterisiren sich durch gediegene Arbeit, Mächtigkeit der Construction und völlige Schmucklosigkeit. Eigenthümlich stationair zeigte sich in diesen Jahrhunderten besonders der Basilikenbau Roms, in welchem sich kaum irgendwo eine wesentliche Modification kund gibt; nur die Fenster wurden schmäler und die Säulen mit größern Zwischenräumen gestellt, letzteres wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die altröm. Säulen nach und nach zu fehlen anfingen. Die Zeit der Herrschaft Karl des Großen nach der Zertrümmerung des longobard. Reichs und der Friede mit der Kirche hätten der Baukunst förderlich werden können, wenn nicht die durch barbarische Einfälle erzeugte Verarmung solches verhinderte. Erst mit dem 10. Jahrh. erwachte in den verschiedenen Landschaften Italiens ein neues Leben für die Architektur; in die alten, theils durch Rom, theils durch Byzanz überlieferten Formen drang umgestaltend und gewissermaßen neu belebend ein provinzieller Geist. Toscana blieb im Ganzen der alten Basilika am treuesten, behandelte sie jedoch mit neuer, origineller Zierlichkeit und gab ihr ein organisch durchgebildetes Äußere, während an den altchristlichen Basiliken nackte, rauhe Seitenwände mit einer reichen Mosaikfaçade in Disharmonie standen. Zeugen dessen sind die Kapellenreihen längs der Nebenschiffe an der unter Karl dem Großen erbauten Apostelkirche in Florenz und das aus derselben Zeit stammende achteckige Baptisterium daselbst; San-Miniato al Monte aber, das schönste und reichste dieser florentin. Gebäude, dürfte wol erst dem 13. Jahrh. angehören. Während Florenz durch bunten Detailschmuck eine gewisse heitere Pracht erstrebte, ging man in Lucca und Pisa noch weiter und gab den Façaden und Rundgebäuden ein noch glänzenderes Ansehen durch mehre übereinanderstehende Säulenreihen mit Bogen. San-Frediano in Lucca, besonders aber der Dom, das Baptisterium, der krumme Thurm und eine Reihe von Kirchen in Pisa, die insgesammt dem 11. und 12. Jahrh. angehören und im Innern noch reinen Säulenbau zeigen, stellen dieses Princip in seinem vollen Reichthum dar; doch bemerkt man am Dome schon die für die venetian. Bauten bedeutsame Kuppel. Auf Venedig wirkte nämlich, wie früher auf Ravenna, Byzanz unmittelbar ein, welches sich von der altröm. Bauweise weniger die griech. Stilisirung und das Säulensystem als den etrusk. Gewölbe- und Kuppelbau angeeignet hatte. So bildet der Dom San-Marco (976—1071) ein griech. Kreuz mit fünf großen Kuppeln; die Nebenräume sind, wie in der Sophienkirche zu Konstantinopel, durch Arcaden von den sich kreuzenden Hauptschiffen getrennt; eine Vorhalle mit kleinen Kuppeln läuft nach oström. Weise auf drei Seiten herum. Von ähnlicher Anlage, nur kleiner, ist Santa-Fosca auf Torcello. In dem den Arabern abgenommenen Sicilien wurde die Basilika zwar beibehalten, aber mit dem arab. Spitzbogen und einem bisweilen dreifachen Kuppelbau, sowie mit reichster Mosaikverzierung verbunden, wie die Rogerskapelle zu Palermo und der Dom von Monreale darthun. Abweichend von Obigem zeigt die Architektur der Lombardei die, außer Deutschland, vielleicht früheste Anwendung gegliederter Pfeiler und Gewölbe. Auch hier ist der Plan noch immer der der Basilika; die Façade jedoch ist zu einer selbständigen, mit der Kirche nicht organisch verbundenen, durch Portale und Galerien gezierten Prunkwand umgebildet, wie an den beiden erwähnten Kirchen in Pavia, San-Ambrogio in Mailand, an den Domen von Modena, Cremona, Piacenza, Parma, Ferrara, Vicenza, Spoleto u. a. m. zu bemerken ist.

Inzwischen hatte sich im nördlichen Europa der Spitzbogenbau und allmälig auch als neuer consequent durchgebildeter Stil, der Spitzbogenstil, entwickelt und war in der ersten

Hälfte des 13. Jahrh. zu allgemeiner Herrschaft gelangt. Diese Bauweise bot so entschiedene Vortheile und entsprach in so vieler Hinsicht dem rituellen Bedürfnisse, daß sie auch in Italien, obgleich dort mehr äußerlich als in das Ganze der Bauten einwirkend, Anwendung fand, wie dies z. B. Giotto's (s. d.) Glockenthurm zu Florenz, die Kirchen zu Assisi und Orvieto, und die Loggia zu Florenz beweisen. Doch bewirkte das Festhalten der Italiener an den überkommenen classisch-röm. Formen, daß an den prachtvollsten Bauten dieser Art, z. B. den Domen von Mailand, entworfen 1386 von Heinrich von Gmünd, und von Florenz, um 1300, trotz der goth. Details, noch immer die Horizontallinie in den Gesimsen vorherrscht, wie es sich denn auch durchgehend zeigt, daß dieser Stil dem Italiener fortwährend etwas Fremdes, von außen Eingeführtes blieb. Der höchste Glanz ital. Architektur entwickelte sich im 15. Jahrh., wo in Verbindung mit dem Wiedererwachen der classischen Literatur auch zugleich die antiken Bauformen wieder ans Licht gezogen wurden und das sogenannte Cinquecento (500), eine der größten Epochen der ganzen Kunstgeschichte, begann. Der Übergang von der Willkür zur Regel, die Verbindung der phantastischen Romantik des Mittelalters mit dem Ernste der Antike charakterisiren diese Zeit. Während Fra Giocondo und Leo Battista Alberti (s. d.) die alten Formen aufzufinden und gesetzmäßig zu bestimmen suchten, schritt Filippo Brunelleschi (s. d.), 1375—1444, zur ausgedehntesten Anwendung der neugewonnenen Principien. In seiner Riesenkuppel des Doms von Florenz war er noch theilweise an den Spitzbogen gebunden; freier und reiner bewegte er sich im Entwurfe der beiden Kirchen San-Lorenzo und Santo-Spirito. Sein herrlichstes Werk ist jedoch der Palast Pitti in Florenz, bestehend aus einfachen Rustikawänden mit halbrunden Fenstern, aber von größter Schönheit der Verhältnisse und mächtigen Dimensionen. Das Ganze trägt den ernsten Charakter einer Burg, der auch den Palästen der Schüler Brunelleschi's, z. B. dem Palast Medici von Michelozzo und dem Palast Strozzi von Cronaca geblieben ist, nur daß hier das Detail, zumal die Fenster und Kranzgesimse, noch zierlicher ausgebildet erscheint. Andere schöne Bauten dieser Zeit führten Bernardo Rosellini, nach Andern Francesco di Giorgio, in Siena und Pienza, und Giuliano da Majano und Baccio Pintelli in Rom aus. Von Leo Battista Alberti, dem ersten Theoretiker dieser Richtung, rühren zwei Paläste in Florenz, die dortige Chorrotunde von Santa-Annunciata, die Kirchen San-Andrea in Mantua und San-Francesco in Rimini her, welche letztere, deren Façade einem Triumphbogen gleicht, für sein Meisterstück gilt. In Venedig wurde die neue Richtung durch die Familie Lombardi vertreten, welche daselbst die Paläste Angarani, Dario, Vendramin, Corner Spinelli, Contarini u. A. mit elegantem Mosaikschmuck und reichen Loggien erbaute; weniger bedeutend sind ihre Kirchen. Übrigens entsprach diese ganze Periode, in Bezug auf graciöse Umschaffung der wiederaufgefundenen Antike zu einem mehr decorativen Stil, der franz. Renaissance.

Im 16. Jahrh. trat das großartige antike Bausystem regelrechter und bewußter, oft in großartiger Weise auf. Den Übergang bildet der große Bramante (s. d.), 1444—1514, dessen frühere Bauten, meist in Oberitalien, z. B. die Kirchen Santa-Maria delle Grazie und Santa-Maria presso San-Satiro in Mailand, und die herrliche Façade des Doms von Lugano, die indeß von Einigen einem gewissen Notari zugeschrieben wird, noch ganz das anmuthige Gepräge des Cinquecentostils tragen. Später eignete er sich in Rom den strengern, trocknern Stil an, wie er im dortigen Palaste der Cancelleria, in San-Pietro in Montorio, im Palaste Giraud und andern Bauten zu Tage tritt. Nach seinem später aufgegebenen Plane wurde 1506 der Neubau der Peterskirche in Rom begonnen. Dem Stile Bramante's steht am nächsten Balth. Peruzzi, 1481—1536, welchem Rom mehre seiner zierlichsten Paläste, unter Anderm die Farnesina und den Palast Massimi, verdankt. Sein Schüler Seb. Serlio, welcher lange in Frankreich lebte und am Bau des Louvre und des Schlosses Fontainebleau Theil hatte, wirkte am meisten durch sein Lehrbuch der Baukunst. Auch Rafael Sanzio (s. d.), der Neffe Bramante's, war als Architekt höchst ausgezeichnet. Die bedeutendsten von ihm ausgeführten Bauten sind der Palast Cafarelli in Rom und der herrliche kleine Palast Pandolfini in Florenz; auch er hinterließ als Baumeister der Peterskirche in Rom einen höchst geistreichen, ebenfalls nicht ausgeführten Plan, nach welchem an Bramante's Kuppelbau ein kolossales Langschiff sich

anschließen sollte. Sein Schüler in der Malerei, Giulio Romano (s. d.), 1492—1546, folgte seinem Stile auch in der Baukunst. In Rom sind von ihm die Villen Madama und Lante erbaut. In der Folge widmete er seine ganze Thätigkeit Mantua, wo der etwas trocken componirte Palast Te und der Umbau der Kathedrale von ihm herrühren. Antonio Sangallo aus Florenz, gest. 1546, schuf den großartigen Palast Farnese in Rom, in welchem die Würde und Majestät des florentin. Palaststils mit dem Reichthume des röm. aufs schönste verbunden sind. Pirro Ligorio, gest. 1580, ein gelehrter Antiquar, handhabte, z. B. in der Villa Pia, den röm. Stil mit einer mehr decorativen Zierlichkeit. Den größten, jedoch nicht gerade günstigsten Einfluß auf die ital. Architektur übte Michel Angelo Buonarotti (s. d.), 1474—1564, von dem auch das weltberühmte Kranzgesimse am Palaste Farnese herrührt. Die bisher genannten Meister hatten sich in ihrer Gesammtcomposition den wesentlichsten Foderungen der Antike bequemt und den malerischen Sinn ihrer Zeit durch naive Zierlichkeit des Details zur Geltung gebracht; Michel Angelo dagegen basirte seine Composition auf den malerischen Effect und brachte bei aller Großartigkeit des Ganzen doch eine große Willkür in das Einzelne. Die Sacristei von San-Lorenzo in Florenz, der Umbau des Capitols, der Klosterhof von Santa-Maria degli Angeli und vor Allem die Vollendung der Hauptttheile, vorzüglich der Kuppel der Peterskirche in Rom, seit 1546, gelten als seine bedeutendsten selbständigen Werke; die Porta Pia aber, welche in sein Todesjahr fällt, bezeichnet bereits eine tiefe Ausartung seines Stils. Unter seinen Zeitgenossen, welche der Willkür des großen Meisters erfolgreich entgegentraten, ist besonders Giac. Barozzio, genannt Vignola, 1507—73, zu nennen, der mit seinem Lehrbuche der Architektur dritthalb Jahrhunderte hindurch wenigstens die Einzelformen der Kunst vor gröberer Entartung bewahrte. Das große Lustschloß Caprarola zwischen Rom und Viterbo, welches er für die Farnese baute, ist eine der geistreichsten und prächtigsten Palastanlagen Italiens. Der röm. Schule gehört auch Galeazzo Alessi (s. d.), 1500—72, an, der später seine ganze Thätigkeit Genua zuwendete und daselbst viele Paläste, Villen und Kirchen baute, die sich durch malerische Composition und Zierlichkeit auszeichnen. Von ihm ist auch die Kirche Madonna di Carignano in Genua. Michele San-Micheli von Verona, 1484—1549, auch als Ingenieur ausgezeichnet, entwarf die schönsten Stadt- und Festungsthore seiner Zeit und trug die Bekleidung mit antiken Säulenordnungen auf die venetian. Paläste über. Von ihm sind die Paläste Grimani und Cornaro. Jacopo Tatti, genannt Sansovino, 1479—1570, mehr als Bildhauer berühmt, war nicht frei von einer gewissen nüchternen Willkür; sein bestes Gebäude ist die sogenannte alte Bibliothek in Venedig. Sein hochberühmter Nachfolger, Andrea Palladio (s. d.) von Vicenza, 1518—80, hat durch zahllose Paläste und Kirchen seiner Vaterstadt und Venedig eine noch jetzt bemerkbare Physiognomie gegeben. Wenn nicht der Größte in seinem Fache, so war er doch der Geschickteste. Allen Bedürfnissen und Umständen wußte er sich mit Grazie zu fügen. Er hielt sich fern von der Willkür und Kühnheit Michel Angelo's und ist zwar nirgend großartig, aber auch nie bizarr und stets wohlthuend in Anordnung und Detail. Diejenigen seiner Gebäude, auf welche er selbst den meisten Werth legte, sind die sogenannte Basilika und das Theater nach antiker Art zu Vicenza, sowie die Rotonda der Familie Capra. Auch er machte sich, gleich seinem Nachfolger Scamozzi, durch ein Lehrbuch der Architektur berühmt. Gleichzeitig blühte der letzte große florentin. Baumeister Bartol. Ammanati, 1510—92, der den Palast Pitti in kolossalen Rustikaordnungen vollendete und die Dreifaltigkeitsbrücke in drei schönen leichtgeschwungenen Bogen ausführte.

Seit dem 17. Jahrh. machte sich immer mehr Willkür in Composition und Form bemerklich, und die Rücksicht auf den Effect verdrängte die auf die Bedeutung der Formen so völlig, daß sich hieraus die abenteuerlichsten Misgestalten ergaben. Das Ornament, bei aller Verschwendung in Masse und Stoff innerlich armselig, und eine ins Unendliche gehende Detaillirung der Massen machte die Grundformen fast unkenntlich. Die Zahl der Kirchen und Paläste aus dieser Zeit ist unendlich groß und eine großartige Conception in vielen nicht zu verkennen. Zu den bessern Architekten dieser Periode gehören Domenico Fontana (s. d.), 1543—1607, der Erbauer des neuen Palastes am Lateran und Aufrichter des Obelisken von St.-Peter; Carlo Maderno, 1556—1629, der Vollender der

Peterskirche, der er die triviale Façade hinzufügte; und Lorenzo Bernini (s. d.) 1598—1680, der die Peterskirche mit den großen Colonnaden versah, und aus dem ehernen Gebälke des Pantheons den großen Tabernakel mit gewundenen Säulen goß, von dem auch die Scala Regia im Vatican und der Palast Barberini herrühren. In diese Zeit gehören ferner die Bauten der Maler Domenico Zampieri (s. d.), Pietro da Cortona (s. d.) und des Bildhauers Algardi (s. d.). Als Gipfelpunkt des Ungeschmackes gilt der Ticinese Franc. Borromini, 1599—1667, in dessen Bauten alle Linien in Curven und Schnörkel aufgelöst erscheinen. Die Architektur vom Anfange des 18. Jahrh., welche sich zwar mäßiger in der Form, aber wo möglich noch matter zeigt, zählt unter ihre bessern Werke das Kloster Superga bei Turin von Filippo Juvara, 1685—1735, und das Schloß Caserta bei Neapel von Lodov. Vanvitelli, 1700—73. Jesuiten und Franzosen maßten sich das große Wort an, und trotz der schönen Muster wurde in Italien, mit wenigen Ausnahmen, bis zum Ende des 18. Jahrh. in einer Weise gebaut, die darum doppelt zu beklagen war, weil sie dem Auslande als Muster galt. Erst nachdem Ausländer auf die Grundsätze der Baukunst bei den Alten hingewiesen hatten, durch Piranesi u. A. die vorhandenen Monumente genauer geprüft und gemessen worden waren, und Milizia den Autoritätsglauben schonungslos bei der Wurzel angegriffen hatte, kehrte man zu Principien zurück, die wieder eine bessere Schule begründeten, aus der der Marchese Cagnola, Simonetti, Campesi und Stern, die Architekten der wichtigsten Werke in Mailand Rom und Neapel, hervorgingen.

Die italienische Malerei ruht, wie die deutsche Malerei, in ihrem Ursprunge, theils auf altröm. Tradition, theils auf byzant. Einwirkung. Natur, Nationalcharakter und Religion bewirkten aber in beiden Ländern eine ganz verschiedene Entfaltung. Glühende Phantasie, frohe Lebenslust, angeborener Schönheitssinn, schwärmerische Frömmigkeit und stete Gelegenheit des Anschauens schöner Natur und Meisterwerke alter Kunst, machten in Italien die Malerei blühender und fruchtbarer als je in einem andern Lande, während in Deutschland der Tiefsinn und Fleiß der alten Meister sich mehr auf das Gemüth richtete. Die Italiener blieben in dem Idealstil der Malerei ebenso unerreichbar, wie die Griechen in der Bildhauerkunst. Gewöhnlich setzt man den Anfang der Malerei in Italien ins 12. Jahrh.; aber schon weit früher wurde in Fresco (s. Frescomalerei) auf Tafeln, Pergament und in Email gemalt, wobei Stil und Technik oft noch völlig spätrömisch sind. Selbst die diesen Bildern zu Grunde liegende geistige Anschauung wird oft noch durch die Symbolik des Alterthums vermittelt; die Flüsse noch als Flußgenien, die Berge durch Berggötter, die Nacht durch ein verhülltes Weib dargestellt. Manches davon, namentlich viele Gemälde in den Katakomben, ist noch erhalten. Unter Papst Leo I., oder dem Großen, wurde im J. 441 in der Basilika des heil. Paulus, am Wege nach Ostia, die 1824 abbrannte, ein großes Gemälde in Mosaik gearbeitet, und auch die Bildnisse der 42 Bischöfe in dieser Kirche waren, wie man behauptet, aus dieser Zeit. Damals waren Mosaiken (s. d.) und enkaustische (s. Enkaustik) Gemälde gewöhnlich, später fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man a tempera (s. Temperamalerei) nannte. Gegen das Ende des 6. Jahrh. kamen viele Gemälde zum Vorschein, die nicht von sterblichen Händen, sondern von Engeln und seligen Geistern herrühren sollten. In diese Classe gehört eine der berühmtesten Abbildungen des Heilandes in Rom, Acheropita genannt, auf Holz gemalt, die man nur mit vieler Mühe im Allerheiligsten zu sehen bekommt. Ob es wahr sei, daß der Evangelist Lucas (s. d.), den alle Malerzünfte später zu ihrem Beschützer wählten, selbst Maler war, darüber ist viel gestritten worden; in Rom werden namentlich die Madonnenbilder zu Sta.-Maria Maggiore, Sta.-Maria del Popolo, Sta.-Maria in Araceli und in der benachbarten Grotta Ferrata ihm zugeschrieben. Im 8. Jahrh. wurden Mosaikmalerei auf Goldgrund und Emailmalerei in Italien von einheimischen sowol als byzant. Künstlern schon eifrig getrieben. Eins der ältesten dieser Kunstdenkmale ist der Christus am Kreuze in der Dreieinigkeitskirche zu Florenz, der schon 1003 daselbst vorhanden war. Ums J. 1200 stiftete ein griech. Künstler, Theophanes, bereits eine Malerschule in Venedig.

Der echt italien. Stil erblühte zuerst in Florenz und läßt sich nach drei Haupt-

perioden betrachten, von Cimabue bis auf Rafael, von Rafael bis auf die Caracci und von den Caracci bis auf die gegenwärtige Zeit. In der ersten Periode war die Malerei völlig im Dienste der Kirche; bei noch wenig entwickelten Kunstmitteln concentrirte sich ihr ganzes Streben auf eine schöne und reiche Symbolik, während sich die Reinheit der Intention in würdiger Haltung und frommem Ausdruck der Figuren ausprägte. Ein zwar äußerlich durch die architektonische Anordnung, innerlich durch die Beschränktheit der Mittel befangener, auf wenige Typen beschränkter Stil erhielt sich, von Giotto an, fast ein Jahrhundert hindurch, bis im 15. Jahrh. unter Masaccio das Streben nach Naturwahrheit hervorbrach, und endlich durch Leonardo da Vinci sich der gründlichsten Einsicht in die Natur bemächtigte. Hierdurch war die Fähigkeit schöner Darstellung für die Malerei erworben, die wir nun zu Anfange der zweiten Periode unter Rafael und Michel Angelo, Tizian und Correggio auf dem Gipfel ihrer Leistungen finden. Durch die Stimmung der Zeit wie durch ihre eigene Richtung trennte sie sich sehr bald von der Kirche, und völliger Willkür überlassen, verbreitete sie sich nun mit unbeschränkter Freiheit über profane wie über religiöse Gegenstände, verlor aber dadurch das Tiefe und Edle der Auffassung und ging in eine leichtsinnige, gehaltlose und oberflächliche Darstellungsweise über. Durch unmittelbare Nachahmung der Natur suchte darauf Caravaggio die eine Seite der Malerei, die der Naturnachahmung, zu sichern, verfiel aber in den Fehler der Gemeinheit, aus welchem auch die eklektische Schule der Caracci, welche die dritte Periode beginnt, trotz ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Streben nach allseitiger Correctheit, diese Kunst nicht retten konnte, weil kein innerer Anhaltepunkt für künstlerische Gedanken mehr vorhanden war. Von dieser Zeit an bestand die Malerei in Italien zwar unter geschickten Künstlern fort, doch mit manierirter Willkür und ohne die Wärme und Genialität der Blüteepoche. In neuerer Zeit gewann die Schule David's (s. d.) mit ihren Übertreibungen viele Anhänger unter den ital. Malern, während die Richtung von Overbeck (s. d.), Cornelius (s. d.) und Koch (s. d.) bei ihnen keine Wurzel zu fassen vermochte.

Auf diese allgemeine Übersicht lassen wir eine gedrängte Angabe der wichtigsten Thatsachen folgen. In Pisa und Siena regte sich zuerst in Italien der Kunstfleiß; Giunta Pisano, Guido von Siena, Andr. Tafi und Buffalmaco waren Vorgänger des Cimabue (s. d.), 1240—1300, der zuerst richtigere Verhältnisse einführte, seinen Gestalten mehr Leben und Ausdruck gab und von seinen Zeitgenossen als ein Wunder betrachtet wurde. Mit ihm erst begann eine florentin. Malerschule mit bestimmterer Eigenthümlichkeit, welche der leblosen Starrheit der ital.-byzantin. Kunstübung ein Ende machte. Sein Schüler Giotto (s. d.), 1270—1336, der ihn noch darin übertraf, daß er seinen Gestalten eine bisher unbekannte Grazie zu geben wußte, war ein Freund Dante's und Petrarca's, und trieb neben der Geschichtsmalerei mit gleichem Glücke Sculptur, Baukunst, Mosaik-, Portrait- und Miniaturmalerei. Er wagte zuerst Verkürzungen und einen natürlichen Faltenwurf, doch blieb sein Stil noch sehr trocken und steif. Bonifacius VIII. berief ihn nach Rom, wo er die berühmte Navicella in Mosaik darstellte. Seine Nachfolger waren Gaddi, Stefano, Maso und Simone Martini, der die berühmten Bildnisse von Petrarca und Laura malte. Durch Masaccio (s. d.), 1401—43, vollendete sich sodann die Emancipation der Kunst von der typischen Befangenheit; er versuchte es zuerst mit Erfolg, Menschen, Gebäude und Landschaften zur Verherrlichung der heiligen Geschichten anzuwenden. Doch erst seine Schüler fingen an in Öl zu malen und zwar auf hölzerne Tafeln oder mit Gyps überzogene Wände, denn erst viel später fing man an auf Leinwand zu malen. Paolo Uccello legte den Grund zum Studium der Perspective, in welcher Beziehung Luca Signorelli, der zuerst die Anatomie studirte, und Domenico Ghirlandajo (s. d.), 1451—95, der edle Formen und Gefühl mit Kenntniß der Perspective verband und den Misbrauch der zu häufigen Vergoldungen abschaffte, sich auszeichneten. Mit letzterm erreichte die ältere florentin. Schule ihren Höhepunkt; der durch Masaccio zu ihrem Lebensprincip erhobene edlere Realismus erscheint bei ihm völlig durchgebildet und frei gehandhabt. Der erhabene Geist des Leonardo da Vinci (s. d.), 1452—1519, der in allen Künsten und Wissenschaften Meister war, hob endlich die Kunst durch universelle Studien auf eine Höhe der Darstellungsmittel, welche, nebst dem erneuten Stu-

dium der Antiken, als Grundlage des Aufschwungs der nun folgenden Epoche betrachtet werden muß. Durch ihn erhielt die florentin. Schule den ernsten, strengen, tiefsinnigen Charakter, zu dem sie sich vom Anfange an hinneigte, und den sie später mit der von Michel Angelo erweckten Kühnheit und Riesenkraft vereinte. Die röm. Schule rechnet unter ihre Stifter schon den Miniaturmaler Oderigi da Gubbio, gest. 1299, der die Handschriften mit kleinen Bildern zierte; Guido Palmerucci, Pietro Cavallini (s. d.) und Gentile da Fabriano waren die geschicktesten seiner Nachfolger. Fast alle Maler dieser Zeit pflegten ihren Gemälden Inschriften beizufügen, und die Verkündigung Mariä war ihr Lieblingsgegenstand. An einheimischen großen Malern hatte das damalige Rom keinen Überfluß, meist waren es Künstler aus andern ital. Städten, welche im Dienste der Päpste und der röm. Kirchen arbeiteten. Ein Hauptsitz der Malerei war Perugia, wo es schon im 13. Jahrh. eine Malerzunft gab. Pietro Vanucci (s. d.), Perugino genannt, 1446—1524, brachte zuerst mehr Grazie und edle Form in diese Schule, welche durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach Frommes, unverkünstelt Natürliches als ihren bleibenden Hauptcharakter erhielt. Vielleicht am längsten hielt Venedig an der byzantin. Kunstübung fest, deren Spuren bis ans Ende des 15. Jahrh. sich erkennen lassen. Antonello von Messina (s. d.), 1414—93, Schüler der van Eyck, brachte die Ölmalerei nach Venedig, welche sich die venetian. Maler, z. B. Vittore Carpaccio (s. d.), Carlo Crivelli u. A., schnell aneigneten. Giovanni Bellini (s. d.), 1426—1516, und sein Bruder Gentile, der lange Zeit unter Mohammed's II. Regierung in Konstantinopel arbeitete, sind die ausgezeichnetsten Maler der frühern venetian. Schule. Ihre Färbung war schon sehr kräftig, leuchtend und durchsichtig, ihr Stil einfach und symmetrisch rein, ohne sich zum Idealen zu erheben. Der treffliche Andr. Mantegna (s. d.), 1431—1506, gründete die paduan. Schule, welche wesentlich auf dem Studium der Antike beruhend, eine fast reliefartige Strenge der Composition mit venetian. Färbung vereinigte. Auch in Verona, Bassano und Brescia blühten Malerschulen auf. Giovanni von Udine, welcher sich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen so auszeichnete, daß Rafael ihn die Guirlanden um seine Gemälde in der Farnesina und den Logen malen ließ, Pellegrino und Regillo da Pordenone, waren die geschicktesten Vorgänger der beiden größten Meister der venetian. Schule, Giorgione und Tizian. In der Lombardei lassen sich schon sehr früh mehre Schulen unterscheiden, namentlich eine altmailändische und eine altmodenesische. Der bedeutendste Maler der erstern um die Mitte des 15. Jahrh. ist der einfach fromme Ambrogio Borgognone; ihm folgte der tiefsinnige, phantasiereiche Bernardino Luini (s. d.), gest. um 1530, welcher gewöhnlich nicht nach seiner Bedeutung gewürdigt wird. Leonardo da Vinci's Berufung nach Mailand im J. 1482 brachte in die dortige Schule ein neues, reiches Leben; damals malten Luini und Cesare da Sesto jene Bilder, welche in so manchen Galerien als Werke des großen Meisters selbst gelten. Auch in Ferrara herrschte ein reges Kunstleben; Gelasio, der gegen 1220 lebte, Alighieri, Alghisi, Cosimo Tura, Ercole Grandi, Dosso Dossi (s. d.), 1479—1560, und besonders Lodov. Mazzolini (s. d.) waren die vorzüglichsten dortigen Maler. Unter den bologneser Meistern zeichneten sich besonders aus Bramante (s. d.), 1444—1514, der zugleich großer Baumeister war, Lippo Dalmasi und Franc. Naibolini (s. d.), geb. 1450, dem ein zarter, frommer Ausdruck und ungemeiner Fleiß eigenthümlich waren. Hierher gehört auch der liebliche Innocenzo da Imola (s. d.). Doch sie Alle wurden später beiweitem übertroffen von dem unvergleichlichen Antonio Allegri da Correggio (s. d.), welcher den Charakter der lombard. Schule, der in Harmonie der Farben, gefühlvollem Ausdruck und echter Grazie besteht, erst eigentlich gründete.

In der zweiten Periode lebten die größten Meister aller Zeiten, die fast gleichzeitig, als Häupter der vier Schulen, alle Zweige der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachten. Nach ihrem Jahrhundert nennt man in Italien sie und ihre Schüler Cinquecentisti. Leonardo da Vinci hatte in der florentin. Schule alle Verhältnisse der Figuren und die Regeln der Perspective und Beleuchtung bestimmt. Berühmt machten diese Schule Luini, der Rafael's Stil mit dem seines Meisters zu vereinigen wußte, Salaino, Melzi und Boltraffio, die, obwol Lombarden, doch als Schüler Leonardo da Vinci's zur florentin.

Schule gerechnet werden; ferner der treffliche Baccio della Porta (s. d.), dessen Werke sich durch die Hoheit ihrer Gedanken und die Glut der Andacht sowol als der Farben auszeichnen; der sanfte, gefühlvolle Andr. del Sarto (s. d.), 1488—1530; der ideenreiche Baltasar Peruzzi, der lebensfrohe Razzi (s. d.) und der außerordentlichste aller Künstler, Michel Angelo Buonarotti (s. d.), 1474—1564. Mit gleicher Kraft und Tiefe umfaßte sein Geist die Bildhauerkunst, Baukunst und Malerei. Sein Feuer der Composition, sein gründliches Studium der Anatomie, die wilde Kühnheit seiner Wendungen und Verkürzungen bezeichneten ihm einen ganz eigenen Weg; doch für die Kunst wurde er als Vorbild verderblich, weil seine Nachahmer in Übertreibung und Verschmähung des einfach reinen Stils verfallen mußten. Sein großes Frescogemälde, das jüngste Gericht, in der Sixtinischen Kapelle in Rom, und noch mehr die herrliche Decke derselben Kapelle, bleiben unerreichbar in der Hoheit des Stils. Die Schönheit zog ihn nie so an wie die Kraft und Größe, um so mehr, da er in jener nie den Rafael erreichen konnte, in dieser aber einzig war und blieb. Bezeichnend ist es für seine Richtung, daß er der Malerei neben der Bildhauerkunst, welche er la prima arte nannte, nur einen secundairen Werth zugestand. Es gibt nur ein einziges als echt anerkanntes Ölgemälde von seiner Hand; dagegen sind viele seiner Entwürfe von seiner Schule in Öl ausgeführt. Rosso de' Rossi, Daniel von Volterra, G. Vasari, Salviati, Angelo Bronzino (s. d.), Alessandro Allori (s. d.) u. A. waren seine Schüler und Nachahmer. Sie vernachlässigten übergewaltsamer Anordnung und Äußerlichkeit des Ausdrucks nur zu oft das Colorit. Einen neuen Geist weckten 1580 Lodov. Cigoli (s. d.) und Greg. Pagani durch Rückkehr zur Natur und bessern Geschmack im Helldunkel; Domenico Passignani, Cristoforo Allori (s. d.) und Comodi waren ihre Nachfolger. An der Spitze der röm. Schule stand der erste aller Maler, Rafael Sanzio (s. d.) von Urbino, 1483—1520. Sein Geist zeigte sich ebenso erhaben in seinen großen Frescogemälden, in den Stanzen und Logen des Vaticans, als lieblich, ideenreich und originell in den Frescogemälden der das Leben der Psyche darstellenden Farnesina. Nicht minder herrlich sind seine weltberühmten Ölgemälde. Seine Größe besteht in der höchsten Anschauung des geistigen Adels der Menschennatur, welche je ein Künstler besessen hat, und in einer Darstellungsgabe, welche über ihren riesigen Mitteln nie den Gesetzen des Stils untreu wurde. Sein Genius ließ sich niemals gehen, sondern erscheint in jedem seiner Bilder in derselben keuschen und feierlichen Schönheit. Seine Schüler, der kühne Giulio Romano (s. d.), 1492—1546, der düstere Franc. Penni il Fattore, 1488—1528, der erhabene Bagnacavallo (s. d.), Perin del Vaga, Polidoro Caldara (s. d.), Gemignano, Garofalo (s. d.) und viele Andere, waren geschickte Meister; doch verließen sie bald den einzig richtigen Weg ihres großen Vorbildes und arteten in Manier aus. Federico Baroccio (s. d.), 1528—1612, der seinem Geiste nach mehr der lombard. Schule angehörte, da er der Anmuth des Correggio ernstlich nachstrebte, suchte der Manier entgegenzuwirken und hat ungemein viel Grazie und Ausdruck. Er und seine Schüler, Franc. Vanni, Pellegrini, und die Brüder Zuccheri brachten ein letztes Lebensaufflackern in die röm. Schule, doch lieferten die letztern mehr gefällige als große Werke und arteten wieder ganz in Manier aus. Muziano zeichnete sich in der Landschafts-, und Nogari, Pulzone und Fachetti in der Portraitmalerei aus. An der Spitze der venetian. Schule standen die beiden trefflichen Coloristen Giorgione (s. d.), 1477—1511, und Tiziano (s. d.), 1477—1576. Des erstern Portraits sind berühmt durch Wärme und Wahrheit, der letztere war in allen Kunstfächern groß, in Verschmelzung und Behandlung der Fleischtinten unnachahmlich, als Geschichts- und Portraitmaler trefflich und der erste große Landschaftsmaler; auch der Erste, der die Carnation des menschlichen Körpers mit voller Wahrheit malte. Bei den Gruppen wählte er die Form der Weintrauben zum Vorbilde. In ihm culminirte die venetian. Schule besonders in der würdigen Auffassung des menschlichen Lebens von der freudigen, prachtvollen Seite; er zeigt den Menschen weniger in seiner höchsten religiösen als in seiner höchsten weltlichen Entwickelung. Seine berühmtesten Nachfolger waren Sebastiano del Piombo (s. d.), Palma Vecchio (s. d.), Lorenzo Lotto, Paris Bordone (s. d.) und Regillo da Pordenone (s. d.). Der treffliche Schiavone (s. d.), dessen Helldunkel und saftiger Pinsel wahrhaft ausge-

zeichnet sind; der die Wirklichkeit, selbst die gemeine, bis zur Täuschung nachahmende Bassano (s. d.), das Haupt einer ganzen Malerfamilie, welche in der venetian. Schule die Genremalerei vertritt; der geniale, glühend begeisterte Tintoretto (s. d.), 1512–94, den Tizian aus Künstlerneid früh aus seiner Schule verbannte; der phantastische, prachtliebende Paul Veronese (s. Cagliari), 1530—88, der, im höchsten Besitze der Technik und reichen Darstellung seiner Schule, auf seinen Gastmälern die Costüme der verschiedensten Zeiten zusammenstellte, und der Veronese Carlo Cagliari waren Zierden der venetian. Schule. Doch auch sie artete aus, wenngleich der Kern eines gesunden Naturstudiums sie weniger als die übrigen Schulen der Manier anheimfallen ließ. Das Haupt der spätern lombard. Schule war der gefühlvolle, liebliche Correggio. Seine Nachfolger und Schüler waren Franc. Rondani, Gatti, Lelio Orsi und besonders Franc. Mazzola (s. d.), 1503—40, voll Leichtigkeit, Feuer und eigenthümlicher, doch oft manierirter Grazie. Gaudenzio Ferrari (s. d.), welcher eigentlich noch der mailänd. Schule im engern Sinne angehörte, hatte sich später der Schule Rafael's zugewendet und in dieser eigenthümlich gemischten Richtung viel Herrliches hervorgebracht. Von der berühmten Portraitmalerin Sofonisba Anguisciola in Cremona, 1530—1620, behauptete van Dyk, daß er durch die Unterhaltung mit ihr mehr gelernt habe als durch das Studium der Meister. Andere berühmte Künstlerinnen dieser Zeit waren Lavinia Fontana, Artemisia Gentileschi, Maria Robusti und Elis. Sirani. Camillo und Giulio Procaccini zeichneten sich durch Kraft der Phantasie und treffliches Colorit aus. In Bologna sind neben Bagnacavallo zu erwähnen Franc. Primaticcio (s. d.), 1490—1570, Nicolo dell' Abbate (s. d.), Pellegrino Tibaldi, Passerolli und Prospero Fontana (s. d.); zumeist mehr oder weniger von Franc. Raibolini abhängig, ohne ihn jedoch zu erreichen.

Die dritte Periode beginnt mit dem Zeitalter der drei Caracci, deren Streben, den reinen Stil wiederherzustellen und durch das vereinte Studium der alten Meister, Natur und Wissenschaft, der überall gesunkenen Kunst neuen Glanz zu geben, ein herrlicher Erfolg krönte. Von dieser Zeit an verwischen sich die Unterschiede der frühern Schulen mehr und mehr, und es lassen sich nur zwei Hauptclassen unterscheiden, nämlich die Nachfolger der Caracci, die man Eklektiker, und die des Michel Angelo Caravaggio, die man Naturalisten nennt. Diese Scheidung, wenn auch nicht streng im Einzelnen durchzuführen, war ganz naturgemäß. Zwei Wege führten aus dem Unwesen der Manieristen und beide schlug man ein. Die Eklektiker hofften durch Annahme des Guten aus allen Schulen einen auf feste Normen gegründeten neuen Stil zu erhalten; sie bemühten sich, die Zeichnung von der Antike, die Farbe von Tizian, das Helldunkel von Correggio u. s. w. zu entnehmen und auf diese Weise den frühern naturnothwendigen Schöpfungen ähnliche bewußt zu produciren. Da dies natürlich nur in sehr beschränktem Sinne gelang, interessiren uns, trotz ihrer rohen Gewaltsamkeit, die Naturalisten mehr, denn selbst ihren Extravaganzen liegt Wirklichkeit zu Grunde. Lodov. Caracci (s. d.), 1555—1619, der Oheim der beiden Brüder Agostino, 1558–1601, und Annibale, 1560—1699, war ruhig, nachdenkend, sanft und ernst; seine Lehrer Fontana und Tintoretto sprachen ihm anfangs alles Kunsttalent ab; desto eifriger studirte er und erwarb sich die tiefsten künstlerischen Einsichten. Agostino vereinte mit einem edeln Charakter ungemeinen Scharfsinn und die vielfältigsten Kenntnisse. Mit bitterm Spott verfolgte ihn Annibale darüber, der unter Lodovico's Leitung Riesenschritte in der Kunst that. Da die Zwistigkeiten zwischen den beiden so ungleichen Brüdern nie aufhörten, widmete sich der gekränkte Agostino aus Verdruß der Kupferstecherkunst. Erst die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten sie wieder, worauf sie zusammen in Bologna eine Akademie stifteten. Nach Rom berufen, um die Galerie des Herzogs Farnese zu malen, entzweiten sich die Brüder von neuem; der sanfte Agostino trat zurück und überließ das ehrenvolle Werk dem Feuergeiste seines Bruders. Annibale hatte die große Arbeit rühmlich vollendet, wurde aber um den größten Theil des Lohnes dafür schändlich betrogen. Tief gebeugt, suchte er sich sowol durch neue Arbeiten als durch eine Reise nach Neapel zu zerstreuen; doch die Anfeindungen, die er dort erlitt, beschleunigten seinen Tod. Der stille Lodovico vollendete unterdessen nebst seinen Schülern eine der größten Arbeiten, den berühmten Porticus von San-Michele in Bosco

in Bologna, auf dem sieben der herrlichsten Gemälde die Legenden des heil. Benedict und der heil. Cäcilia darstellen. Die letzte Arbeit dieses großen Meisters war die Verkündigung Mariä, in zwei kolossalen Figuren, auf dem großen Halbbogen der Kirche von Bologna. Der Engel ist mit einem leichten Gewande bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf scheint sein rechter Fuß da zu stehen, wo der linke hingehört, und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dies nicht; erst als das Gerüste abgebrochen war, sah Lodovico den Fehler, der seinen Feinden zu den bittersten Kritiken Veranlassung gab, worüber er sich zu Tode grämte. Überhaupt machte die tödtliche, oft mit Gift und Dolch bewaffnete Feindschaft, zumal der neapolit. Naturalisten, den Eklektikern viel Noth. Auch ist Annib. Caracci als Gründer der ital. Landschaftsmalerei zu betrachten. Unter den zahllosen Schülern der Caracci strebten die berühmtesten danach, die Anmuth des Correggio mit der ernsten Größe röm. Meister zu vereinen. Cesare Aretusi zeichnete sich durch die treuesten Copien Correggio's und Guido Reni (s. d.), 1575—1642, besonders durch die ideal. Schönheit seiner Köpfe, die Lieblichkeit seiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit sein Pinsel Alles gleichsam hinschrieb. Franc. Albani (s. d.), 1578—1660, der mit Guido in stetem Wetteifer lebte, lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er besonders berühmt durch den Reiz, womit er in kleinerm Maßstabe liebliche Gegenstände der Fabel und besonders Gruppen von Amorinen darstellte. Sein landschaftlicher Hintergrund ist trefflich; seine Werke athmen Heiterkeit, Scherz und eine, freilich bisweilen fade Anmuth. Domenico Zampieri (s. d.), 1581—1641, anfangs wegen seiner allzugroßen Schüchternheit und Bescheidenheit von seinen Lehrern übersehen, wurde nach und nach durch Fleiß und eifriges Streben der Liebling derselben. Seine Werke zeugen von den gründlichsten Kenntnissen und sind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Nach Neapel berufen, wurde er von der dortigen Malerzunft vielfach verfolgt, nach Einigen sogar vergiftet. Auch Guercino (s. d.) von Cento, 1590—1666, gehört dem Stile nach dieser spätern bologneſ. Schule an; er ist in seinen frühern Bildern ausgezeichnet durch eine gewisse herbe Anmuth, durch Feuer und Kraft der Darstellung; später nahm er eine verschwimmende, blasse Weichheit an, der mehre Eklektiker unterlagen. Giov. Lanfranco, 1580—1647, zeichnete sich besonders durch Lichteffecte aus. und Bartol. Schidone gehört zu den trefflichsten Coloristen dieser Schule. Endlich sind noch die Bibiena (s. d.), die Mola (s. d.), Al. Tiarini, Pietro da Cortona (s. d.), Ciro Ferri hier zu nennen.

An der Spitze der Naturalisten, die nur die Natur ohne Auswahl und ohne feinern Schönheitssinn mit kühnem, oft frechem Pinsel nachahmten, steht Michel Angelo da Caravaggio (s. d.), 1569—1609. Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpino, der an der Spitze der dortigen Idealisten oder vielmehr Manieristen stand. Caravaggio und seine Nachfolger, Manfredi, Lionello Spada u. A. wählten oft die gemeinste Natur zum Modell, das sie sklavisch nachahmten, und so die Würde der Kunst entweihten, obschon ihnen Kraft und Genie nicht abzusprechen war. In Rom nahm im Anfange des 17. Jahrh. durch Peter Laar (s. d.) das Genrebild in Gestalt der sogenannten Bambocciaden (s. d.) überhand, und viele Künstler, besonders Michel Angelo Cerquozzi (s. d.) folgten diesem Geschmack mit mehr oder weniger Humor und Grazie, wogegen sich der heroische Eklektiker Andr. Sacchi nicht ohne Erfolg auflehnte, obwol Genre- und historische Malerei gar wohl nebeneinander bestehen konnten. Sein berühmtester Schüler war Carlo Maratti (s. d.), 1625—1713, dessen Stil nicht ohne Adel, aber von einem etwas leeren Idealismus durchdrungen war. Pietro Liberi, Andr. Celesti, die Portraitmalerin Rosalba Carriera, 1675—1757, die sich in der Pastellmalerei auszeichnete, der anmuthige Franc. Trevisani, Piazetta, Tiepolo und der Perspectivmaler Ant. Canaletto (s. d.) waren die berühmtesten venetian. Maler dieser Zeit. Carlo Cignani (s. d.), 1628—1719, erwarb sich großen Ruhm durch Eigenthümlichkeit und seine ebenso kräftige als angenehme Behandlung der Farben. Unter seinen Schülern zeichnet sich besonders Marcant. Franceschini aus, 1648—1729, dessen Werke reizend und seelenvoll sind. Giuſ. Maria Crespi (s. d.), genannt il Spagnuolo, verdient seines Fleißes und guten Stils wegen Erwähnung; leider haben seine Gemälde sehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete sich Pompeo Battoni, 1708—87, vorzüg-

lich aus, obwol seine anspruchslose Grazie den Kampf mit dem neuen, kraftvollen Eklekticismus eines Ant. Raf. Mengs (s. d.) nicht bestehen konnte. Angelica Kauffmann (s. o.) verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Als Nebenschulen der Malerei in Italien sind die neapolitanische und die genuesische zu erwähnen. Von den Neapolitanern nennen wir Tommaso de' Stefani, geb. 1230; Fil. Tesauro; Simone; Colantonio del Fiore; geb. 1352; Solario il Zingaro; Sabatino, geb. 1480; Belisario; Caracciolo; Giuf. Ribera (s. d.), genannt Spagnoletto, geb. 1593, einer der feurigsten Schüler des Caravaggio, den er an Schönheitssinn weit übertraf; Spadaro; den trefflichen Francesco di Maria, geb. 1623; Andr. Vaccaro; den kühnen, geistreichen Landschaftsmaler Salvator Rosa (s. d.), geb. 1615, Preti (s. d.), geb. 1613, und Luca Giordano (s. d.), 1632—1705, den man wegen seines schnellen Arbeitens Luca fa presto nannte. Solimena, geb. 1657, und Conca gehören zu den neuern Meistern dieser Schule. Die ausgezeichnetsten Künstler der genues. Schule waren Semino, geb. 1485; Luca Cambiasi, geb. 1527; Paggi; Strozzi, genannt il Prete Genovese; Castiglione, geb. 1616; Biscaino; Gaulli und Parodi.

Der berühmteste aller modernen ital. Maler war Camuccini (s. d.) in Rom, gest. 1844; sein Stil ist groß und echt historisch; doch lassen seine Bilder kalt. Als Portraitmaler zeichnete sich in Rom Landi aus, doch findet man sein Colorit ebenfalls ein wenig kalt. Unter den jüngern Künstlern ist Agricola zu erwähnen. In Florenz ist unstreitig Benvenuti der vorzüglichste Künstler, der in neuerer Zeit den Palast Pitti mit Frescogemälden verzierte. Mit ihm wetteifert der in Florenz lebende franz. Künstler Fabre, dessen Landschaften ebenso trefflich sind, wie seine historischen Gemälde. Auszeichnung verdient gleichfalls der in Siena lebende Colignon. Der Florentiner Sabbatelli in Mailand ist seiner Federzeichnungen wegen geschätzt; Hayez und Pelagio Palage gelten als die berühmtesten Historienmaler; Migliara, gest. 1837, war als Architekturmaler ausgezeichnet, und Ermini in Florenz lieferte schöne Miniaturmalereien in Isabey's Manier. Die meisten dieser Künstler standen und stehen unter dem sichtbaren Einflusse der classisch-franz., besonders der David'schen Schule, wie die schönen, aber kalten Fresken des Mailänders Appiani (s. d.) recht deutlich zeigen.

In der Kupferstecherkunst zeichnen sich die Italiener ebenfalls sehr vortheilhaft aus. Tommaso Finiguerra (s. d.), der erste bekannte Meister dieser Kunst, theilte sie um die Mitte des 15. Jahrh. dem Baccio Bandini mit. Ihnen folgte Mantegna (s. d.), allein erst Marcant. Raimondi von Bologna, um 1500, brachte größere Freiheit in seine Kupferstiche, und seine Arbeiten nach Rafael bleiben wegen ihrer richtigen Zeichnung stets von großem Werth. In seiner Manier arbeiteten Bonasone, Marco di Ravenna, die Ghisi u. A. In anderer Art brachten Agostino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti (s. d.) und Pietro Testa vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete sich durch geistreiche und zierliche Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche eine früher unbekannte, wirkungsvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Bartolozzi (s. d.) in der punktirten Manier, Cunego, Volpato (s. d.) und Bettelini besondere Erwähnung, vor Allen aber der Florentiner Raf. Morghen (s. d.), der die Kupferstecherkunst auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, den man zuvor nicht ahnete. Das Bedürfniß der Künstler dieses Fachs, sich an große Musterbilder alter Meister zu halten, um würdige Gegenstände ihres Fleißes zu haben, gab dieser Kunst einen selbständigen Charakter; sie, die früher dienend gewesen, erhob sich dadurch zu eigenthümlicher Würde, und die Arbeiten Morghen's, noch mehr die Longhi's (s. d.), vielleicht die beachtenswerthesten unter allen neuen Kupferstichen, die von Toschi, Anderloni (s. d.), Folo, Palmerini, die Umrisse Lasinio's, die ausgeführten Blätter Garavaglia's, Lapi's und Schiavonetti's beweisen eine Regsamkeit, welcher die Liebhaberei der Reisenden, die Menge Prachtwerke über wichtige Gebäude stets neue Beschäftigung und Anregung zum Bessern zuweisen. Vgl. Young Ottley, „Italian school of design" (Lond. 1823, Fol., mit 84 Kpfn.); Speth, „Die Kunst in Italien" (Münch. 1823) und Lanzi, „Geschichte der ital. Malerei" (deutsch von Ad. Wagner, 3 Bde, Lpz. 1830—33).

Mit dem Einbrechen der german. Völker verkümmerte auch die Plastik Italiens mehr und mehr, bis sie allmälig alle Selbständigkeit verlor und von Byzanz abhängig wurde. Manches wichtige Werk bezog man sogar direct von dort; so die goldene Altartafel zu San-Marco in Venedig im J. 976 und die ehernen Pforten von St.-Paul bei Rom im J. 1070, an welchen die Umrisse der Figuren mit Silber- und Goldfäden ausgedrückt und mit Email ausgefüllt waren. Anderes wurde zwar in Italien, doch von byzant. Künstlern gefertigt; so die Bronzethüren von San-Marco in Venedig, am Dom zu Amalfi und an mehren Kirchen zu Salerno, Palermo, Benevent, Monreale, Trani u.s.w. Auch die Altarbekleidungen von Silber und Gold, z. B. in Città di Castello, zu San-Ambrogio in Mailand und anderwärts sind ganz in byzant.-starrer Weise gehalten. Einer der frühesten ital. Künstlernamen in diesem Fache, Bonannus von Pisa, fand sich auf zwei übrigens noch sehr rohen Erzthüren an den Kathedralen von Monreale und Pisa, aus den J. 1180 und 1186. Schon besser ist eine Bronzethür im Baptisterium des Laterans zu Rom vom J. 1203, welche die Namen Hubert und Petrus von Piacenza trägt. Die Steinsculpturen des 11. Jahrh., besonders an oberital. Kirchen, z. B. zu Modena, Verona, Ferrara, Parma und Lucca, erheben sich selten über das Barbarische. Erst Nicola Pisano (s. d.) hob die Plastik plötzlich auf einen Punkt hoher Entwickelung und befreite sie aus ihrer trockenen Starrheit. Damals stand die deutsche Sculptur in ihrer höchsten Blüte, und wahrscheinlich wurde Nicola Pisano durch nordische Kunstwerke oder reisende nordische Künstler angeregt, während ihm zugleich die Antike zu Gebote stand. Von dieser haben allerdings seine Gestalten noch mehr als von dem hohen gemüthlichen Ausdrucke der deutschen Bildwerke jener Zeit. Seine Hauptarbeiten sind die herrlichen Kanzeln im Baptisterium zu Pisa und im Dom zu Siena, und der Sarkophag des heil. Dominicus in der gleichnamigen Kirche zu Bologna. Nach Nicola Pisano verlor sich die antike Formenfülle und Weichheit wieder, und die ihm folgenden Künstler näherten sich dem damals strengern Stile Deutschlands. So die in Rom lebende Künstlerfamilie der Cosmaten, um 1300, und Giovanni Pisano, Nicola's Sohn, 1240—1320, von dem der Brunnen auf dem Domplatze von Perugia mit zahlreichen Reliefs, eine schöne, einfache Madonna am Dome zu Florenz und die Kanzeln im Dom zu Pisa und in San-Andrea in Pistoja herrühren. Es lebten damals viele deutsche Künstler in Italien, deren einige als Mitarbeiter an den Sculpturen des Doms von Orvieto genannt werden; dieselben übten fast das ganze 14. Jahrh. hindurch nicht nur auf die Sculptur den größten Einfluß aus, sondern brachten zugleich auch den goth. Baustil nach Italien. Giotto (s. d.) scheint als Maler und Baumeister auch auf die Bildhauerei eingewirkt zu haben; wenigstens müssen die symbolischen Reliefs, welche Andr. Pisano, 1280—1345, an dem florentin. Glockenthurme seit 1334 ausführte, im Ganzen seine Erfindung sein. Von Andr. Pisano ist auch die schöne ältere Bronzethür an dem gegenüberliegenden Baptisterium. Vorzügliches leistete Andrea's Sohn, Nino Pisano, an mehren Kirchen in Pisa. Der Maler und Baumeister Andr. Orcagna zeichnete sich nicht weniger als Bildhauer aus; doch deutet Einzelnes in seinen Sculpturen am Tabernakel von Or San-Michele in Florenz bereits auf den Naturalismus hin, welcher sich im 15. Jahrh. der florentin. Malerschule bemächtigte. Prachtvoll in der Gesammtanlage, aber minder rein und weich in den Formen sind einige Denkmäler in Oberitalien; so in San-Eustorgio zu Mailand, das des Petrus Martyr, welches 1339 von Giov. Balduccio aus Pisa gefertigt wurde, und in Verona das des Can della Scala, sowie das Grab des heil. Augustin im Dom zu Pavia, welches letztere von Balduccio's Schüler Bonino da Campione gearbeitet ist. Auch Venedig und Neapel besitzen bedeutende Werke aus dieser Epoche.

Das 15. Jahrh. war auch für die Sculptur reich an großartigen Entwickelungen. Was Nicola Pisano vereinzelt versucht hatte, die Wiederbelebung der Antike, wurde jetzt nach 200 Jahren von neuem das Lebensprincip der nach dem höchsten Ausdrucke äußerlicher und geistiger Größe, Tiefe und Schönheit ringenden Kunst. Für Toscana bezeichnet den Übergang Jacopo della Quercia, gest. um 1424, dessen Hauptarbeiten sich in Lucca finden. Das Größte aber leistete der Florentiner Lorenzo Ghiberti (s. d.), der die Natur in vollster Anmuth und in einem durch das Studium der Antike veredelten und gerei-

nigten Stile darstellte. An seinen weltberühmten Bronzethüren des Baptisteriums von Florenz ist zwar der strenge antike Reliefstil aufgegeben und dafür eine malerische, auf Perspective beruhende Anordnung befolgt; allein die Formenreinheit, der Adel der Auffassung und der Decoration, sowie die Technik des Gusses machen diesen Mangel völlig vergessen. Auch mehre Statuen an der Kirche Or San-Michele, ein Prachtsarkophag des heil. Zenobius u. s. w. bekunden überall den großen Meister. Gleichzeitig schuf Luca della Robbia, etwa 1400—80, eine neue Kunstübung, nämlich die glasirte Terracotta, in welcher er unzählige Reliefs, hauptsächlich weiße Figuren auf blauem Grunde mit reichem Ornament, arbeitete. Auffassung und Ausführung sind meist anspruchslos, oft flüchtig; die Form aber anmuthig. Auch als Bildhauer und Erzgießer nimmt della Robbia eine bedeutende Stelle ein; doch brachte ihm die durch zahlreiche Schüler weit verbreitete Arbeit in Terracotta den größten Ruhm. Mächtiger im Ausdrucke der Leidenschaft und zugleich noch mehr der Auffassung der Antike hingegeben erscheint Donatello (s. d.) von Florenz, 1383—1466, in seinen zahlreichen Reliefs und Statuen. Unter letztern sind am bekanntesten die Judith unter der Loggia de' Lanzi; die Magdalena im Baptisterium, Petrus, Marcus und der herrliche St.-Georg an der Kirche Or San-Michele, sowie der berühmte Zuccone, d. i. Kahlkopf, am Glockenthurme des Doms zu Florenz. Donatello's Bruder Simon fertigte eine der Bronzethüren von St.-Peter in Rom und das Grabmal Martin's V. im Lateran. Auch Brunelleschi (s. d.) versuchte sich mehrfach in der Sculptur. Zum Naturalismus geneigter erscheint Andr. Verocchio von Florenz, 1432—88, in seinen Statuen an Or San-Michele und in der florentin. Akademie. Er soll zuerst Körpertheile zum Behuf des Studiums in Gyps abgeformt und die ersten Todtenmasken verfertigt haben. Seine Bildwerke pflegte er mit den natürlichen Farben zu bemalen, wie es denn treffliche bemalte Portraitbüsten in Wachsmassen aus dieser Schule gibt. Auch war Verocchio Maler und Lehrer Leonardo da Vinci's und Pietro Perugino's, doch soll er die Malerei aufgegeben haben, weil er sich von beiden übertroffen sah. Andere Künstler dieser Schule waren Nanni d'Antonio di Banco, Michelozzo der Architekt, die beiden Rosselini, Mino da Fiesole und Benedetto da Majano, von dem die Kanzel in Santa-Croce herrührt. Die gleichzeitigen venet., lombard. und neapolit. Künstler haben ebenfalls manches Bedeutende geliefert, doch ist nur der Neapolitaner Angelo Aniello Fiore, gest. gegen 1500, durch seine schönen Grabmonumente allgemein bekannt. Im 15. Jahrh. erwachte auch die Medailleurkunst wieder, und eine Anzahl großer gegossener Medaillen, die gegenwärtig zu den größten Schätzen eines Cabinets gehören, stammt aus dieser Zeit. Vittore Pisano (s. d.), dessen Hauptarbeiten 1429—49 fallen, hat die meisten und schönsten geliefert.

Mit dem Anfange des 16. Jahrh. trat die ital. Kunst in das Stadium ihrer höchsten Reife. Durch unablässiges Studium der Natur und der Antike war man nicht nur der Darstellungselemente und der Technik Meister geworden, sondern beherrschte auch den idealen geistigen und körperlichen Ausdruck völlig. Äußerlich und innerlich fördernd entfalteten sich zugleich die Prachtliebe der Fürsten und eine großartige Bewegung auf allen geistigen Gebieten. Von Verocchio's großen Schülern Giov. Franc. Rustici und Leonardo da Vinci (s. d.) hat sich leider nichts erhalten als eine herrliche Bronzegruppe des erstern und begeisterte Nachrichten von einer Reiterstatue des letztern. Andr. Sansovino der Ältere, gest. 1529, hat ebenfalls einfach großartige Werke geliefert; von ihm und seinen Schülern rührt die prächtige Umkleidung des heil. Hauses von Loreto her. Michel Angelo Buonarotti (s. d.), 1474—1564, der anfangs die Sculptur zu seinem eigentlichen Beruf ausersehen hatte, hob dieselbe auf ihre gewaltigste Höhe, führte sie aber dann auch wieder dem Verfall entgegen, da er weniger auf die Darstellung ruhiger Schönheit als auf die großartigen Lebensäußerungen ausging, worauf seine Nachahmer beim drastischen Effecte der Formen stehen blieben. Seine freiern florentin. Werke athmen jedoch noch die milde Grazie der Schule; so seine herrliche Pietà in St.-Peter in Rom, sein Bacchus und sein David in Florenz. Ein Amor, den er in Florenz vergraben hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine schöne Antike gehalten, bis der Künstler einen zurückbehaltenen Arm desselben vorzeigte. Durch Papst Julius II. nach Rom im J. 1503 gerufen, begann er das große Grabmonument desselben, doch durch den Papst selbst fortwährend zu großen

Bauten und Fresken in Anspruch genommen, konnte er von den vielen für das Grabmal bestimmten Statuen nur den großartigen Moses, die Rahel, die Lea und die im Louvre befindlichen beiden Gefesselten ausführen, welche letztere schon den wildtitanischen Geist seiner spätern Werke athmen. Erst diesen Arbeiten folgte sein Meisterwerk, die Monumente des Giuliano und Lorenzo Medici zu San-Lorenzo in Florenz. Sein Nebenbuhler Baccio Bandinelli, 1487—1559, stand schon völlig unter dem Einflusse seines Stils und eignete sich besonders das Gewaltsame, äußerlich Imposante davon an, wie sein Hercules und Cacus, seine Reliefs an den Monumenten Leo's X. und Clemens' VII. und seine Statuen der Choreinfassung des Doms in Florenz beweisen. Unter den eigentlichen Schülern und Gehülfen Michel Angelo's sind nur Poggibonso, genannt Montorsoli, und Rafael de Montelupo zu nennen. Benvenuto Cellini (s. d.), Zeitgenosse und Feind des großen Mannes, hat in seiner unschätzbaren Selbstbiographie zahlreiche Aufschlüsse über das damalige Künstlerleben niedergelegt. Er war besonders als Goldschmied und Medailleur bedeutend; doch von seinen zahlreichen, zum Theil in Paris für Franz I. verfertigten größern Sculpturen ist, außer der etwas nüchternen Bronzestatue des Perseus und einer trefflichen Büste in Florenz, nichts erhalten.

In Venedig blühten um diese Zeit Pietro, Tullio und Antonio Lombardi und Jacopo Sansovino der Jüngere, eigentlich J. Tatti, aus Florenz, 1479—1570, der Schüler des ältern Sansovino. Eine Zeit lang Nachfolger der Richtung Michel Angelo's, brachte er diese seit 1527 nach Venedig, doch in zarterer, freier Weise, und sammelte eine Schule um sich. Von ihm ist die Marmorstatue der Madonna in San-Marco und die Johannes des Täufers in der Kirche zu Casa grande. In der Lombardei zeichneten sich der noch der ältern, mehr decorativen Kunstübung zugethane Bambaja und Marco Agrate aus; von dem letztern rührt die Statue des geschundenen St.-Bartholomäus im Dom von Mailand her. Neapel besitzt treffliche Grabmonumente von Giov. da Nola, genannt Merliano, dem Schüler des Aniello Fiore. Als Gemmen- und Stempelschneider zeichnete sich nächst Benv. Cellini besonders Valerio Vicentino aus. Selbst die Kleinkünstelei, das Einschneiden von ganzen Geschichten auf Pfirsichkerne und dergleichen, wurde in dieser künstlerisch so reichbewegten Zeit durch die Bologneserin Properzia Rossi, gest. 1530, vertreten. Die meisten Arbeiten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. verfolgten die von Michel Angelo eingeschlagene Richtung bis zur Manier. Dahin gehören die Werke des Mailänders Guglielmo della Porta, welcher die Beine des Farnese'schen Hercules so gut restaurirte, daß Michel Angelo die später aufgefundenen echten nicht besser fand. Von ihm sind das großartige Grabmal Papst Pius' III. zu St.-Peter in Rom und die vier großen Propheten in den Pfeilernischen der ersten Arcade daselbst. Bartol. Ammanati, der auch Baukünstler war, arbeitete in der Weise seines Lehrers Bandinelli unter Andern den großen Brunnen auf dem Signorenplatz in Florenz. Damals schuf der Niederländer Giov. da Bologna aus Douai, 1524—1608, in ähnlichem Stile seine ehernen Thore am Dom zu Pisa, seinen Neptunbrunnen, seine Reiterstatue Cosmo's I. und seinen allzuberühmten Raub einer Sabinerin in Florenz. Mit Lorenzo Bernini (s. d.), 1598—1680, trat dann eine Periode vollständiger Entartung ein, welche durch zahllose Schüler noch bedeutend gesteigert wurde. Bernini selbst, der auch in der Architektur eine ähnliche Stellung einnahm, imponirte bei aller Vernachlässigung der strengen Gesetze des plastischen Stils noch durch einen kräftigen Naturalismus und oft überwältigenden Ausdruck der Leidenschaft, während seine Schüler bald völliger Stillosigkeit, Unwahrheit und Affectation anheimfielen. Seine berühmtesten Werke sind die ohnmächtig hinsinkende heil. Therese, die heil. Bibiana, die Reiterstatue Konstantin's und der brillante Stuhl Petri. Sein Zeitgenosse Alessandro Algardi (s. d.), 1598—1654, war zwar im Ganzen von Bernini's Richtung beherrscht und ersetzte wie dieser die plastische Conception durch malerischen Effect, erfreute aber durch eine gewisse Weichheit und Lieblichkeit. Besonders bekannt sind sein kolossales Relief, Leo der Große und Attila, sein Crucifix und seine schöne Bronzestatue Innocenz's X. Unter Bernini's Nachfolgern, deren Arbeiten bald alle Kirchen Italiens füllten und manches edle Werk des Cinquecento daraus verdrängten, sind als die bessern zu nennen Domenico Guido, Ant. Raggi, Ercole Ferrata, Gabr. Brunelli, der

blinde Gonelli von Cambassi, der die Bildhauerei durch Tasten erlernte und auf diese Weise eine Büste Cosmo's I. von Toscana fertigte; Tubi, Camillo Rusconi, von dem das Monument Gregor's XIII. in St.-Peter herrührt, Angelo Rossi, der das Grab Alexander's VIII. arbeitete, Gaetano Zumbo aus Syrakus, und im 18. Jahrh. Corradino und Sanmartino. Ein gesunderer Lebensathem zeigte sich unter den in Italien arbeitenden Fremden; so bei den Niederländern Franz Duquesnoy, genannt Il Fiamingo (s. d.), 1594—1644, Arthur Quellinus und dem großen franz. Naturalisten Pierre Puget. (S. Französische Kunst.)

Nach der Mitte des 18. Jahrh. trat auf Einwirkung von Raf. Mengs (s. d.) und Winckelmann (s. d.) hin eine, wenn auch nur bedingte Rückkehr von der Manier zur antiken Reinheit ein. Der Träger dieser Richtung war Ant. Canova (s. d.), 1757—1822, der in überaus zahlreichen Werken einer neuen Auffassung der Natur die Bahn brach. Sein Stil ist oft weichlich, doch von einer Reinheit, wie sie seit den großen Meistern des 16. Jahrh. nicht mehr gesehen worden. Sein Einfluß auf die neuere, zumal franz. Kunst ist nicht zu berechnen. Von seinen ital. Schülern nennen wir Ant. d'Este, bekannt durch treffliche Reliefs und Büsten; Gius. Fabris, dessen Arbeiten, z. B. die Monumente Tasso's und Leo's XII., an einer gewissen Stillosigkeit leiden; A. Tadolini, G. Finelli, die beiden Ferrari (s. d.), L. Bartolini in Florenz, der vielleicht als der echteste Geisteserbe Canova's zu betrachten ist, und Pompeo Marchesi (s. d.) in Mailand, geb. 1796, einer der ersten jetzt lebenden Künstler seines Faches. Von ihm rührt die schöne, obwol nicht völlig ähnliche Statue Goethe's in Frankfurt her, und sein bedeutendstes neueres Werk ist die Gruppe la buona madre nel Venerdi santo zu Santo-Satiro in Mailand. Andere berühmte mailänd. Künstler sind Gaetano Monti, B. Comolli, der Verfertiger des schönen Reliefs Dante und Beatrice in der Villa Melzi, unweit Como, Sangiorgio und Putti, welche letztere beide die großen Bronzewerke auf dem Arco della pace in Mailand fertigten. In Florenz steht L. Pampaloni, in Neapel L. Persico in großem Ruf. Endlich hat A. Thorwaldsen (s. d.) in neuerer Zeit sehr bedeutend auf die ital. Sculptur eingewirkt; außer L. Bienaimé, Galli, Benzoni u. A. war auch der bedeutendste Bildner des jetzigen Italiens, Pietro Tenerani aus Carrara, sein Schüler, der sich zuerst durch eine Psyche und eine Venus berühmt machte und neuerdings mehre kolossale Heiligenstatuen und die Modelle zu den in München gegossenen Standbildern des Königs Ferdinand von Neapel und Bolivar's lieferte. Die Aussichten der ital. Sculptur sind gegenwärtig in mehren Beziehungen sehr gut; eine reiche Kirche, historischer Sinn und Localpatriotismus bürgen zur Zeit für die Ausführung zahlreicher heiliger Gegenstände und öffentlicher Denkmale. Doch sind die deutsche und die franz. Kunst gegenwärtig in so großartiger und eigenthümlicher Entwickelung begriffen, daß sie längere Zeit hindurch mehr auf die ital. Sculptur einwirken als von ihr Anregung empfangen dürften. Vgl. Seroux d'Agincourt, „Histoire de l'art par les monuments" (6 Bde., Strasb. 1819—20, Fol.).

Italienische Musik. Dem tiefsinnigen, harmonischen Element der deutschen Musik und dem declamatorisch-charakteristischen der französischen gegenüber, besteht das Grundwesen der neuern italienischen im reinen Wohlklang. Dies zeigt sich in dem Vorwalten sinnlich schöner Melodie, deren Reiz durch lebhafte, jedoch einfache, klare Rhythmik gehoben wird, mit der aber die Harmonik keineswegs eng verschmolzen ist, die vielmehr in einem ganz untergeordneten Verhältniß zu ihr steht, daher sie auch meist gleichgültig behandelt und zuweilen ganz vernachlässigt wird. Ebenso ist in der neuern ital. Musik das charakteristische Eingehen auf Situationen und Gemüthslagen dem sinnlichen Wohlklang stets untergeordnet, nicht selten in ihm ganz untergegangen. Diese neuere ital. Musik hat in Rossini (s. d.) ihren Gipfelpunkt erreicht und im Wesentlichen ihr Grundgepräge behauptet, obschon sie durch Bellini und Donizetti manche Modificationen erfuhr. Ganz anders verhält es sich mit der altital. Musik, die in Italien zwar wachsend und reifend und in dem Italiener Palestrina culminirend, doch ursprünglich von Niederländern nach Italien verpflanzt, auch vorzugsweise von Niederländern dort gepflegt wurde. Ihr Grundwesen

besteht in der Harmonie oder, richtiger ausgedrückt, in der Vielstimmigkeit; Melodie aber im heutigen Sinne, das Hervortreten eines charakteristischen Gedankens, einer Tonreihe von entschiedenem rhythmischen und melodischen Charakter, die von der Harmonie zwar gehoben, unterstützt und klarer ausgeprägt werden kann, an sich aber schon verständlich und von bestimmtem Ausdruck ist, findet sich in ihr kaum in unsicherer Andeutung, eigentlich gar nicht. Denn was jenen Canto fermo (s. d.) anlangt, den man manchen Sätzen zu Grunde legte und wozu man oft bekannte Volksmelodien benutzte, so wurde derselbe, auch angenommen, daß er in den unverhältnißmäßig langen Tönen und der rhythmischen Monotonie noch erkennbar blieb, von den contrapunktischen Stimmen so übertönt, daß er irgend eine charakteristische Beziehung oder Einwirkung auf das Stück nicht haben konnte, und überhaupt mehr ein Anknüpfungspunkt für den Componisten als bedeutsam für den Hörer war. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Harmonie im engern Sinne, nämlich die bloße Accordfolge, weit mehr ein Ergebniß der Stimmenführung als auf die verwandtschaftliche Beziehung der Accorde zueinander basirt war, daß aber auch hierin gerade in Verbindung mit dem Festhalten an den sogenannten Kirchen- oder griech. Tonarten (s. Griechische Musik) der Grund zu jenen ganz eigenthümlichen Modulationen zu suchen ist, die so fremdartig und doch so wunderbar ergreifend aus jenen alten Gesängen zu uns sprechen. Die auffallende Erscheinung, daß in der Musik ein und desselben Volks diese scheinbaren Extreme hervortreten konnten, erklärt die Entwickelungsgeschichte der ital. Musik. Wie alle neue Kunst, so fand auch die Musik in der Religion den Boden, aus dem sie hervorsproßte. Wie viel aus der griech. oder hebr. Musik in die christlich-kirchliche herübergekommen sei, ist nicht nachzuweisen. Zwar wird dem Bischof Ambrosius (s. d.) von Mailand die Verpflanzung des morgenländ. Hymnen- und Psalmengesangs in das Abendland zugeschrieben; auch ist es ausgemacht, daß man sich in späterer Zeit noch lange abmühte, ein System der Musik nach griech. Grundsätzen aufzurichten. Aber ebenso gewiß ist, daß die neue nur in dem Maße, in welchem sie von den Fesseln eines ihr aufgedrungenen widerstrebenden Systems sich frei zu machen wußte, gedieh und reifte. Die erste Entwickelungsphase erlebte dieselbe durch den röm. Bischof Gregor I. oder den Großen, gest. im J. 604. Er vermehrte das Tonsystem (s. Ton und Tonarten), verbesserte die Notation (s. Noten) und führte eine langsam gemessene, gravitätische Sangweise ein, um das Heilige von dem Profanen zu unterscheiden. Noch lange aber war von einer Harmonie nicht die Rede. Erst im 10. Jahrh. machte der flandr. Benedictinermönch Hucbald den ersten bekannt gewordenen Versuch, mehre Töne zugleich erklingen zu lassen. Aber sein sogenanntes Organon bestand blos in einer Reihe auf- und absteigender Quarten mit und ohne Octavenverdoppelung, und in Italien nahm man gerade am wenigsten Notiz davon. Selbst nachdem durch Guido von Arezzo, um 1020—40 (s. Ut, re, mi), Franco von Köln (s. d.), im Anfange des 13. Jahrh., und später durch Marchettus von Padua (s. d.) und Johannes de Muris in Paris, im 14. Jahrh., bedeutende Verbesserungen in der Mensuralmusik und Harmonie versucht waren, mußten diese erst durch Ausländer, namentlich Niederländer, nach Italien gebracht werden. War doch auch Palestrina's (s. d.), 1560—1600, Lehrer der Niederländer Goudimel (s. d.). Mit Palestrina aber beginnt die Zeit der Blüte des künstlichen Contrapunkts der rein kirchlichen Richtung der Musik. Bildungsschulen wurden errichtet, und Italien, namentlich Rom und Venedig, begann dem Auslande mit Zinsen zurückzuzahlen, was es von ihm erhielt. Die hervorleuchtendsten Namen jener Zeit sind außer Palestrina, Felice Anerio, Andr. und Giov. Gabrieli, L. Marezio, Nanini (s. d.), Zarlino (s. d.), der Deutsche L. Haßler und der Niederländer Orlando Lasso. Noch während dieser Epoche aber, zu Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrh., bereitete sich ein Umschwung vor, der, gefördert von vielen zusammentreffenden Umständen, der Musik eine in ihrem innersten Wesen veränderte Richtung gab. Es wurden nämlich die ersten Versuche eines dramatischen Stils gemacht. Waren auch jene Versuche eines Orazio Vecchi in Modena, Giulio Caccini und Em. del Cavaliere in Rom, Peri in Florenz u. A. noch lange nicht Opern zu nennen, so war doch eine neue Richtung angedeutet, vor Allem bildete sich allmälig die Grundbedingung derselben heraus, die Selbständigkeit der Melodie. Man fing an, nicht mehr auf den Sologesang mit Beglei-

tung eines Instruments als etwas blos dem Volke Angehöriges verächtlich herabzusehen, nachdem Vinc. Galilei glückliche Versuche darin gemacht hatte. Die geistlichen Spiele, Mysterien, Oratorien und die sogenannten Kirchenconcerte, wie das sich allmälig durch Tartini (s. d.), Nardini (s. d.) und Pugrani ausbildende Instrumentspiel, trugen das Ihrige zur Verbreitung der neuen Weise bei. Dazu kam, daß dieselbe, namentlich in dem südlichen Volkscharakter, starke Sympathie finden mußte. Wie das Instrumentspiel, die Kammer- und concertirende Musik, so bildete sich der Kunstgesang aus, wozu die Gesangschule des Bernacchi von Bologna mitwirkte. Venedig und Neapel wurden die Hauptpflanzschulen der neuen Richtung und nacheinander A. Scarlatti (s. d.), Leon Leo (s. d.), Durante (s. d.), Jomelli (s. d.), Pergolese (s. d.), Sacchini (s. d.), Piccini (s. d.), Cimarosa (s. d.), Paisiello (s. d.), Zingarelli (s. d.) u. A. ihre Hauptbeförderer. So wuchs das neue Kind Italiens, die Oper (s. d.), heran, vom In- und Auslande gepflegt, geschmeichelt und verzogen. Hauptsächlich durch Einführung der Bravourarie wurde die dramatische Wahrheit in Fesseln geschlagen, und die Person des Sängers über die dramatische Person gestellt. So war es denn endlich die Leistung des Sängers, auf welche das Publicum horchte, das Andere als nothwendige Folie nehmend und während dessen der freien Unterhaltung sich überlassend. Da trat Rossini (s. d.) auf. Genial, voll Temperament, klug seine Zeit erfassend, mit den Leistungen des Auslandes in der Instrumentalmusik vertraut, wußte er Eigenes und Vorgefundenes in einen Brennpunkt zu fassen, der augenblicklich zündete, und seine Opern wurden Weltopern in einem Sinne wie wenige und in einer Kürze der Zeit, wie noch wenigere. Unter dem Heere seiner Nachfolger sind nur Bellini (s. d.) und Donizetti (s. d.) zu nennen. Namentlich zeigte der erstere eigenthümliche Kraft; auch beschränkte er mit Glück das überwuchernde Coloraturwesen. In der Blüte der Jahre dahinsterbend, überließ er Donizetti das unbestrittene Suprimat. Noch ist einiger Meister zu gedenken, die ihrer Geburt nach Italiener, aber ins Ausland versetzt, in ihrer Musik eine Richtung nahmen, die mit der ihres Vaterlandes kaum einige allgemeine Züge gemein hat. Dieses sind Cherubini (s. d.) und Spontini (s. d.), die der franz., und Salieri (s. d.) und Righini (s. d.), die mehr der deutschen Schule sich anschlossen. Was außer der Oper in musikalischer Hinsicht von Italien zu sagen ist, läßt sich in wenige Worte fassen. In der Kirchenmusik sind die Gesänge während der heiligen Woche in der päpstlichen Kapelle die einzigen traditionellen Überreste des alten Glanzes, und in der Instrumentalmusik ist Italien hinter Deutschland und Frankreich weit zurückgeblieben, so in Composition wie in der Ausübung. Doch hat es die ausgezeichnetsten Geiger aufzuweisen, in Tartini (s. d.), Corelli (s. d.), Paganini (s. d.), wie denn auch die Geigeninstrumente eines Amati (s. d.) und Stradivari zu Cremona von unerreichter Vortrefflichkeit sind.

Italienische Schule bezeichnet in der Kunstgeschichte den Inbegriff der ital. Architekten, Maler, Bildhauer, Componisten, insofern sie in ihren Künsten Nationalcharakter entwickelt haben. (S. Italienische Kunst und Italienische Musik.) In der Geschichte der Philosophie dagegen versteht man unter dem Namen der Italischen Schule die vor Sokrates in Italien oder Großgriechenland entwickelte Philosophie, der Pythagoräer und Eleaten, im Gegensatz der Jonischen Schule (s. d.).

Italienische Sprache und Literatur. Die Sprache Italiens in allen ihren verschiedenen Mundarten vom Sardinischen und Corsicanischen bis zu dem schon sehr ins Französische hinüberspielenden Piemontesischen gehört demjenigen Stamme an, welchen man den romanischen nennt und dessen Wurzel die lat. Sprache ist. (S. Romanische Sprachen und Römische Sprache.) Der Aretiner Leonardo Bruni stellte im 15. Jahrh., als man in Italien die Sprache grammatisch zu behandeln anfing, die Ansicht auf, welcher Cardinal Bembo und viele Andere, neuerlich noch Quadrio beitraten, daß die verschiedenen Dialekte, welche in Italien vorgefunden werden, dieselben seien, die schon zur Zeit der alten Römer in den Provinzen des röm. Reichs gesprochen wurden; Maffei in seiner „Verona illustrata" leugnete gleich den Genannten, daß die modernen Dialekte durch Vermischung des Lateinischen mit den Sprachen der in Italien eingedrun-

genen Barbaren entstanden seien, und hielt sie vielmehr für Ausartungen der gebildeten lat. Sprache; Muratori bekämpfte diese Ansicht und wies nach, von welchem Einflusse auf das Italienische die Sprachen der eingedrungenen Völkerstämme gewesen; Raynouard endlich in seiner „Grammaire comparée etc." (Par. 1821) ging so weit, das Italienische recht eigentlich als ein Erzeugniß der Völkerwanderung zu betrachten. Alle diese Ansichten heben immer nur Eine Seite der Sache hervor. Man kann sich aber den Gang der Sprachentwickelung etwa so vorstellen. Die lat. Schriftsprache war außerhalb der Mundarten des alten Italiens, von denen sich noch allerlei Spuren in den lat. Schriftstellern und auf Monumenten finden, von den Dichtern und Gelehrten ausgebildet worden; sie wirkte aber auf das Volk zurück. Unter ihrem und der eingedrungenen fremden Sprachen Einfluß erfuhren die Volksmundarten allmälig Wandlungen, bis sie die Gestalt annahmen, in welcher Dante sie im 13. Jahrh. vorfand. Man unterschied drei Sprachen, die lateinische, welche die gelehrte blieb, die fränkische oder fremde und die einheimische oder gemeine, wie aus einer alten Grabschrift Gregor's V., der 999 starb, zu ersehen ist („Francigena, vulgari et voce latina instituit populos", d. h. „er lehrte in fränk., gemeiner und lat. Sprache"). Die gemeine hieß auch die romanische; so schon im 13. Jahrh. in einem Edict König Jakob's I. von Aragon, welches die Übersetzung der Bibel ins Romanische verbot. Allmälig wurde die Gemeinsprache (lingua volgare) neben der lateinischen wieder zu einer Schriftsprache ausgebildet, und zwar zunächst von den sogenannten Volksdichtern und Chronisten. Die ersten Spuren der lingua volgare finden sich um das Ende des 12. Jahrh. und zwar in Sicilien und Neapel. Es sind zwei ital. Inschriften aufbehalten, die eine vom Dom zu Ferrara mit der Jahrszahl von 1135, die andere des Hauses Ubaldini vom J. 1184, die aber leicht später verfaßt sein können. Gewisser ist, daß Kaiser Friedrich II., der 1197 Sicilien erhielt, Dichter in der Volkssprache, Trovatoren an seinem Hofe hatte und selbst in sicil. Sprache dichtete. Die älteste Vulgärsprache, von der wir Kunde haben, ist also die sicilische. Diese war es auch, die sich als Sprache der Dichter und Chronisten über ganz Italien verbreitete. Im 13. Jahrh. finden wir sie nicht nur in Süditalien, sondern auch im Florentinischen, Bolognesischen und überall. Nur von vier Städten, Ferrara, Modena, Reggio, Parma, sagt Dante in seiner Schrift „De vulgari eloquentia", sie hätten keine Dichter hervorbringen können, aber es finden sich dennoch Spuren, welche beweisen, daß Dante irrte. Aus dem Anfang des 14. Jahrh. sind die berühmten florentin. und sanesischen Chroniken eines Dino Compagni, Velluti, Andr. Dei u. A. Auch übersetzte man lat. Autoren in die Vulgärsprache. Die Wunderromane vom Zauberer Merlin, Lancelot, von dem heil. Graal, den Reali di Francia wurden um 1350 italienisch verfaßt. Endlich bildeten Dante Alighieri (s. d.), Petrarca (s. d.) und Boccaccio (s. d.) die Gemeinsprache zur größten Rundung, Biegsamkeit und Schönheit in Poesie und Prosa aus. Dante unterwarf diese Sprache sogar schon der kritischen Untersuchung. Es gab in Italien, sagt er, 14 Dialekte, mit vielen Untermundarten, sodaß sich in diesem kleinen Erdwinkel wol 1000 und mehr verschiedene Sprachweisen finden, die, seiner Meinung nach, alle nicht zur Schriftsprache taugten, auch selbst der bologneſ. Dialekt nicht, den er übrigens am meisten lobt. Zur Schriftsprache eigne sich nur diejenige, welche von den illustri dottori, die in der lingua volgare gedichtet, von Siciliern, Pugliesen, Toscanern, Romagnuolen, Lombarden und in den Marken ausgebildet worden und welche sich in allen Provinzen bei den Gebildeten, an den Höfen finde, ohne irgend einer Provinz eigen zu sein. Man legte daher dieser Gemeinsprache (volgare, commune) auch die Namen der Hof-, Cardinal- oder Prunksprache bei (aulica, cortigiana, cardinale, solenne, illustre).

Im 15. Jahrh., mit dem Aufblühen der sogenannten humanistischen Studien, verfiel die ital. Sprache und wurde wieder roh, da die Gebildeten sie verachteten und verschmähten. Man kann den Cardinal Bembo (s. d.), 1470—1547, als ihren Wiederhersteller ansehen, indem dieser sich nach Petrarca bildete und, wenn auch selbst kein ausgezeichneter Dichter, doch Nacheiferung weckte, auch über die geschmackvolle Schreibart Regeln gab. Durch ihn belehrt, verfaßte Gianfrancesco Fortunio „Regole grammaticali della volgare lingua", welche zuerst 1516 in Ancona erschienen und bis 1552 nicht weniger als 15 mal wieder aufgelegt wurden. Ein Venetianer, Liburnio, dann Marcanton. Flaminio schlossen sich mi

grammatischen Schriften an. Endlich erschienen 1525 Bembo's eigene „Prose", welche in dieser Hinsicht Epoche machen. Es entbrannte damals ein heftiger Kampf der Latinisten gegen die Verehrer der Gemeinsprache; ja man war so verliebt in die alten todten Sprachen, daß selbst die Damen lateinisch und zuweilen griechisch dichteten. Die Gelehrten in Pisa, Padua u. s. w. eiferten für die Rechte der lat. Sprache; ein Romolo Amaseo hielt 1529 vor glänzender Versammlung, in welcher sich auch Papst Clemens VII. und Kaiser Karl V. befanden, zwei Reden zum Lobe der lat. Sprache und wider die gemeine, welche in die Kneipen und auf die Märkte gehöre, und der berühmte Carlo Sigonio schrieb „De lat. linguae usu retinendo". Kaum aber war die Gemeinsprache wieder in Aufnahme gekommen, so entspann sich ein neuer heftiger und hartnäckiger Zwist, indem die Florentiner, sich stützend auf die Herkunft der berühmten Schriftsteller des 13. Jahrh. (der Trecentisten), hauptsächlich Dante's, Petrarca's und Boccaccio's, die Ehre in Anspruch nahmen, Italien mit seiner Gemeinsprache beschenkt zu haben. Der Kampf, der sich jetzt entspann, war nicht blos ein kindischer Streit, wie oft gesagt worden ist, über den Namen der Sprache, ob volgare oder italiana oder toscana, sondern ein Kampf der Idee von einer Gesammtnationalität Italiens gegen das Particularinteresse von Florenz und von Siena, denn auch die Sanesen maßten sich die Ehre der Sprachschöpfung an. Claudio Tolommei in seinem Dialog „Il Cesano" (Ven. 1555) trat für die Florentiner in die Schranken; ihm gesellten sich bei Bened. Varchi in dem Dialog „Ercolano" (Ven. 1570), der sich auch auf Bembo berief, Lodov. Dolce in seinen „Osservazioni etc." (Ven. 1550) und Leon. Salviati in seinen „Avvertimenti della lingua etc." (1584). Zu Gegnern hatten diese den Trissino, der Dante's alte Ansicht geltend machte, den fehdelustigen Jeron. Muzio in seinen „Battaglie per difesa dell' ital. lingua" (Ven. 1582) und den Castelvetro in seiner „Correzione di alcune cose etc." (1572). Dante und die andern großen Dichter, sagte Trissino, seien Italiener gewesen, nicht Florentiner; dem gemeinsamen Vaterlande gehörten sie an. Wir müssen eine Gemeinsprache haben, sagte Muzio, eine Sprache Italiens, geeignet, den modernen Ideen Form zu geben; wir dürfen nicht bei den Trecentisten stehen bleiben. Die gute Sache der Trecentisten wurde nun mit Eifer, ja mit Wuth von den Mitgliedern der Crusca vertheidigt. Schon Salviati hatte dieser Gesellschaft angehört und war unter Denen, welchen man die Ausarbeitung eines Wörterbuchs anvertraute. In dieses Wörterbuch sollte nur Das aufgenommen werden, was die Autorität der Trecentisten für sich hätte. Torquato Tasso wurde von der Crusca, namentlich von Salviati, heftig angegriffen und geschmäht, wegen einiger Ausdrücke in seinem Dialog „Del piacer onesto" und dann wegen seines ganzen großen Epos; auch an dieser Fehde nahmen Viele für und wider Theil. Die Gegner der Crusca hatten das große Publicum auf ihrer Seite; man wollte damals von den Trecentisten nichts wissen; Varchi wurde, wie er selbst erzählt, als junger Mensch einmal ausgescholten, daß er sich mit dem Petrarca, den man ihn lesen sah, den Geschmack verdürbe. Während die Crusca die Sprache des 13. Jahrh. wiederherzustellen suchte, sannen die Gegner derselben auf Bereicherung und Weiterbildung der Sprache, so schon in der Orthographie; Trissino in seiner „Epistola delle lettere etc." (1524) schlug vor, das griech. ε, ω, ferner z, j, v, ch, gh, th, ph aufzunehmen und ließ auch seine Dramen so drucken; zwar fand er heftigen Widerspruch, z. B. von Lodov. Martelli u. A., drang aber doch mit j, v und z durch. Übrigens waren es in der That damals vorzugsweise Toscaner, welche sich mit dem Studium der Sprache beschäftigten. Des Pierfranc. Giambullari Werk „Il Gello" („Über die Sprache, die man in Florenz spricht und schreibt") erschien daselbst 1547. Auch mit Vocabularien waren schon Versuche gemacht; Minerbi hatte seiner Ausgabe des „Decameron", ein Wortverzeichniß beigefügt (1535), der Neapolitaner Fabric. Luna 5000 toscan. Wörter zusammengestellt (1536), Franc. Alunno aus Ferrara ein umfassenderes Wörterbuch „Richezze della lingua volgare" (1543) herausgegeben. Endlich 1612 erschien das große Wörterbuch der Crusca, durch welches sich die Mitglieder derselben kühnlich zu Gesetzgebern von Italien aufwarfen. Sie sahen indeß sehr bald, daß Umarbeitungen und Vervollständigungen desselben nöthig waren und ließen 1623 die zweite und 1691 in drei Bänden die dritte Ausgabe erscheinen. Die vierte, in sechs Bänden prächtig ausgestattet, wurde erst 1729—38 besorgt. Gleichzeitig ließ es sich

die Crusca angelegen sein, Musterschriftsteller, „Testi di lingua" herauszugeben. Auch Carlo Dati, der sich viel um Reinheit der Sprache mühete und eine eigene Abhandlung über die Pflicht, seine Muttersprache gut zu sprechen (Flor. 1657), geschrieben, gab eine Sammlung von Mustern „Prose fiorentine" (1661) heraus. Die ältern Schriftsteller über die ital. Schreibkunst erschienen 1683, gesammelt von Giuf. Aramatori unter dem Titel „Raccolta degli autori del ben parlar". Schon gegen die erste Ausgabe des Wörterbuchs der Crusca und gegen die Anmaßung ihrer Mitglieder hatte sich bereits im J. 1612 Paolo Beni in seiner „Anticrusca" erhoben. Pater Dan. Bartolo, der später auch eine „Ortografia ital." (1670) schrieb, bekämpfte 1655 die akademische Pedanterei in seinem „Il torto e il diritto del Non si può", und viele Andere schlossen sich diesem an.

Die Vertheidiger des florentin. Vorrechts fanden außer den florentin. Akademikern noch andere seltsame Bundesgenossen; eine Masse von Volksdichtern in allen Theilen Italiens überließ ihnen willig die Vulgärsprache als toscan. Eigenthum, aber nur, weil diese Dichter ihren besondern Volksdialekt allein hegten und ehrten, also eine antinationale und im Volke sehr mächtige Partei bildeten. Auch der Kampf gegen die Dialekte wurde mit großer Hitze und mit vieler Erbitterung geführt. Die Poesie in den Volksdialekten blühte vom 16. zum 17. Jahrh. überall auf der Halbinsel; in Piemont, wo 1515 Aglione's Gedichte erschienen; in Neapel, wo die Pontanische Akademie dawider eiferte, aber nicht verhindern konnte, daß der Dialekt mit der Erhebung des Volks zur Zeit Masaniello's einen neuen Aufschwung nahm und wo Basilio mit seinem „Pentameron", Cortese und der pseudonyme Sgruttendio auftraten; in Bologna, wo der Schlosser Cesare della Croce (1550—1605), Bolognas Hans Sachs, und Scaligero della Fratte von den Akademikern befehdet wurden; in Genua, wo Foglietta, Zabatta, Dortona, Villa, Spinola, Casero und Cavallo zu nennen sind; in Padua, wo die Volksdichter sich gegen die Akademiker und gegen den venetian. Dialekt zugleich zu wehren hatten und wo wir die bukolischen Dichter Maganza, Riva, Rusticello und Bertarello und den Dramatiker Agn. Balco bemerken; in Venedig, wo Calmo, der Sohn eines Gondeliers, der berühmteste Volksdichter; ferner Veniero, Ingegneri, Caravia, Pino und Britti; ja selbst in Florenz, wo Lorenzo von Medici (s. d.), die Pulci (s. d.), Gabr. Simeoni, Doni, Franc. Berni (s. d.), von dem die Poesie Bernesche den Namen haben, Cicognini, Michel Angelo Buonarotti der Jüngere, Lor. Lippi und Franc. Baldovini, dessen unendlich gepriesene Liebesklage „Lamento di Cecco da Varlungo" 1694 erschien, und endlich in Rom, wo Perresio und Giuf. Berneri, der Verfasser des „Meo Patacco" auftraten. Um das J. 1650 war die Blüte dieser Volkspoesie fast überall zerfallen; erfreulich lebte sie nur in Sicilien fort, wo Gio. Meli (s. d.), auch Stef. Melchiore dichteten, und bis in das gegenwärtige Jahrhundert in Mailand, wo sie erst um die Mitte des 17. durch den devoten Carlo Maria Maggi gepflegt, dann gegen die Pedanterei des Pater Branda von Ballestrieri und Porta, den Nachfolgern Maggi's vertheidigt und zur Satire angewendet, endlich von dem jungen Grossi in seiner ersten Novelle zu ernster Dichtung entfaltet wurde.

Als die Volkspoesie ermattete, fing man an, die Dialekte grammatisch und lexikalisch zu behandeln. Zu den beiden Parteien, den Trecentisten und den Nationalen, welche letztern eine sich fortentwickelnde Gesammtsprache verlangten, kam nun eine dritte Partei, welche durch Pflege der einzelnen Dialekte das Sprachgebiet erweitern, bereichern und vervollkommnen zu können glaubte. Schon Muratori, 1672—1750, hatte auf die Dialekte aufmerksam gemacht; es folgten Cesarotti, Bettinelli, Apostolo Zeno, Galeano Napione u. A. Der erste Versuch eines Provinzialwörterbuchs wurde im Mailändischen von Giuf. Capis gegen Ende des 16. Jahrh. gemacht, und im 17. Jahrh. schrieb Ovid. Montalbani über den bologneſ. Dialekt Dann wurde der brescianische und in Tarenga's Inder zu Teofilo Folengo's Werken der mantuanische bedacht. Das erste bedeutendere Unternehmen ist aber Fernando Galiani's Schrift „Del dialetto napolitano". Für den piemonteſ. Dialekt sorgten erstlich Vopisco, dann durch Grammatik und Wörterbuch Maurizio Pipino (Tur. 1783), der auch eine Sammlung herausgab; für den paduan. Patriarchi und für den sicil. Mich. Pasqualino in seinem „Vocabulario etimologico" (5 Bde., Palermo 1795). Viele Sammlungen wurden veranstaltet, besonders für den neapolitan. Dialekt

von der Akademie der Filopatridi (28 Bde., 1760); die im mailänd Dialekt umfaßt 12, die im venetian. beinahe 50 Bände. Noch entstand im 18. Jahrh. eine vierte Partei, als deren Wortführer vornehmlich Baretti angesehen werden kann. Diese Partei verachtete Trecentisten und Provinzialisten nicht weniger als den Nationalismus; sie verlangte allgemeine Weltbildung, spottete gleichermaßen der Schönredner ohne Gedanken und der Denker ohne Stil, der allgemein verbreiteten Wortklingelei und der philosophischen Schwerfälligkeit; von den Engländern und Franzosen, meinte sie, solle man lernen und in der Universalentwickelung mit fortgehen.

So war der Weg für den Einbruch der franz. Revolution auch im literarischen Italien gebahnt. Die florentin. Herrschaft und die Anbetung der Trecentisten wurden völlig gestürzt. Vincento Monti führte den Reigen der Stürmer. In seiner „Proposta di alcune correzioni etc." griff er die Cruscanti nachdrücklich an, und sein Schwiegersohn und Genosse Giulio Perticari überbot ihn noch als Verächter der Trecentisten in der Schrift „Scrittori del Trecento e loro imitatori", die gewaltiges Aufsehen erregte. Aber Monti wollte selbst ein neuer Dante sein; er verwarf, wie jener alte Dante, den Gebrauch der Dialekte und schuf eine Gemeinsprache, eine neue aulica und cortigiana, und zwar eine echt hofmännische, aristokratische und vornehme. So war auch er schon reactionair; später kehrte die Reaction, wie überall in Europa, noch eine andere Seite heraus; sie wurde romantisch. Die ältesten Denkmäler der Sprache wurden ans Licht gezogen und neuen Fleiß wendete man den Dialekten zu. Bedeutende neue Schöpfungen gelangen dem schwächlichen spielenden Wesen der Romantik nicht; doch als Ausbeute dieser Richtung ergaben sich wenigstens reichhaltigere lexikalische Arbeiten, so die Wörtersammlungen des Genuesischen von G. Casaccia (Genua 1841) und von G. Olivieri (Genua 1841); des Mailändischen von Cherubini (2 Bde., Mail. 1814); des Pavesischen von Demselben (1827); des Mantovanischen (Pavia 1829); des Venetianischen von Giuf. Boerio (Ven. 1826); des Ferrarischen von Nannini; des Brescianischen von Melchiorri und von Gagliardi; des Piemontesischen, erst von Capello di Sanfranco, dann von Zalli, ferner von Barbié, ausführlicher von Mich. Ponza (3 Bde., Tur. 1830—32) und Mich. Pomba („Dizionarietto", 3. Aufl., 1834, nebst Nachtrag, 1836); des Reggianischen von Gio. Danti und Gio. Alai, deren Wörterbuch (Reggio 1832) jedoch schon vor 60 Jahren verfaßt ist; des Sardinischen von Biffentu Porru („Nou dizionariu", 1832—34); des Bolognesischen von Claud. Herm. Ferrari (neue Aufl., 1835—38); des Parmesanischen von F. Peschieri (Parma 1837); des Piacentischen von L. Foresti (Piacenza 1837, mit Nachtrag 1838); des Sicilischen von Innoc. Fulci („Glottopedia", 1836) und von Vinc. Mortillaro (Palermo 1838). Giul. Ferraria sammelte Gedichte im florentin. (Flor. 1812), Gamba (Ven. 1832) und Lamberti (Treviso 1835) im venetian. Dialekt. Für Herausgabe von „Testi di lingua" zu sorgen, fuhr die Akademie der Crusca fort, von deren Wörterbuch Paolo Zanotti 1836 die zwölfte Ausgabe besorgte. Zu einer neuen Bearbeitung desselben hatte die Akademie 1810 eine Commission von zwölf ihrer Mitglieder niedergesetzt, doch ist deren Arbeit noch nicht veröffentlicht worden; auch ist überhaupt nichts von Seiten der Akademie seit dem dritten Bande ihrer „Atti" (1829) erschienen. Grammatiken und Wörterbücher der ital. Schriftsprache sind in solcher Menge geliefert worden, daß Franc. Antolini schon 1825 in seiner Schrift „La lessicomania esaminata" (2. Aufl., Mail. 1836) darüber spöttelte. Auszuzeichnen sind Quir. Viviani's „Manuale della lingua ital." (Padua 1834 fg.), fortgesetzt von Vinc. Tuzzi; Ant. Lessoni's „Frasologia" (Mail. 1835 fg.) und Nic. Tommaseo's „Nuovo dizionario de' sinonimi" (neu bearbeitet von Vieusseux, 2 Bde., Flor. 1839). Eine Übersicht der Geschichte der ital. Sprache enthalten des Siciliers Ben. Castiglia „Studii sulla lingua" (Palermo 1836). Endlich sind noch mehre technische Wörterbücher zu erwähnen, wie Marchi's „Dizionario tecnico-etimologico" (Mail. 1828); Stratico's „Dizionario di marina" (1813 fg.) und Grassi's „Dizionario militare" (2 Bde., 1817). Sehr gefördert wurde die Kenntniß der ital. Sprache durch die Forschungen von Ausländern über die roman. Sprachen überhaupt, namentlich durch Raynouard und mehr noch durch Friedr. Diez in der „Grammatik der roman. Sprachen

(2 Bde., Bonn 1836—38) und durch Fuchs in der Schrift „Über die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den roman. Sprachen" (Berl. 1840).

Im christlichen Italien wurde sehr bald die Kirche die Angel, um welche sich alle geistigen Interessen und Bestrebungen drehten. Das Denken beschäftigte sich im Scholasticismus mit den himmlischen Dingen, die Kunst diente der Religion; indessen gingen der aus dem Heidenthum herübergerettete gebildete Sinn und die Bekanntschaft mit den Werken der alten Kunst und Wissenschaft nie gänzlich verloren. Wir finden um die Zeit der fränk. Herrschaft eine Menge sogenannter Hoher Schulen überall auf der Halbinsel verbreitet, unter Lothar I. namentlich Cremona, Fermo, Florenz, Friuli, Ivrea, Pavia, Turin, Verona und Vicenza; Benevent war im 8. und 9. Jahrh. ein Sitz mannichfaltiger Bildung; auch Montecasino (s. d.), die berühmte Stiftung des heil. Benedict, eine vorzügliche Pflegeanstalt der damals geltenden Wissenschaften, und Rom der Sammelplatz aller höchsten Interessen der Zeit. Schon im 12. Jahrh. waffnete sich die Wissenschaft gegen das weltliche Regiment des röm. Stuhls: Arnold von Brescia (s. d.) wurde 1139 in den Bann gethan. Die Beibehaltung des alten röm. Rechts in den Städten und die Ausbildung des kirchlichen Rechts auf der Grundlage des röm. verursachten eine angelegentliche Beschäftigung mit der Rechtsgelehrsamkeit. Im 11. Jahrh. bestand eine Rechtsschule zu Ravenna, und in Bologna lebten um dieselbe Zeit berühmte Rechtslehrer, ein Pepo, und zu Anfange des 12. Jahrh., Irnerius, dessen Weisheit von allen Seiten, auch vom röm. Kaiser zu Rathe gezogen und zu dessen Zeit die Rechtsschule zu Bologna gestiftet wurde. Andere berühmte Rechtslehrer daselbst waren die sogenannten vier Doctoren Bulgarus, Martinus, Jacobus und Ugo, und der Mönch Gratianus (s. d.), im dasigen Kloster San-Felice, vollendete 1150 die Sammlung von den damals gültigen kirchlichen Rechten, welche unter dem Namen des „Decretum Gratiani" bekannt ist. Auch in andern Städten blühten Rechtsschulen, wie in Mailand, Mantua, Modena, Padua, Piacenza und Pisa. Auf die Pflege der Arzneikunde wirkten die Berührungen Süditaliens mit Griechen und Sarazenen ein. Die Araber hatten der Wissenschaft des Galenus eine neue Ausbildung gegeben, und Salerno und Amalfi unterhielten mit allen sarazenischen Häfen im 10. Jahrh. den lebhaftesten Handelsverkehr; damals entstand die Salernitanische Schule der Medicin, aus welcher die alte Sammlung von Gesundheitsregeln, die „Medicina Salernitana", herrührt.

Die Poesie wurde in Italien durch die provençalischen Troubadours eingeführt; sie gedieh an den Höfen der Fürsten, und die provençalische Sprache wurde auch von denjenigen Italienern, welche sich mit der Dichtkunst abgaben, beibehalten. Es sind handschriftliche Sammlungen dieser Art erhalten, so z. B. eine vom J. 1254, welche Lieder enthält, die am Hofe Azzo's VII. von Este gedichtet worden waren. Azzo hatte an seinem Hofe den Maestro Ferrari aus Ferrara als Giullare, d. i. Spaßmacher, der sich, wie berichtet wird, trefflich auf die provençalische Dichtkunst verstand. Auch der Fürst von Trevigi, Gherardo da Camino, und Bonifacio III. von Monferrato sind als große Freunde der provençalischen Poesie bekannt. Unter den Dichtern in provençalischer Sprache sind Folco oder Folchetto von Marseille, von Geburt Italiener, Nicoletto aus Turin, Bonif. Calvo aus Genua, Bartol. Giorgi aus Venedig und Alb. Quaglia, hauptsächlich aber Perceval Doria aus Genua, welcher Staatsmann, Philosoph und Dichter war, sowie der berühmteste von Allen, der tapfere Ritter und Troubadour, Sordello von Mantua, zu erwähnen. Ob ein gewisser Lucio Drusi aus Pisa, der sich der ital. Sprache statt der provençalischen bediente, in das 12. Jahrh. zu verweisen sei, ist mindestens ungewiß; sicherer ist die Annahme, daß Ciullo d'Alcamo, von welchem ein Lied in provençalischer Form und sicil. Sprache erhalten ist, in dieses Jahrhundert gehöre, und ausgemacht, daß Friedrich II., der 1197 Herr von Sicilien wurde, nicht nur mit Dichtern sich umgab, sondern auch selbst in sicil. Sprache dichtete. Bald verbreitete sich die Dichtung in sicil. Sprache und Weise über ganz Italien; um 1200 finden wir einen Lodov. della Vernaccia aus florent. Familie, einen Guido Guinicelle, nach der Angabe Dante's, der ihn sehr hoch stellt, aus Bologna, woher auch Guido Ghislieri und Onesto, die Dante ebenfalls erwähnt, stammten; die bedeutendsten aber der von ihm Genannten sind Guittone von Arezzo, um das Ende des 13. Jahrh., dessen „Rime" von Lodov. Valeriani (2 Bde., Flor. 1828) herausgegeben wurden, und

Guido Cavalcanti (s. d.) um 1300. Auch ist hier noch Jacopone von Todi zu erwähnen, der 1306 starb und dem das bekannte „Stabat mater" zugeschrieben wird; er dichtete geistliche Gesänge nicht nur in latein. Sprache, sondern auch in einem Gemisch von Sicilianisch und Marcheggianisch. Dante in der „Vita nuova" setzt die ersten Anfänge der sicil. Poesie in die Zeit zwischen 1140—50, und daß Sicilien den Anfang mit Dichtungen in ital. Sprache gemacht habe, nimmt auch Petrarca an. Vgl. die „Poeti del primo secolo della litteratura ital." (Flor. 1816). Der Inhalt aller dieser Dichtungen ist die Liebe, die ideale, demüthige, aufopfernde, schwärmerische Liebe des Mittelalters, sei es, daß sie als Liebe zum irdischen Weibe, sei es, daß sie als Liebe zur himmlischen Jungfrau auftritt, beide Vorstellungen berühren sich aufs innigste; die Frauenliebe war ebenso gut ein Cultus als der Gottes- und Heiligendienst, man glaubte, daß treue Frauenliebe dem Ritter seine Seligkeit nicht minder verbürge als unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Kirche. Unbemerkt mischte sich das Himmlische und Irdische in der Seele der Menschen; die Kirche, die unter Innocenz III. ihre Vollendung erhielt, galt für die unmittelbare Darstellung des Reichs Christi auf Erden, und alles irdische Thun und Streben gewann nur dadurch, daß es auf das Himmlische bezogen wurde, Werth und Bedeutung.

Noch sammelten sich alle Wissenschaften entschieden um die Kirche als ihren Mittelpunkt. Gelehrte Päpste standen im 12. und 13. Jahrh. an der Spitze der geistigen Entwickelung, wie Innocenz III, Innocenz IV. und Bonifacius VIII. Das päpstliche Recht wurde anfangs durch neue Sammlungen bereichert und endlich auf Befehl Gregor's IX. von Raimund von Pennafort in fünf Büchern, denen Bonifaz VIII. ein sechstes hinzufügte, systematisch zusammengestellt, und durch die Clementinen (s. d.) geschlossen. (S. auch Corpus juris.) Die Rechtsstudien blühten auf der Universität zu Bologna, die zu Anfange des 13. Jahrh. 10,000 Schüler zählte, und Arezzo, Padua, Vicenza, Neapel standen ihr wetteifernd zur Seite. Die Gesetzwissenschaft der Städte machte nicht minder Fortschritte; Sammlungen des Rechts entstanden in Mailand, Ferrara, Verona und Modena, und auch diese bürgerlichen Rechte erhielten ihre himmlische Sanction; Giovanni von Vicenza, ein Dominicaner, ein Mann von begeisterter Frömmigkeit und den das Volk auch als Wunderthäter pries, seitdem er 1233 ganz Bologna durch seine gewaltige Predigt erschüttert und den Bürgerkrieg gestillt, auch viele lombardische Städte zum Frieden bewogen und alte Streitigkeiten geschlichtet hatte, reformirte, wie gleichzeitige Geschichtschreiber erzählen, die Statuten von Padua, Treviso, Feltre, Belluno, Vicenza, Verona, Mantua, Brescia u. s. w. und brachte einen öffentlichen und feierlichen Friedensschluß zwischen allen diesen Städten in großer Volksversammlung bei Verona zu Stande. Wie die Rechtswissenschaft so stand auch die Philosophie auf kirchlichem Boden. Man darf nur die glänzendsten Namen dieser Zeit nennen, Thomas von Aquino (s. d.) und Bonaventura (s. d.), um den Charakter derselben zu bezeichnen. Das Studium des Aristoteles, dessen Werke unter den Augen des Aquinaten neu ins Lateinische übersetzt und von ihm commentirt wurden, brachte eine lebhaftere Bewegung in die philosophischen Bestrebungen. Brunetto Latini, der Lehrer Dante's, verfaßte eine Art Encyklopädie der damaligen Wissenschaften, der Geschichte, Erdbeschreibung, Naturkunde, Grammatik, Moral und Politik, in franz. Sprache unter dem Titel „Livre du trésor", die in ital. Übersetzung, von Giudice, unter dem Titel „Il tesoro" (2 Bde., Ven. 1533) gedruckt erschien.

In allen diesen Wissenschaften hatte man allmälig manchen Fortschritt gethan. Die Geschichtschreibung, die im 11. und 12. Jahrh. noch einen rohen und naiven Charakter hatte, wie die Chroniken und Klostergeschichten von Arnolphus, den beiden Landolphen, Gottfried Malaterra u. A. zeigen, nahm schon ein entwickelteres und anmuthigeres Wesen an. Chroniken verfaßten Gottfried von Viterbo (s. d.), Giov. Colonna, Riccobaldi u. A. in lat. Sprache, oft unter wunderlichen Titeln, wie „Mare historiarum", „Pomarium" u. s. w. Unter den Siciliern, deren Mehre die Geschichte ihrer Zeit aufzeichneten, war Matteo Spinello, dessen Werk die J. 1247—68 umfaßt, der Erste, der italienisch schrieb. Auch die Geschichte von Florenz, Mailand und vielen andern Städten wurde in Chroniken verfaßt. Für die Naturwissenschaft hatte sich früh in Sicilien eine Neigung entwickelt. Friedrich II., der nicht nur mit Dichtern, sondern auch mit Philoso-

vhen, wie man alle Gelehrten nannte, sich umgab, schrieb selbst ein Werk über die Vögel. Die Arzneikunst breitete sich in Unteritalien und von dort immer frischer und lebendiger aus. In Salerno lehrten Pietro Musandino, Matteo Plateario u. A., die mit vielem Ruhm genannt werden; in Lucca, Parma, Florenz und Genua begegnen uns überall gepriesene Ärzte, namentlich Wundärzte, die auch meist sich in Schriften Denkmale gesetzt haben. Charlatanerie und Aberglaube ließen noch immer eine rationelle Behandlung der Arzneiwissenschaft nicht aufkommen; Wundercuren und Amulette mußten helfen, und hauptsächlich spielte die Astrologie eine große Rolle. Wenn von Mathematikern jener Zeit die Rede ist, so muß man dabei immer zugleich an Astrologen denken; doch gab es schon manche klare Köpfe, die sich an die Geometrie und Arithmetik allein hielten und mit Verachtung der Sterndeuterei und Mystik nach den Verhältnissen der Größen forschten. Campano schrieb einen Commentar zum Euklides; das meiste Lob aber verdient Leonardo Fibonacci, der die arab. Ziffern einführte, ein nüchterner Verstand, der sich von den astrologischen Grillen seiner Zeit frei erhielt. Der Eifer in der Schiffahrt, welchen besonders Süditalien und Venedig damals entwickelten, gereichte der Astronomie und den Erfindungen zu großer Förderung; der berühmte Venetianer Marco Polo (s. d.) machte seine für jene Zeit ungeheure Reisen, und man lernte bereits die Magnetnadel zur Orientirung gebrauchen. Gläser wurden zu verschiedenen Zwecken geschliffen, und Roger Baco in seinem „Opus magnum" um 1300 erwähnt schon der Brillen, die ein Florentiner erfunden haben soll.

In der Kunst, die Natur zu beobachten, und in der Fertigkeit, Werkzeuge zu diesem Behufe und zur Darstellung natürlicher Erscheinungen zu fertigen, kam man allmälig weiter. Von einem der vielen berühmten Astronomen und Mathematiker des 14. Jahrh., von Paolo Dagomari, dem man den Beinamen Il geometra gab, wird berichtet, daß er viel Fleiß auf die Verfertigung von Instrumenten zur Beobachtung des Firmaments verwendet, auch daß er eine Art Kalender zusammengestellt habe, und Giov. Dondi in Padua stellte eine Art astronomischer Uhr auf, welche er in Gemeinschaft mit seinem Vater Jacopo verfertigt hatte. Die Wissenschaft fing schon an, die gemeinste Lebenspraxis nicht zu verschmähen, wie denn ein Bologneser, Petrus de Crescentiis (s. d.) in lat. Sprache ein später ins Italienische übersetztes Werk über den Ackerbau schrieb, und sogar Dichter wählten sich Gegenstände der Wissenschaft zu Vorwürfen, so Paganino Bonafede 1360 ebenfalls den Ackerbau in seinem „Tesoro de' rustici" und Fazio degli Uberti die ganze Erde und den sichtbaren Himmel in seinem „Dittamonde", einem Gedichte in Terzinen nach dem Muster der „Göttlichen Komödie" Dante's. Diese Bestrebungen hingen näher oder entfernter mit einer philosophischen Richtung zusammen, welche sich damals in ganz Italien, trotz aller Ketzerverfolgung und Inquisition, rasch verbreitete, einer Richtung gegen die kirchliche Lehre und den christlichen Glauben überhaupt. Die Bekanntschaft mit den Schriften des Averrhoes (s. d.) hatte sich verbreitet. Der erste, welcher auf diesen Philosophen, den man damals nur den Commentator, nämlich des Aristoteles, nannte, aufmerksam machte, war, wie es scheint, Pietro d'Abano (s. d.), ein Philosoph und Astrolog, der ihn in seinem „Conciliatore" häufig citirt; sodann verfaßte 1334 der Servit Urbano von Bologna ein Werk über den Averrhoes, welches der Vorsteher des Ordens bekannt machte, da man noch nicht ahnete, was für eine Quelle der Ketzerei Averrhoes bald werden würde. Es studirten ihn alle Jene, die, wie Petrarca sagt, nur aus Furcht vor der weltlichen, nicht vor der ewigen Strafe sich mit ihren gottlosen Meinungen im Winkel versteckt halten und heimlich gegen alle heiligen Dogmen wüthen. Man darf freilich den Atheismus jener Zeit nicht mit dem des 18. Jahrh. verwechseln: von der Geisterwelt kam man damals noch nicht los, wenn man auch die christlichen Lehren für Erfindungen, für Mythen hielt und verspottete. Man dachte sich die Natur belebt von unsichtbaren Mächten, man glaubte an den Einfluß der Sternkräfte oder Sternengeister auf das menschliche Leben, und selbst die denkendsten Köpfe der Zeit waren nicht frei von solchem Aberglauben. Die Fürsten begünstigten die Astrologie; in Bologna und Padua hatte sie seit dem 13. Jahrh. eigene Lehrstühle und überall zahlreiche Pfleger; die Astronomen waren insgesammt zugleich Horoskopsteller und nicht selten auch Alchymisten. Selbst den berühmten Raymundus Lullus (s. d.) rechneten sie gewöhnlich in dieser Hinsicht zu den ihrigen; doch ist

es nicht erwiesen, daß er sich mit astrologischen oder alchymistischen Wissenschaften beschäftigt habe. Von Pietro d'Abano und von Cecco d'Ascoli, der auf Anstiften seiner Feinde 1327 als Ketzer verbrannt wurde, steht dies fest. Diejenigen, welche, wie Petrarca, vom kirchlichen Standpunkt aus gegen die Astrologie eiferten, thaten es nicht, weil sie über den Wahn der Zeit erhaben gewesen wären, sondern nur von andern Formen dieses Wahnes aus; sie hielten die Astrologie für Teufelsblendwerk, und die Astrologen für Opfer des leibhaften Satans.

Die Vorstellung, welche die Menschen entschieden beherrschte, war die von einer doppelten Welt, der himmlischen und der irdischen, und man suchte diese beiden Welten auf die verschiedenste Weise miteinander zu vereinigen. Die kirchliche Vorstellung seit Gregor VII. machte den kirchlichen Organismus zur Darstellung des himmlischen Reichs auf Erden; die irdische Welt sollte ganz verschlungen werden in die himmlische, in die Kirche. Dieser Ansicht gegenüber entwickelte sich die andere, welche später in der Reformation des 16. Jahrh. vollends zum Ausbruch kam, daß die Welt zwar allerdings des Teufels Reich und nur der Himmel die wahre göttliche Welt sei, daß aber ebendeshalb der Himmel auf Erden gar nicht dargestellt werden könne, sondern daß der Mensch auf Erden für den Himmel leben, jedoch dieses irdische Leben mit irdischen Mitteln einrichten müsse. Diese Ansicht sprach dem Kaiser die Herrschaft der Erde zu und wollte den Papst zu der Stellung eines bloßen Priesters herabdrücken; sie gehörte der kaiserlichen Partei an und wurde von den Ghibellinen in Italien gegen die Guelfen, die Anhänger des Papstes und seiner allgemeinen Herrschaft vertreten. Unzählige Andere nahmen zwar nicht an der Idee einer Weltherrschaft des Papstes, wol aber an der weltlichen Pracht der Hierarchie und an dem schwelgerischen Leben der Geistlichkeit Anstoß; sie wollten mit dem Gedanken einer Verwirklichung des Himmels auf Erden Ernst machen, alle Genüsse von sich ausschließen, der Welt entsagen; schwärmerische Gesellschaften, Sekten, Haufen von Asceten entstanden, wie die Beguinen (s. d.), Waldenser (s. d.) und Albigenser (s. d.), Brüder und Schwestern des freien Geistes (s. d.), die insgesammt dem Gedanken an die Verwirklichung des Himmelreichs und dem Regiment des Papstes mehr oder minder absagten; und ihnen gegenüber auf der kirchlichen Seite die Orden der Franciscaner (s. d.) und Dominicaner (s. d.), der Reiniger des kirchlich-christlichen Lebens, der Eiferer für das weltumfassende Christusreich. Aus diesen Elementen ist Dante's großes Gedicht zu begreifen. Dante war von den christlichen Vorstellungen, von Himmel und Hölle, von der Nothwendigkeit, die Welt zu verachten und dem ewigen Dasein zu leben, ganz erfüllt; Die Erde ist ihm die Stätte der Verworfenheit, auf welcher man sich nur für das Reich der Seligkeit bereit zu machen hat, ohne es hienieden selbst je finden zu können; er wendet den Blick ab von der Tragödie dieses Erdenlebens und schaut das Schauspiel an des einzigen Lebens, in welchem Wahrheit ist, das göttliche Gericht, die höllische und himmlische Komödie. Er geißelt die Verweltlichung der Kirche, beweint die Erde als den Schauplatz unvermeidlichen und unaufhörlichen Jammers und erquickt sich an dem Anblick der neuen Welt, die jenseit dieser elenden zu erwarten ist. Die Triebfeder des irdischen Lebens, die sinnliche Liebe, verklärt sich ihm aus ihrer irdischen Idealität zu einer völlig transscendenten, himmlischen Idealität; die Wissenschaft selbst, die heidnische, weist ihn ebenso nur auf die göttliche Welt hin; Virgil, der Repräsentant der classischen Studien, ist Dante's Führer in das jenseitige Reich. Was in Dante früh vollbracht war, dasselbe vollbringt in den andern großen Dichtern dieses Jahrhunderts das Leben allmälig; Petrarca verachtet in seinem Alter den „Canzoniere", den er mit so großem Fleiß gedichtet und verbessert, als eine Jugendverirrung, und Boccaccio bereut es schmerzlich, daß er seinen „Decamerone" geschrieben: Alles sehnt sich nach dem Himmel und schämt sich der Erde und des irdischen Sinnes.

Ungeachtet dieser Wendung, welche der Geist der Zeit in den genannten Männern nahm, haben sie der weitern Entwicklung des menschlichen Geistes die größten Dienste geleistet. Nicht nur durch ihre Pflege der Volkssprache bauten sie das Fundament für eine neue, sich nach und nach aller Fesseln der Überlieferung entledigenden Zeit, sondern auch durch ihren Eifer für Erforschung des Alterthums bahnten sie, ohne es zu wollen, Wege an, auf welchen man sich von den mittelalterlichen Vorstellungen allmälig immer weiter

entfernen mußte. Andere Männer ihrer Zeit waren schon kühner als sie, indem sie es wagten, sich gegen das Joch des christlichen Glaubens zu erheben; aber diesen Männern fehlte der klare, durch Forschung geläuterte Blick, der ihnen den Abgrund des Aberglaubens, in welchen sie sich auf der andern Seite stürzten, gezeigt hätte. Petrarca und Boccaccio, die den christlichen Lehren treu blieben, thaten mehr zu deren Erschütterung, indem sie die Liebe zu der heidnischen Literatur und zu den Denkmälern der alten Kunst entflammten und nährten. Auch das Studium der griech. Sprache wurde damals in Italien nicht vernachlässigt; Petrarca und Boccaccio sind auch in dieser Beziehung zu nennen, von denen der erstere den griech. Mönch Barlaam (s. d.), einen Calabresen, der nach Salonichi und Konstantinopel in seiner Jugend gereist und Basilianer geworden war, um die griech. Sprache gründlich zu erlernen, und Boccaccio den Leonzio Pilato, nach Petrarca's Angabe ebenfalls einen Calabresen, zum Lehrer gehabt hatte. Pilato, der durch Boccaccio's Vermittelung den Lehrstuhl der griech. Sprache, den ersten Italiens, den man um 1348 in Florenz errichtete, erhalten hatte, übersetzte auf Boccaccio's Dringen die „Ilias" und einen Theil der „Odyssee" ins Lateinische. Boccaccio und Petrarca sammelten Handschriften, letzterer auch Münzen; die Universitäten und die Bibliotheken mehrten sich überall und einzelne Männer gingen in der Sorgfalt ihrer classischen Studien schon so weit, daß sie sich die Vergleichung von Handschriften angelegen sein ließen, vorzüglich Coluccio Salutato, geboren in Toscana 1330, der auch eine Abhandlung schrieb über die Ursachen des schlechten Zustandes, in welchem man die Handschriften finde. Die Reiselust, welche bedeutend zugenommen hatte, trug zur Aufklärung in dieser Zeit ebenfalls bei. Der Astronom Andalone del Nero, ein Genueser, reiste im Dienste seiner Wissenschaft; Petrarca benutzte seine Reisen zur Entdeckung und Erforschung von Alterthümern. Auch über Asien erhielt man wieder, wenn auch mit vielen Fabeln vermischte Nachrichten. Der Franciscaner Odorico von Pordenone, der übrigens im Rufe heroischer Tugenden, sogar vollführter Wunder starb, durchzog verschiedene Gegenden Asiens bis 1330 und hinterließ eine Beschreibung derselben, die Pater Venni aus einer Handschrift von 1401 bekannt gemacht hat.

Der gesunde Sinn fürs Leben, die Lust an der wirklichen Welt und an ihren Verhältnissen, welche auf dem wissenschaftlichen Felde die Beschäftigung mit der Natur, mit dem Ackerbau u. s. w. hervorrief, offenbarte sich am frischesten in der Poesie, nicht sowol in jenen Liebesliedern, die auch wieder das Gemüth in eine ideale Sphäre versetzen, als in den kleinen Geschichten, die man einfach und reizend zu erzählen verstand, Geschichten, wie sie sich besonders in der Sammlung der „Cento novelle antiche" finden, dann geschmückter im „Decamerone" des Boccaccio und endlich bei Franc. Sacchetti, der theils dem Boccaccio nachahmte, theils aber auch wieder einfacher erzählte. Diese Novellen, halb Wahrheit halb Dichtung, bilden den Übergang zu den gereimten Chroniken, deren das 14. Jahrh. mehre aufzuweisen hat, wie die Geschichte von Aquila zwischen 1252—1362, beschrieben in sogenannten Martellianischen Versen von Boezio di Rainaldo di Poppletto, gewöhnlich Buccio Renallo genannt, und die Fortsetzung dieser Geschichte bis 1382 von Ant. di Boezio, genannt Buccio von San-Vittorino; ferner Ser Gorello's von Sinigaldi gereimte Chronik Arezzos zwischen 1310—84 u. s. w. Sind diese Reimereien ziemlich roh und ungeschickt, so sind die Chroniken in ital. Prosa, welche wir aus dieser Zeit haben, desto schöner, wie die florentinischen von Dino Compagni, von Giov. Villani, dessen Bruder Matteo und des letztern Sohn Filippo, von Donato Velluti, von Castore di Durante, von Simone della Tosa, die sanesische von Andr. Dei u. A. Daß aber die Beschreibung der wirklichen Welt nicht zu vielen Raum gewinne, dafür sorgten die phantastischen, hinreißenden, herrlichen Rittergeschichten voll mystischer Wunder und christlicher Anschauungen, welche seit dem Anfange des 14. Jahrh. sich über Italien verbreiteten, die Geschichten von Joseph von Arimathia und dem heil. Graal, von Lancelot, die Reali di Francia u. s. w.

Dieser Stoffe bemächtigten sich die Dichter im folgenden Jahrh., und neben den Liebescanzonen, Nachahmungen des Petrarca'schen „Canzoniere", wie z. B. in Giusto de' Conti's (s. d.) Sammlung von Sonetten auf „die schöne Hand" seiner Geliebten („La bella mano"), oder in denen Lorenzo's von Medici, neben den Lobgesängen auf hohe Häupter, wie z. B. den prachtvollen Stanzen des Angelo Poliziano (s. d.) und neben man-

chem satirischen Gedicht, z. B. des Barbiers Burchiello (s. d.) in Florenz, entstanden Rittersagen, wie die Bearbeitung des ersten Buchs der „Reali" von dem Improvisator Cristoforo Altissimo in Florenz, der 1514 noch lebte; der „Buovo d'Antona", eine Bearbeitung des vierten Buchs der „Reali" in Ottaven von einem Ungenannten; „La Spagna", 40 Gesänge in Ottaven, nach dem achten Buche der „Reali", von dem Florentiner Sostegno di Zanobi, der „Ciriffo Calvaneo" von Luca Pulci (s. d.), nach seinem Tode von Bernardo Giambullari beendet, der „Morgante maggiore" von Luigi, dem Bruder des genannten Pulci, und endlich der „Orlando innamorato" von Boyardo (s. d.). Die ital. Poesie nahm in diesem Jahrh. eine untergeordnete Stelle ein. Die Fürsten, welche die Pflege der Wissenschaften und Künste zu ihrem Hoflurus rechneten und sich mit gelehrten Cavalieren wie mit ritterlichen umgaben, die Visconti, Sforza, Este, Montferrat, vor Allem die Medici und König Alfons von Neapel, ließen sich auch wol durch den Vortrag von Sonetten und Epen in der lingua volgare ergötzen, allein ihren vornehmsten Ruhm setzten sie darein, die gelehrten Wissenschaften zu begünstigen, die Studien der alten Sprachen und der griech. Philosophie. Die Philologie nahm jetzt den ersten Rang unter den Wissenschaften ein.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrh. begegnen uns überall noch Philosophen im ältern Sinne, strenge Aristoteliker, Lehrer der Ethik und Eloquenz, gewaltige Disputatoren, die gelehrte Turniere ausfochten wie die Ritter Waffenturniere und wie die Troubadoure der frühern Jahrh. poetische Wettkämpfe. Vorzüglich zeichneten sich die Augustinermönche in diesen Studien und Kämpfen aus. In Venedig lebten gleichzeitig drei Paule, die unter dem Namen Paolo Veneto oft miteinander verwechselt worden sind, alle drei große Dialektiker und Aristotelische Klopffechter; der berühmteste unter ihnen war der Lehrer Savonarola's, mit dem Beinamen doctor profundissimus. Ein anderer Philosoph dieser Zeit, Biagio Pelacane aus Parma, wurde famosissimus doctor betitelt und ein dritter, Niccolo Fava, philosophorum sui saeculi praestantissimus. Zu diesen Aristotelikern gehört auch noch Lauro Querini aus Candia, geb. 1420, der in Venedig und Padua die Eloquenz und Ethik lehrte. Inzwischen waren viele Griechen, besonders seit die Eroberung Konstantinopels den Türken 1453 gelang, aus ihrem Vaterlande vertrieben, nach Italien gekommen, so schon Johann Argiropulo, der 1434 in Padua, später in Florenz und Rom lehrte und Werke des Aristoteles übersetzte, dann aber Georgius Gemistus Pletho, Georg von Trapezunt u. A. Jedenfalls gereichte die Ankunft der Griechen dem Studium der griech. Sprache in Italien, das schon beliebt war, sehr zur Förderung. Die steife Scholastik wich mehr und mehr, und der Geschmack bildete sich feiner, mannichfaltiger und freier aus. Wie die Griechen dem alten Rom seine höhere geistige Entwickelung zugeführt hatten, so brachen sie jetzt auch die Starrheit der mittelalterlich röm. Bildung. Die Erfindung der Buchdruckerkunst kam dem Eifer der Humanisten zu Hülfe. Bald genoß nichts mehr die Achtung der gebildeten Geister als das Alterthum und dessen Denkmale. Handschriften wurden aus dem Staube der Bibliotheken hervorgesucht, übersetzt und erklärt; in Rom fanden Nachgrabungen statt, und man fing an, die Denkmale, die aus dem Schutte erstanden, sorgfältig zu untersuchen und gelehrt zu beschreiben. Einen eleganten lat. Stil sich anzueignen, griech. zu verstehen, das heidnische Alterthum zu verehren und die christliche Barbarei mit ihrem Scholasticismus, ihren heiligen Fabeln und ihrer abenteuerlichen Philosophie zu verachten, galt für den höchsten Ruhm.

Wie die Fürsten Gelehrte um sich sammelten, so sammelten jetzt auch einzelne hervorragende Männer Gesellschaften um sich, in denen man über Gegenstände entweder der Philosophie und Moral oder, was bald vorherrschende Mode geworden war, der schönen oder humanistischen Wissenschaften (amene lettere), d. h. solcher, welche das Alterthum betrafen, verhandelte. Eine Vereinigung von Männern zur gegenseitigen Mittheilung poetischer Erzeugnisse hatte schon im vorigen Jahrh. Jac. Alegretti aus Forli um 1380 in Rimini gestiftet. Regelmäßige Versammlungen gelehrter Männer, zur Besprechung philosophischer Gegenstände, bildeten sich in diesem Jahrhundert zuerst bei den Augustinern von San-Spirito in Florenz, wo man über Fragen der Physik und Metaphysik, welche an der Wand angeschlagen wurden, disputirte. In derselben Stadt gab bald darauf Cosimo von Medici den Gelehrten, die ihn umgaben und deren Namen zu den glänzendsten dieser Zeit gehören,

Marsilius Ficinus (s. d.), Pico von Mirandola (s. d.), Cristoforo Landini (s. d.) Giov. Cavalcanti (s. d.), Leo Battista Alberti (s. d.) und so vielen Andern Gelegenheit, sich bei ihm regelmäßig zu versammeln, und zwar in der ausdrücklichen Absicht, um sich gegenseitig im Studium der Platonischen Philosophie zu fördern. Diese Gesellschaft, die nach Cosimo's Tode im Hause des berühmten Bernardo Rucellai zusammenkam, legte sich den Namen der Platonischen Akademie bei und seitdem wurde das Wort Akademie in Italien gewöhnlich, um solche Gesellschaften von Freunden der Künste und Wissenschaften, die sich zu regelmäßigen Zusammenkünften verbanden, zu bezeichnen. In Rom entstand die Akademie des Cardinal Bessarion, welche sich mit Gegenständen der Moral und der Philosophie beschäftigte, und die Akademie des Pomponio Leto, welche die erste humanistische ist. Bald aber wurden sie verketzert. Daß man ihnen hochverrätherische Absichten Schuld gab, z. B. Ermordung des Papstes und dergleichen, war, wie es scheint, nur ein Vorwand, ihre Verachtung des christlichen Glaubens, ihre Vorliebe für das Heidenthum war der wahre Grund, weshalb Paul II. die Akademie aufhob und ihre Mitglieder gefangen nehmen und der Tortur unterwerfen ließ. Auch Platina wurde damals gefoltert und der Papst selbst warf ihm vor, daß er und seine Freunde Platonische Lehren denen der Kirche vorzögen und über die Unsterblichkeit der Seele verderbliche Meinungen hegten. In Neapel bildete sich eine andere Akademie unter den Auspicien des Königs Alfons, an deren Spitze Ant. Panormitano stand, zu der Laur. Valla und andere namhafte Humanisten gehörten und die nach dem Namen ihres zweiten Präsidenten Pontano die Accademia del Pontano genannt zu werden pflegt. Pontano veränderte seinen Vornamen Giovanni in Jovianus, und Sannazar und andere Süditaliener folgten diesem Beispiele; man wollte nichts Christliches, Barbarisches an sich dulden. In Venedig stiftete der ältere Aldus Manuzius eine Akademie von Männern, die ihm bei seinen Ausgaben der Classiker behülflich waren und unter denen der Grieche Marco Musuro, dann Pietro Bembo (s. d.) und Mario Sanuto vorzüglich glänzten. Auch in Ferrara, in Forli und an andern Orten entstanden Akademien. Unter den Lehrern des Lateinischen und Griechischen waren die ersten und einflußreichsten der Zögling des Petrarca, Giovanni da Ravenna, von welchem damals gesagt wurde, es seien aus seiner Schule berühmte Italiener in solcher Menge hervorgegangen, wie aus dem trojan. Pferde die herrlichsten der Griechen; Manuel Chrysoloras (s. d.), der in Florenz seit 1398 Griechisch lehrte, Guarino (s. d.) von Verona, der in beiden Sprachen von 1436—60 zahllose Schüler bildete, dann Georg von Trapezunt, gest. 1484, Joh. Argyropulos, gest. 1486, Theodorus Gaza (s. d.), gest. 1478, Joh. Bessarion (s. d.), gest. 1472, Georgius Gemistus Pletho (s. d.), der Sicilianer Giov. Aurispa, der griech. Handschriften sammelte und in Bologna, Florenz und Ferrara öffentlich lehrte, Gasparino von Bargizza aus der Gegend von Bergamo, der in Pavia, Venedig, Padua und Mailand die lat. Classiker erklärte, der Camaldulenserabt Ambrogio Traversari, Leonardo Bruno aus Arezzo, Franc. Filelfo, der kühne Laurentius Valla (s. d.), Nicol. Perotto, Poggio, Beroaldo der Ältere und Angelo Poliziano (s. d.). Der Eifer, den Petrarca geweckt hatte, die Denkmale der alten bildnerischen Kunst zu erforschen, wurde immer lebendiger. Ciriaco von Ancona, der 1433—35 ganz Italien durchreiste, eröffnete den Reigen mit seinem antiquarischen „Itinerario"; der Florentiner Poggio (1440), Biondo Flavio (1481), Pomp. Leto, der Stifter der archäologischen Akademie in Rom, Raff. Maffei (s. d.) aus Volterra, Andr. Fulvio u. A. beschrieben die Alterthümer der Stadt Rom in Werken, denen meist noch wenig Kritik inwohnt, die aber wegen vieler Nachrichten über seitdem untergegangene Denkmale noch immer wichtig sind.

Der monarchische Grundsatz des Papstthums war inzwischen ebenso wie der des Kaiserthums mit den aristokratischen Bestrebungen der Bischöfe, die gleich den Fürsten Deutschlands eine souveraine Stellung einzunehmen trachteten, in Streit gerathen. Die Concilien von Konstanz und Basel erschütterten das päpstliche Ansehen und es fruchtete gegen die schnell um sich greifende Vorstellung von der Gesetzgebenden Macht der Bischofsversammlungen wenig, daß das Concilium von Florenz und die fünfte Lateransynode, welche Julius II. 1512 veranstaltete, das unbedingte Ansehen des röm. Stuhls behaupteten. Mehre Schriften wurden über diesen Gegenstand gewechselt; die Dominicaner fochten für

den Papst, so Johann de Turrecremata, welcher Legat auf dem baseler Concil war, und Cajetan (s. d.), gegen dessen Schrift im Auftrage der Synode von Pisa 1512 der Doctor der Sorbonne, Jak. Almain, für das Recht der allgemeinen Concilien schrieb. Schon 1432 hatte Nik. von Cusa (s. d.) die angebliche Schenkung Konstantin's in Zweifel gezogen; die Literaten wurden jetzt immer kritischer, Laurentius Valla erklärte entschieden das betreffende Document für unecht, und kein katholischer Schriftsteller wagte seitdem die Echtheit desselben zu behaupten; auch den Pseudo-isidorischen Decretalen (s. Isidorus Hispalensis) fing man an nicht mehr zu trauen. Mit eigentlich kritischer Geschichtsforschung war man noch nicht im Stande, die Grundlagen der päpstlichen Macht anzutasten, man kämpfte mehr mit scholastischen Gründen für und wider; aber ein Anfang geschichtlicher Einsicht war doch immer gemacht. Zugleich war gegen die Habsucht der Curie, die Verkäuflichkeit der Ämter und Pfründen, der Dispensationen und des Erlasses von Kirchenbußen, sowie gegen die Unsittlichkeit des Klerus allgemeine Klage und Beschwerde reger und reger geworden; in Italien drangen hohe Geistliche auf Reformation, der Patriarch von Venedig, Laurent. Justinianus, gest. 1455, der Erzbischof Antonio von Florenz, gest. 1459, und der päpstliche Referendar Rod. Sanzio in Rom selbst, der Verfasser des „Speculum vitae humanae" (1468); ein Karmeliter, Baptist Mantuanus, geißelte die Sittenlosigkeit der Geistlichen in Epigrammen und in einem Gedichte „De horum temporum calamitatibus"; Joh. Pico von Mirandola schrieb 1517 eine „Oratio de reformandis moribus" und Laurentio Abstemio, Bibliothekar zu Urbino, spottete in Fabeln. Schon dachten Viele an Aufhebung der Priesterehe, so Nik. Panormitanus, ein Jurist zu Pavia, und der nachmalige Cardinal Giov. Ant. di San-Giorgio, gest. 1509; selbst Äneas Sylvius Piccolomini (s. d.) war, ehe er als Pius II. den päpstlichen Stuhl bestieg, diesem Gedanken geneigt.

Mit den Studien, die man jetzt als die einzigen des Menschen würdigen anzusehen begann, und die man deshalb die humanistischen nannte, und mit dem Sinne für die Betrachtung der antiken Denkmale gedieh die bildende Kunst (s. Italienische Kunst); zugleich entwickelte sich eine Neigung für glänzende Haushaltungen und ein mit Anmuth, Schönheit und sinnvollem Scherz geschmücktes Leben. Das erste Beispiel einer prächtigen Hofhaltung hatte Karl I. in Neapel gegeben; bald folgten alle Fürstenhäuser und die Häupter der großen Familien in den Städten nach, vorzüglich in Mailand Galeazzo Maria Sforza, in Florenz Lorenzo Medici, in Rom die Nepoten der Päpste, insbesondere unter Gregor XII., Calixt III. und Sixtus IV. Feste und Ritterspiele jagten einander; Besuche fremder Gewalthaber, z. B. Kaiser Friedrich's III. in den J. 1462 und 1469 erhöhten den Glanz. Friedrich III. theilte freigebig Titel und Würden aus, machte zahllose Grafen, Ritter und Doctoren; eine wahre Titelwuth ergriff die Italiener, Alles wollte emporkommen, geehrt und begnadigt sein, und für Geld war dieses Ziel gar leicht zu erreichen. Es bildete sich die elegante Hofsitte, das feine, rücksichtsvolle, cavaliermäßige Benehmen aus, von welchem uns Baldassare Castiglione (s. d.), der seine Schule an den Höfen der Markgrafen von Gonzaga, der Herzoge von Urbino, der Könige von England und Frankreich, des Kaiser's Karl, der Päpste Leo's X. und Clemens' VII. gemacht, ein in frischen, reizenden Farben gezeichnetes Bild in seinem „Cortegiano" hinterlassen hat.

Männer, welche ihre Zeit erkannt hatten, fühlten, daß das Leben der Republiken zu Grunde ging; die Ehelosigkeit großer Menschenmassen, die überhandnehmende Lüderlichkeit, Kriege und Seuchen hatten Italien erschöpft, die Blüte des Handels welkte hin, Amalfi war längst, seit dem Beginne des 15. Jahrh. auch Ancona vor der steigenden Thätigkeit Pisas, Genuas und Venedigs erblichen, bald stand nur Venedig allein noch auf seiner Höhe, das 1420 gegen 36000 Seeleute hielt; aber auch Venedigs Handel erlag den eigenen ehrgeizigen, in Kämpfen um den Besitz der Lombardei sich erschöpfenden Bestrebungen, den Fortschritten der osman. Macht und dem Aufschwunge Portugals. Ital. Seeleute nahmen fremde Dienste, Cristoforo Colombo (s. d.) konnte in seiner Vaterstadt keine Unterstützung finden, und um die Mitte des 15. Jahrh. gab es in Italien keine Seemacht von Belang mehr. Statt dessen wuchs die Macht der einzelnen Machthaber im Lande

die Zeit der Fürstenherrschaft kam herauf. Scharfblickende Männer verstanden ihre Zeit und Machiavelli (s. d.) schrieb seinen „Principe".

Die Poesie war zur reinen Hofpoesie geworden. Die Gelehrten waren zugleich Poeten; unter diesem Namen wurden sie auch von der strengkirchlichen Partei, von den Bettelmönchen, die es mit der absoluten Papstgewalt hielten und Ketzerrichter waren, angefeindet und verrufen. Diese Poeten dichteten in lat. Sprache Oden, Episteln und Satiren nach dem Muster der Alten, voll heidnischer Vorstellungen und unmäßigen Lobeserhebungen ihrer vornehmen Gönner. Man übersetzte auch die Komödien des Terentius und Plautus und dichtete neue Stücke nach diesen Mustern. Italien hatte noch keine andern Dramen gehabt als die sogenannten Mysterien (s. d.), von denen aber aus älterer Zeit vor dem 15. Jahrh. in Italien nichts erhalten ist; die ältesten, die wir besitzen, sind von den Florentinern Giuliano Dati und Feo Belcari, um 1445, dann von Bernardo Pulci („Barlaam und Josaphat"), Lorenzo Medici („Die Heiligen Johann und Paulus") und Ant. Alamanni („Die Buße der Magdalena"). Indeß hatten schon im 14. Jahrh. Albertino Mussato zwei Tragödien („Ezzerinis" und „Achilleis") nach dem Vorbilde des Seneca, später Petrarca ein verloren gegangenes Schauspiel „Philologia" (die zwei dialogisirten Geschichten, die „Medea" und die „Eroberung von Cesena", sind ihm wol nur untergeschoben), Vergario ein Trauerspiel „Paulus", Gregor. Corraro eins unter dem Titel „Progne", Leo Batt. Alberti (s. d.) eine Komödie „Philodoxios", Leonardo Bruni (s. d.) eine andere, die „Polyxena", gedichtet, insgesammt Jugendarbeiten, die niemals aufgeführt wurden. Pomponio Leto fing zuerst an, Komödien des Terenz und Plautus in den Häusern der vornehmen Prälaten aufzuführen. Diese Stücke, sowie auch manchmal neugedichtete Dramen, oder vielmehr Dialoge in lat. Versen, wurden 1470—90 in Rom auch häufig bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt. Dem Beispiele, das Rom gab, folgten alsbald Mantua, wo man ein stehendes Theater errichtete und Stücke von lebenden Dichtern mit vieler Pracht gab, z. B. den „Orfeo" des Ang. Poliziano, und sodann Ferrara, wo Hercules I. die Stücke des Terentius und Plautus in ital. Übersetzung auf einem prächtig eingerichteten Theater aufführen ließ; für diese Bühne dichtete auch Boyardo seinen „Timone", nach einem Gespräche Lucian's, Ant. de Pistoja und Nic. de Correggio andere Dramen in gereimten Versen. Der „Filolauro" (gedruckt zu Bologna 1520) ist ein Dialog halb in der Schriftsprache halb im lombard. Dialekt. Vornehme Herren versuchten sich in Dramen, z. B. Aless. Pazzi, Leo's X. Nepote, der Marchese Galeotto del Carretto, der wunderliche Sachen dichtete, unter Andern ein Stück, worin 42 Personen auftreten, „Il tempio d'amore". Das erste ordentliche Trauerspiel nach griech. Regeln abgefaßt ist die „Sofonisbe" (1515) des Trissino (s. d.), dem sich in derselben Manier Giov. Rucellai (s. d.) mit der „Rosmonda", einer Bearbeitung der „Hekuba" des Euripides, und dem „Oreste", einer Bearbeitung der „Iphigenia in Tauris" anschloß. Um dieselbe Zeit gingen aus dem Volke Dichter hervor, die sich der einheimischen Mundart zu höchst lebendigen, naiven und heitern Compositionen voll scharfen Witzes und üppiger Laune bedienten, und zwar zunächst in Piemont Aglione, dessen Gedichte schon 1515 gedruckt wurden, in Florenz Lorenzo Medici, die Pulci u. A. In Bologna, Padua, Neapel und Venedig fällt die Blüte der Volkspoesie erst etwas später, zwischen 1550—60, in Bologna mehr spießbürgerlich und derbkomisch, in Padua ländlich und schäferlich, in Neapel leidenschaftlich, wild, jauchzend, blutig, voll Rausch und ausgelassen spottend, in Venedig verliebt, süß, schmerzlich, farbenreich und sarkastisch.

Die lyrische Dichtkunst fand zu Anfange des Jahrhunderts in den neu entstandenen und immer zahlreicher entstehenden Akademien ihre Pflege, in denen neben Abhandlungen über Sprache und Dichtkunst Oden, Hymnen, Fabeln u. s. w. vorgelesen wurden. Jacopo Sannazaro (s. d.) aus Neapel, geb. 1458, erwarb durch seine „Arcadia", dem Schäfergedicht, außerordentliche Liebe und hatte zahllose Nachahmer. Auch das Lehrgedicht fand Liebhaber und sehr talentvolle Bearbeiter, namentlich an Luigi Alamanni (s. d.), der in der „Coltivazione" den Ackerbau, und an Giov. Rucellai, der in den „Ape" die Bienenzucht in Versen behandelte. Eine eigenthümliche poetische Gattung aber bildete sich an den Höfen aus, wo Alles damals von Ritterthum und Ritterlichkeit strotzte, Turniere bei keinem Feste fehlten und eine phantastische Erneuerung des alterthümlichen Ritterwesens versucht

wurde, nämlich das romantische Epos. An der naiven Haltung der alten Rittergedichte, die aus den „Reali di Francia" und andern Sagenbüchern hervorgegangen waren, konnte sich das Zeitalter der Kunst und Bildung nicht mehr genügen lassen; schon im „Morgante maggiore" mischte sich eine leise Ironie ein; im „Mambriano", den Franc. Bello aus Ferrara um das Ende des 15. Jahrh. dichtete, beginnt das Alterthum sich geltend zu machen, heidnische Götter, Musen und dergleichen werden angerufen; Matteo Boyardo endlich, der seit etwa 1460 am Hofe von Ferrara als Cavalier des Marchese Borso und später Hercules' I. lebte, bildete ein Epos aus allen den phantastischen Elementen, welche damals die Seelen erfüllte; der Gegenstand, ein Kampf der Mauren und Christen, ist ganz geeignet, die ritterliche und fromme Schwärmerei der Zeitgenossen zu befriedigen, die Darstellung, tausend wunderbare und geheimnißvolle Mächte, Zauber- und Feereien, Orient und Occident, Heldenthum und Liebe, Heidnisches und Christliches vermischend; Boyardo hat im Epos zum ersten Male aus den strengen, enthaltsamen Gottesstreitern minnigliche Helden gemacht; „denn", singt er, „Lieb ists, die dem Mann verhilft zu Glorien, daß er geehrt wird und ihn Andere schätzen". Unverzüglich folgte diesem Dichter der nicht minder schwärmerische und dabei so reizend übermüthige, den Stoff wie im Spiel beherrschende, künstlich verwebende, mit allem Reiz des Wunderbaren, Überraschenden, Neuen, Mannichfaltigen, anmuthig schmückende und kühn gestaltende Cavalier des Cardinals Hippolyt von Este, Ariosto (s. d.). An den Höfen gedieh auch die satirische Poesie; sie war dort rücksichtsvoll und suchte wol, um Wahrheiten wie übergoldete Pillen einzugeben, ein oriental. märchenhaftes Gewand, wie dies z. B. in Macchiavelli's humoristischem „Belfagor" der Fall ist. Auch Luigi Alamanni erwarb sich als Satiriker Ruhm. Schonungsloser waltete der Spott in gewissen Gesellschaften von jungen Geistlichen, wie z. B. die der Vignajuoli in Rom war; Mitglieder dieser Gesellschaft waren unter Andern Franc. Berni, 1490—1536, Giov. Mauro u. A., die ihren Spott in Prosa und in Versen über Mönche, Geistlichkeit, Kirche und Religion, kurz über alles Heilige ausgossen. Pietro Aretino (s. d.), der sich, wenn er wollte, auch so fromm geberden konnte, dichtete die losesten und unsaubersten Sachen, und auch die damals berüchtigte Schrift „De tribus impostoribus", welche die Religionsstifter für Lügner erklärte, soll von ihm sein.

Mit solchen Arbeiten brauchte man zur Zeit Leo's X. nicht gar zu sehr geheim zu thun; man fand damit, wenn auch äußerlich, vor dem Volke, das Decorum noch einigermaßen gewahrt wurde, Beifall bei Cardinälen und Prälaten; es gehörte am päpstlichen Hofe selbst zum guten Tone, über die kirchlichen Bräuche und Lehren zu witzeln. Vor keiner Frage schreckten diese Poeten zurück; man disputirte in Gesellschaft über die Meinung der Averrhoisten, daß die Seele sterblich sei, und ob nicht Menschen- und Thierseele von einer und derselben Substanz seien, und fand gemeiniglich für diese Ansichten bessere Gründe als für die entgegengesetzten. Seitdem man die wirklichen Schriften des Aristoteles wieder ans Licht gezogen, zu studiren angefangen und übersetzt hatte, wollten alle gebildeten Leute Aristoteliker, oder wie sie sich vielmehr nannten, Peripatetiker sein. Beinahe die ganze Erde, schrieb schon in der letzten Zeit des 15. Jahrh. Marsilius Ficinus, der berühmte Übersetzer Platon's, ist von den Peripatetikern eingenommen, und zwar von zwei verschiedenen Sekten derselben, den Alexandrinern und den Averrhoisten; jene unterscheiden Geist und Seele, erstern halten sie für unsterblich, letztere für vergänglich, diese lassen den Geist ganz und gar vergehen; beide erschüttern die Grundlagen aller Religion, hauptsächlich dadurch, daß sie die göttliche Vorsehung nicht mit ihren Systemen vereinigen können. Aber dabei unterwarfen sich die Peripatetiker zum Scheine der kirchlichen Autorität; man könne, sagten sie, nur die Kirchenlehre nicht philosophisch beweisen. In Padua lebte zu Anfange des 16. Jahrh. ein Professor, von seiner kümmerlichen Gestalt il peretto genannt, aus Mantua gebürtig, Pietro Pomponazzo, der als Lehrer zu Bologna 1524 starb; er war kein Sprachkenner, verstand außer seinem Mantuanisch nur Latein, das er schlecht genug schrieb, aber im Aristoteles und Averrhoes war er wohl bewandert. Die Unsterblichkeit der Seele, sagte er in seiner Schrift „De immortalitate animae", sei mittels der Aristotelischen Philosophie und mittels des Denkens überhaupt nicht zu erweisen, und, wenn man nicht die Of-

fenbarung hätte, sollte man meinen, der Philosophie Recht geben zu müssen. Dieses Buch wurde in Venedig öffentlich verbrannt, auch von den Kanzeln dagegen geeifert, Mehre schrieben Widerlegungen, und dem Cardinal Bembo, der damals Leo's X. Secretair war, schickte man es zu, damit er es vom Papste verdammen ließe. Aber Bembo und der Maestro des päpstlichen Palastes fanden das Buch gar nicht so schlimm, und die Verdammung unterblieb. Übrigens hat Pomponazzo noch ganz andere Sachen geschrieben, die erst nach seinem Tode ans Licht kamen, wie die Abhandlung „De naturalium effectuum causis" und die „De fato, libero arbitrio etc.", worin er die Wunder für Einbildungen erklärt, die Möglichkeit einer Vorsehung Gottes mit scharfen Gründen ansicht und von keiner andern Seligkeit wissen will als einer solchen, die mit natürlichen Kräften sich erwerben lasse.

Gegen solchen Unglauben hatte Ficinus durch Wiedererweckung der Platonischen Philosophie wirksam kämpfen zu können geglaubt; damit die Poeten, sagte er, endlich aufhören müssen, die göttlichen Geheimnisse für eitle Dichtungen zu erklären, gäbe er Platon und Plotin heraus. Joh. Franz Pico führte sogar die kabbalistischen Schriften der Juden als Hülfstruppen zur Vertheidigung der Kirchenlehren herbei. Aber die Zweifler, namentlich die feurigen Süditaliener, ließen sich nicht mit solchen Autoritäten schlagen. Bernardino Telesio, geb. in Cosenza 1508, von welchem Baco sagt, er sei mehr im Zerstören als im Aufbauen groß gewesen, ging weit über Aristoteles und Platon auf die alten Naturphilosophen der Griechen zurück; man nannte ihn den Wiederhersteller des Parmenides. Er gründete in seiner Vaterstadt eine Akademie, die den Namen der Cosentinischen später mit dem der Costanti, d. i. der Standhaften, vertauschte und leitete seine jugendlichen Genossen zum Studium der Natur an; man versuchte mit den eigenen Kräften des Denkens in die Mysterien der Natur einzudringen. In weitern Kreisen wirkte Telesio durch seine Schrift „De rerum natura juxta propria principia" (6 Bde., Neap. 1586). Noch ausgebreiteter war der Einfluß des Mathematikers und Physikers Hieron. Cardanus (s. d.), 1501—76, ein wilder, stürmischer, von der Sehnsucht nach Wissen und von Schmerz und Lust des Denkens bacchantisch aufgeregter Geist, der die Jugend, welche seinen Vorträgen lauschte, taumelnd mit sich fortriß. Dieser Schule gegenüber setzte Franc. Patrizi, geb. auf der Insel Cherso 1529, das Werk des Ficinus fort; in den „Discussiones peripateticae" bekämpfte er die Aristoteliker und in der „Nova de universis philosophia" entwickelte er eine Art Neuplatonismus, indem er zugleich in der Geschichte der Philosophie einen Zusammenhang seit Hermes Trismegistus nachzuweisen suchte. So sehr die Kirche diese philosophische Richtung, welche ihre Lehre zu vertheidigen schien, damals sich gefallen ließ, so konnte es doch damit nicht anders ergehen als gegenwärtig mit der Hegel'schen Speculation; es zeigte sich, daß sie nur ein Pantheismus war und abermals zur Entwickelung atheistischer Ansichten Anlaß gab. Entschieden trat das pantheistische Element in der Lehre des Giordano Bruno (s. d.) auf, der die Welt als ewig betrachtete und keine andere Gottheit anerkannte, als das die Welt belebende Princip, d. i. die Weltseele. Sein eigentliches Verdienst setzte er in die Wiederbelebung der alten Lullischen Kunst, der ars magna, die er aus einem Hülfsmittel fürs Gedächtniß in eine Systematik des Denkens umwandelte.

Neben dieser philosophischen Richtung, die sich von der Kirche losriß und dem Unglauben der Poeten, die alles Kirchliche verspotteten, hatte sich innerhalb der Kirche eine Partei gebildet, welche aus christlicher Gesinnung und schwärmerischer Frömmigkeit die Verweltlichung der Kirche, nicht die Kirche selbst bekämpfte. Die ersten Männer, welche eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern foderten und die Unsittlichkeit des Klerus in Predigten vor dem Volke geißelten, wurden als Ketzer hingerichtet, wie sie denn auch wirklich ein ketzerisches und politisch, gegenpäpstisch gefärbtes Element in sich trugen; so der Karmeliter Thom. Connecta, der 1432 in Rom verbrannt wurde, und Geron. Savonarola, der noch 1498 den Ketzertod starb. Wo eine ähnliche Richtung sich dem katholischen Kirchenthum anschloß, wurde sie von den Päpsten geduldet oder sogar begünstigt. Franc. von Paola in Calabrien, der 1457 einen neuen Eremitenorden stiftete, wurde später sogar heilig gesprochen. Die Rosenkranzbrüderschaften, in Deutschland 1475 von dem Ketzermeister Jak. Sprenger in Köln gestiftet, kamen nach Italien herüber. In einem Winkel Roms versammelten sich Männer, die gleich den deutschen Reformatoren bei vielem Ei-

fer für die Förderung der humanistischen Wissenschaft, doch die Lehre von der Rechtfertigung durch Christi Blut festhielten und beschlossen, weil sie den Gottesdienst in Rom und ganz Italien so elend mishandelt sähen, Alles zu thun, was sie vermöchten, um die göttlichen Gesetze zu beobachten. Der nachmals kanonisirte Gaetano von Thiene, von dem der Theatinerorden den Namen hat, die nachmaligen Cardinäle Caraffa, der Stifter des genannten Ordens, Contarini, Giberti, Sadoleto u. A., 50—60 an der Zahl, bildeten eine Gesellschaft, die sie „Oratorium der göttlichen Liebe" nannten, um in einer Kirche von Trastevere Betstunden zu halten. Contarini war ein Schüler des Pomponazzo, aber einer der Ersten, die gegen dessen Buch „De immortalitate animae" schrieben. Durch Roms Plünderung, den Fall der toscan. Hauptstadt und die Unruhen und Kriegsstürme in ganz Italien verscheucht und vertrieben, sammelten sich die frommen Männer allmälig in Venedig, das allein vollkommener Ruhe genoß. Cortese, Abt von San-Giorgio Maggiore daselbst, öffnete ihnen den Garten seines Klosters; es entstand eine Art geistlicher Akademie, deren Seele Contarini war. Am andern Ende Italiens, in Neapel, wurde gleichzeitig dieselbe Richtung von einem Spanier Juan Valdez vertreten, der unglaublichen Einfluß weithin, besonders unter Vornehmen und Frauen übte, mit Vielen in Verkehr und Briefwechsel stand, unter Andern mit der berühmten Vittoria Colonna, auch mit Julia Gonzaga, die für die schönste Frau ihrer Zeit galt. Zahlreiche Schriften gingen von den Anhängern dieser fast ganz der protestantischen ähnlichen Richtung aus. Wie leicht der Übergang dieser Richtung zum Protestantismus war, zeigt das Beispiel des Kapuziners Bernardo Ochino, der zweimal General seines Ordens und von Bembo, der seine Predigten bewunderte, zum Gewissensrath erwählt worden war, 1541 aber, als gegen seine Rechtgläubigkeit Verdacht entstand, flüchtete und zuletzt, nach vielem Umherirren, auch aus Genf, Zürich und Basel vertrieben, 76 Jahre alt, in Mähren an der Pest starb.

In diesen frommen Kreisen bildete sich auch eine fromme Poesie aus. Marcant. Flaminio aus Serravalle, geb. 1498, der die Psalmen paraphrasirte und commentirte, war auch Poet und seine Gedichte fand man damals und noch in späterer Zeit unwiderstehlich durch Anmuth und Liebreiz. Diese Art Poesie, die überhaupt etwas Weibliches hatte, wurde am meisten von den Frauen gepflegt. Vittoria Colonna (s. d.), Veronica Tambarra, die beide jung verwitwet nicht wieder heiratheten, waren unerschöpflich an frommen und zarten Gesängen, und ihrer Geistesschwestern waren so viele, daß schon 1559 Lodov. Domenichi eine Sammlung von Gedichten „Di alcune (d. h. beinahe 50) nobilissime et virtuosissime Donne" herausgeben konnte. Nun nahm auch das Rittergedicht eine eigenthümliche Gestalt an. Eine wesentliche Veränderung hatte sein Charakter schon durch den übrigens lustigen und lebensfrohen Franc. Berni (s. d.), 1490—1536, von dem die komische Dichtart der Versi Berneschi den Namen hat, erfahren, indem Berni den Roland Boyardo's glatt und fein machte. Dagegen verfolgten Luigi Alamanni (s. d.) in seinem „Girone il Cortese" und Bernardo Tasso (s. d.), Torquato's Vater, in seinem „Amadigi" und in seinem „Floridante" (um 1545) bereits eine moralische Tendenz; Giangiorgio Trissino (s. d.) aus Vicenza wählte schon einen geschichtlichen Stoff, Italiens Befreiung von den Gothen; endlich dichtete der jüngere Tasso (s. d.), die Seele voll christlicher, schwärmerischer Frömmigkeit, seine „Gerusalemme liberata". Daneben freilich setzten Andere noch die ältere Weise fort, so Teofilo Folengo den humoristischen Ton in seinem „Orlandino", und Vicenzo Brusantini die verliebten Abenteuer in der „Angelica innamorata". Einige, zu denen Trissino den Übergang bildet, dessen „Italia liberata" reimlos ist, brachten dem Antiken ihre Huldigung dar, so Giambatt. Giraldi in seinem „Ercole" und Lodov. Dolce im „Enea" und im „Achille", in denen er sich den Homer zum Vorbild genommen.

Die Richtung der Neuerer, wie man sie anfangs nannte, eines Valdez und Contarini, gewann allmälig Einfluß auch am röm. Hofe und endlich auf die Papstwahlen. Im J. 1555 wurde Marcellus II. gewählt, ein Mann nach dem Herzen der frommen Eiferer, und da Marcellus bald starb, noch in demselben Jahre sogar der strenge Cardinal Caraffa selbst, der unter dem Namen Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Jetzt kämpfte man nicht mehr mit Schriften gegen die Ketzer und Gottlosen, man kämpfte mit Bullen und mit dem

Holzstoß. Die Inquisition wurde wiederhergestellt und nachsichtslos gegen Jedermann geübt, sogar gegen Inquisitoren selbst. Die orthodoxe Richtung war durchgedrungen; auch solche lebenslustige, behagliche Männer, deren Einige auf Peter's Stuhle folgten, wie Pius IV. und Gregor XIII., mußten ihr ihren Gang lassen; überall flammten Scheiterhaufen, und die kühnen Denker mußten ihre Wahrheitsliebe mit dem Leben büßen. Indeß gab es ihrer noch Manche, welche der gährende Drang des Erkennens nicht ruhen ließ, bis ins 16. Jahrh. hinein, besonders im Süden Italiens. Thom. Campanella (s. d.) aus Calabrien, der 1591 seine „Philosophia sensibus demonstrata" schrieb, mußte lange im Kerker schmachten und schreckliche Foltern erdulden; freilich schützte man nur politischen Verdacht vor, aber Politik und Atheismus schienen Hand in Hand zu gehen. Auch die neapolitan. Akademien der Sereni, der Ardenti und der Incogniti löste der Vicekönig Pietro von Toledo um die Mitte dieses Jahrhunderts auf, aus Furcht, daß dergleichen Versammlungen junger Nobili politisch gefährlich werden möchten. Allerdings war freies und kühnes Denken ebenso sehr politisch als religiös gefährlich. Die Fortschritte der Naturwissenschaften, insoweit sie sich aus friedlicher Beobachtung des Himmels und der Erde ergaben und nicht mit destructiven Gedanken verbündet schienen, duldete man, und diese Fortschritte waren in der That glänzend. Die Mathematik wurde mit Eifer und unterstützt von dem Studium der classischen Alten getrieben; Federigo Commandino aus Urbino, 1509—75, übersetzte und erläuterte in eleganter Schreibart die griech. Mathematiker, Nic. Tartaglia aus Brescia, 1500—57, des Cardanus Schüler, Lodov. Ferrari, 1522—64, und Raffaele Bombelli, beide aus Bologna, bildeten die Lehre von den Gleichungen des dritten und vierten Grades aus. Der Mailänder Bonavent. Cavalieri erfand und schrieb seinen „Metodo degli indivisibili" (1629). Man begann Licht und Farbe zu beobachten. Ein merkwürdiger, eigenthümlicher Mann, ebenfalls ein Süditaliener, Franc. Maurolico aus Messina, 1494—1575, hatte den Bau des Auges untersucht und über das Einfallen der Lichtstrahlen Beobachtungen gemacht. Der Servit Fra Paolo Sarpi (s. d.), der alle Wissenschaften mit unermüdlichem Eifer durch Rath und That förderte, zeichnete sich auf dem Felde der Optik dadurch aus, daß er die Eigenschaft der Iris, sich auszudehnen und zusammenzuziehen, entdeckte. Er speculirte über die Mischung der Substanzen, über die Ernährung des Lebens und dergleichen, und legte überall Beobachtungen der Natur seinen Speculationen zu Grunde. Der Jesuit Franc. Maria Grimaldi (s. d.) aus Bologna, 1613—63, schrieb „Phisico-mathesis de lumine, coloribus et iride" (1665), und trug in dieser Schrift unter Anderm seine Entdeckungen über die Strahlenbrechung vor. Künstler wurden durch diese Forschungen in den Stand gesetzt, über die malerischen Wirkungen des Lichts nachzudenken. Es entstand die Wissenschaft der Perspective; der Maler Pietro della Francesca und der Architekt Peruzzi stellten Untersuchungen über dieselbe an, und der Venetianer Dan. Barbaro schrieb das erste Lehrbuch „La prattica della prospettiva" (Ven. 1568). Die Astronomie wurde fast von keinem der Männer, welche sich den Naturwissenschaften widmeten, vernachlässigt; die Fortschritte in der Mathematik und Optik, der in mannichfaltigen Werkzeugen erfinderische Geist der Zeit, die Förderung, deren sie um der Astrologie willen von den Großen genoß, das Alles kam ihr zu statten. Nicht minder bedeutend als Galileo Galilei (s. d.) waren Giov. Domenico Cassini (s. d.), Galilei's Schüler, Evangelista Toricelli (s. d.), der Erfinder des Barometers, und Gianant. Magini aus Padua, 1588—1617, der den Brennspiegel vervollkommnete. Giambatt. Riccioli bekämpfte in seiner „Astronomia nova" das Kopernicanische System, aber durch die Menge von Beobachtungen, die er am Himmel anstellte, förderte er praktisch, was er theoretisch zu gefährden suchte. Mit der Schwere, mit der Statik und Mechanik beschäftigte sich Luca Valerio in Rom; ebenso wie der Abbate Benedetto Castelli aus Brescia, Galilei's Schüler, der 1625 Professor an der Sapienza in Rom wurde und zuerst die Geometrie auf die Hydraulik anwendete. Gianalfonso Borelli, geb. im Neapolitanischen 1608, wendete die Mechanik auf das organische Leben an; so schrieb er „De motu animalium". Überhaupt machten die Botanik, die Anatomie, die Physiologie beträchtliche Fortschritte; die Botanik besonders durch Pierandrea Mattioli aus Siena, 1501—77, Fabio Colonna aus Neapel, 1567—1630, Marcello Malpighi aus dem Bolognesischen, 1628—94, Prosperino Alpino aus dem Vicentinischen, 1553—1616, der

die ägypt. Pflanzen beschrieb; die Naturgeschichte der Thiere durch Ulisse Aldrovandi, der Europa durchreiste; die Anatomie durch mehre der Genannten, vorzüglich aber durch Girolamo Fracastoro (s. d.), Gabriele Fallopia aus Modena, und dessen Schüler Fabricio di Acquapendente, der, ebenso wie auch Sarpi, Untersuchungen über den Blutumlauf anstellte. Der genannte Alpino brachte auch die Semiotik auf; der Neapolitaner Giov. Batt. Porta, der Erfinder der Camera obscura, beschäftigte sich mit dem Zusammenhang der äußern Gestalt und der innern Beschaffenheit der organischen Wesen in seiner „Phtyognomica" und in der „Humana physiognomia". Im J. 1603 stiftete der junge Fürst Federigo Cesi zu Rom die Akademie der Lincei, d. i. der Lüchse, ganz zum Zweck der Naturstudien, richtete ihr einen botanischen Garten, ein Naturaliencabinet ein und ließ auf seine Kosten die naturwissenschaftlichen Werke der Mitglieder drucken. An vielen Orten entstanden botanische Gärten, z. B. in Padua, Florenz; in Pisa wurde der erste Lehrstuhl für Chemie errichtet.

Man konnte es sich unmöglich verbergen, daß die angelegentliche Beschäftigung mit den Naturwissenschaften den Glauben der Menschen an das Übersinnliche erschüttern mußte; allein am Anfange des 16. Jahrh. fürchteten die Machthaber eine solche Erschütterung nicht, da durch dieselbe ihr Besitzstand nicht zu leiden schien, und nur, wenn dieser angetastet wurde, regten sie sich und gebrauchten Gewalt. Dieser Standpunkt hatte sich geändert, seit die religiöse Reaction zur Macht und Herrschaft gelangt war; man wollte jetzt seine Meinung, seinen Glauben durchsetzen; man begnügte sich nicht mehr mit der äußerlichen Unterwerfung unter die Verordnungen der Kirche, man foderte herzliche Unterwerfung, gläubige Zustimmung, Aufopferung der Philosophie, und da man wohl wußte, daß sich dieses Alles nicht erzwingen lasse, so schaffte man die gefährlichen Zweifler und Denker aus dem Lande und wo möglich aus dem Leben, wie den Giordano Bruno im J. 1600 in Rom, und den brausenden und sarkastischen Neapolitaner Lucilio Vannini (s. d.) im J. 1619 in Paris. Diesen Geistern, obwol sie sich von einem gewissen mystischen Element in der Naturbetrachtung nicht losmachen konnten, war es doch wenigstens mit der Astrologie kein Ernst; alle Autoritäten ohne Ausnahme stürzten vor ihrer Prüfung nieder, sie trauten nur der eigenen sinnlichen Wahrnehmung und dem eigenen Gedanken, der eigenen Combination; freilich mußten sie schon ihres Unterhalts wegen der astrologischen Gier ihrer Zeitgenossen fröhnen, wie dies auch Kepler that, aber sie verspotteten die Deutekunst und übten sie nur auf Verlangen aus. Am liebsten würden die scharfsichtigsten Wächter des Glaubens und der Kirche sich aller Naturwissenschaften ganz und gar entledigt haben, da sie die Gefahren sahen, womit diese stets den Glauben bedrohten; das war indeß unmöglich, denn die Liebe zu diesen Wissenschaften hatte eine zu gewaltige Ausbreitung gewonnen. Es blieb daher nichts Anderes übrig, als daß man dieselben für die Religion unschädlich zu machen suchte. Als Nicol. Cusa (s. d.), schon hundert Jahre vor Kopernicus, in seiner Schrift „De docta ignorantia" die Lehre vortrug, daß die Erde um die Sonne gehe, fand er keinerlei Anfechtung in Rom, im Gegentheil Gunst bei drei Päpsten bis an seinen Tod und wurde zum Cardinal erhoben, auch wurden seine Werke in Italien 1502 ohne Hinderung gedruckt. Kopernicus selber verdankte den Muth, sein Werk „Über die Umwälzung der Himmelskörper" 1543 herauszugeben, der Gunst und Aufmunterung eines Bischofs, eines Cardinals und sogar eines Papstes, Paul's III., dem es auch gewidmet ist, und noch ehe dasselbe erschien, gab schon ein Italiener, Celio Calcagnini, 1540 einen Versuch, den Kopernicanischen Hauptgedanken zu entwickeln, heraus, in der Schrift „Quod coelum stet, terra autem moveatur". Der greise Galilei aber mußte 1633 den verderblichen Irrthum abschwören, daß die Erde um die Sonne laufe. Und dennoch hatte das Wort Wissenschaft noch zu guten, Ehrfurcht erweckenden Klang; hatte man doch 1617, als die Thatigkeit der röm. Inquisition gegen Galilei bereits im Gange war, noch Kepler, den bedeutendsten Vertreter der Kopernicanischen Lehre, an die wichtigste Universität des Kirchenstaats, nach Bologna, berufen wollen; die orthodoxe Partei selbst hatte sich der Ehrfurcht vor dem geheiligten Namen der Wissenschaft nicht entschlagen können, nur wollte sie es dahin bringen, daß die Wissenschaft ganz wieder zur Dienerin der Theologie, der Kirche würde. Die Knechtung des forschenden Geistes hätte ihr allerdings trotz aller Marterkammern und Scheiterhaufen nicht gelingen können, wenn nicht das flackernde Feuer eines freien, alle Autori-

tät verzehrenden, geistigen Lebens, das wol ein halbes Jahrhundert vorgehalten hatte, allmälig von selbst aus Mangel an Nahrungsstoff erloschen wäre. Was sich aus den damals der Untersuchung vorliegenden, der Geschichte und Natur abgewonnenen Materialien denkend machen ließ, haben die edeln Geister Italiens geleistet; aber aus den Elementen, die sie mit ihren Mitteln noch nicht überwältigen konnten, bildete sich unvermeidlich eine religiöse Reaction, deren allmälige Bekämpfung den Denkern anderer Nationen aufbehalten blieb. Als Sixtus V. aus innerm Hasse gegen alles Heidnische die Denkmäler Roms zu zerstören begann, fanden sich noch Cardinäle, die vor solcher Barbarei sich entsetzten und dawider demüthige Vorstellungen machten; Sixtus ließ sich auch bestimmen, dem Zerstörungswerke Einhalt zu thun, aber was er unvernichtet ließ, das sollte wenigstens den Triumph des Christenthums über den heidnischen Geist versinnbildlichen; auf Kaisersäulen pflanzte er Heiligenbilder und einer Minervenstatue gab er ein mächtiges Kreuz in die Hand. Die Blüte des Humanismus war dahin. Wie klagte nicht schon Erasmus von Rotterdam, selbst Melanchthon um den Verfall der Wissenschaften! Die Zeit des Sammlerfleißes hatte begonnen, der geistlosen, Stoff aufhäufenden Gelehrsamkeit. Des Baronius (s. d.) großes kirchengeschichtliches Werk, auf päpstlichen Befehl gegen die „Magdeburger Centurien" zusammengetragen, gibt davon ein Beispiel. Die Wissenschaft wurde auf alle Weise wieder zur Magd der Kirche gemacht. Die Reform des Kalenders, die Gregor XIII. ausführen ließ und bei welcher sich ein sonst nicht sehr bekannter Calabrese, Luigi Lilio, durch Angabe der einfachsten Methode bemerklich machte, war nur der Berechnung der kirchlichen Feste wegen auf Wunsch des tridentiner Concils unternommen worden. Durch das tridentiner Concil war die Kirchenlehre ein für allemal festgestellt, und so der Theologie ein Ende gemacht; man wollte und mußte nun auch eine festgestellte Bibel haben, eine solche, an der die Kritik kein Recht mehr hätte; deshalb publicirte Sixtus V. 1590 einen authentischen Text der Vulgata, den jedoch schon 1592 Clemens VIII. authentisch verbessern mußte. Eine neue lat. Übersetzung, welche 1607 in Genf erschien, war das Werk eines Protestanten, Gio. Deodati aus Lucca, und wurde von der Kirche verdammt.

Die Geschichtschreibung, welche in der Zeit der wiederaufblühenden Wissenschaften nach antiken Mustern getrieben worden war, nicht aus Interesse für die Sachen, sondern aus Lust an der Darstellung, aus Eifer, es den Alten nachzuthun und also mit weit überwiegender, oft ausschließlicher Rücksicht auf elegante Latinität, sodaß unter der großen Masse von Geschichtschreibern nur wenige, wie Macchiavelli (s. d.), einen eigenthümlichen Charakter entwickelten, theilte um die Mitte des 16. Jahrh. das allgemeine Schicksal der ital. Literatur; sie wurde ängstlich, kleinlich und höfisch, sie beschränkte sich auf die engsten Localitäten, auf die geringfügigsten Gegenstände, Inschriften, Alterthümer einzelner Städte, oder sie diente den kirchlichen Interessen, wie in den Werken des Baronius und seiner Fortsetzer, des Pallavicini und Paolo Sarpi über das tridentiner Concil. Es ist unglaublich, welch ein schwachherziger, spielender, eitler, geckischer Sinn überall in Italien einriß. Die Massen des Volkes, die überhaupt nur insofern von dem wissenschaftlichen Aufstreben berührt gewesen waren, als sie den Widerschein desselben in Volksdichtungen, Komödien und Liedern empfanden und sich zum Spott über kirchliche Dinge hinreißen ließen, oder zur Auflehnung gegen mancherlei Druck und Last, wurden von den Bettelmönchen und bald auch von den Jesuiten emsig bearbeitet und devot gemacht, ohne daß sie sich deshalb die Lust zu spotten und im Stillen zu raisonniren rauben ließen; sie lästerten und beteten in einem Athem, schimpften und ließen sich treten. Die Gebildeten lebten an Höfen oder richteten sich nach dem Muster der Höfe, hatten keine Interessen mehr als Hoffeste, Hofvermählungen, Schmausereien der Großen, Einholungen, Ehren und Beförderungen, glatte Verse und wohlklingende Reime. Ein Streit, wie jener, ob die Schriftsprache italienisch, toscanisch oder sanesisch zu nennen sei, erhitzte alle Köpfe, und zwar seiner oberflächlichsten Bedeutung nach, denn einen patriotischen Sinn gewannen ihm nur Wenige ab; ganz Italien zerschlug sich in Parteien über den Werth eines Madrigals oder eines Dramas; so stritt man sich über den Stil und die Composition des Trauerspiels „Canace" von 1543—90 unablässig in Schriften und in allen Akademien herum, und Guarini's „Pastor fido" erregte 1585 einen Sturm unter den Literaten, der gar nicht enden

wollte. Ein eleganter Stil war das höchste Ziel des Strebens, der geschmackvollste Redner der größte Mann der Zeit. Die akademischen Reden Sperone Speroni's schildernd, strömen seine Zeitgenossen vor Bewunderung und Entzücken über; alle Großen rissen sich um Speroni, alle Fürsten wollten ihn an ihren Höfen haben, mit Besuchen, mit Geschenken wurde er überhäuft. Die Akademien mehrten sich wie Sand am Meere; ihre langweilige Geschichte wurde von einzelnen ihrer Mitglieder in dicken Quartanten beschrieben. Damit das ewige Versgeklingel nicht allzu ermüdend würde, verschafften sie sich bisweilen eine Abwechselung mit der wirklichen Aufführung von Dramen, welche in ihrem Kreise mit Beifall vorgelesen worden. Viele Akademien erbauten sich ihre eigenen Theater; in Florenz gab es um die Mitte des 16. Jahrh. drei Akademien, die ihre besondern Theater hatten, die Infocati, die Immobili und die Sorgenti; die Krone aber trug in dieser Hinsicht die olympische Akademie zu Vicenza davon, deren prachtvolles Theater, von Palladio begonnen, 1580 von Scamozzi vollendet, eine der größten Zierden der Stadt abgab.

In dieser ganzen Zeit war man im Trauerspiel wie im Lustspiel unwandelbar den antiken Vorbildern gefolgt. An dem Trauerspiele „Atamante", von Girolamo Zoppi, fand Muretus, der berühmte Philolog, der gleich allen Gelehrten seiner Zeit auch selbst Poet war, zu tadeln, daß der Dichter, von den alten Mustern abweichend, sein Stück in Acte und Scenen getheilt hatte. Die meisten Dramen wurden bei festlicher Gelegenheit an Höfen oft von vornehmen Personen aufgeführt; auch waren sie oft von Fürsten und hohen Adeligen oder Prälaten gedichtet. Die Städte wetteiferten mit den Fürsten; Vicenza ließ 1565 ein hölzernes Theater von Palladio bauen, um den „Edipo" des Gio. Andr. dell' Angnillara darin aufzuführen, und in demselben Jahre baute Palladio ein solches Theater für die Venetianer, als diese den „Antigono" des Grafen del Monte wollten aufführen lassen. Unter den zahllosen Tragödiendichtern dieser Zeit zeichnet sich Torquato Tasso aus, dessen „Torrismondo" vielleicht das Beste ist, was in dieser Art gemacht wurde. Wie den Sophokles und Euripides in der Tragödie, ahmte man noch immer in der Komödie den Terenz und Plautus, die Nachahmer der Griechen, nach. Diese Lustspiele waren gewöhnlich, namentlich im Anfange des 16. Jahrh., voll von Obscönitäten. Mit den Dichtern, unter denen Pietro Aretino obenansteht, wetteiferten hierin die Schauspieler; dem Unanständigen der Erfindungen, wird versichert, habe das Anstößige des Costüms und der Geberdung nichts nachgegeben. Leo X. nahm an den Schlüpfrigkeiten und Späßen der Komödie noch keinen Anstoß; er ließ die Rozzi, eine Akademie von Siena, die erste, welche Komödien gab, alle Jahre einmal nach Rom kommen, um vor ihm zu spielen. Lodov. Ariosto machte Lustspiele für den Herzog Alfons, der nach Angabe des Dichters ein Theater dafür einrichten ließ, das schönste, welches man damals noch gesehen hatte. Auch Trissino und Alamanni versuchten sich in der Komödie; die besten Stücke aber lieferte der Florentiner Giammaria Cecchi. Manche behaupteten, ein Lustspiel müsse in Prosa geschrieben sein, weil es das wirkliche Leben darstelle, und Cardinal Bibiena, Leo's X. Liebling, dichtete so die „Calandra", die 1520 mit großem Beifall aufgeführt wurde; desgleichen Aretino und mancher Andere; die ausgezeichnetsten Stücke in diesem Genre sind von einem Schuhmacher aus Florenz, Giambattista Gelli. Hier bildete sich nun schon ein Übergang in die Volkskomödie. Das Lustspiel in antiker Form gerieth immer mehr in Abnahme, je frömmer, moralischer, sittsamer die Welt wurde. Nur auf der Volksbühne erhielt sich der derbe Spaß, der Übermuth, die kecke Laune. Angelo Ruzzante, zubenannt Beolco, den Speroni den modernen Roscius nennt, verfaßte Possen in allerlei vermischten Dialekten und bediente sich dabei der beliebten stehenden Charaktere oder Masken (s. d.). Ebenso wendete Andr. Calmo in Venedig, eines Gondoliers Sohn, die verschiedenartigsten Dialekte in seinen Lustspielen an. In der Commedia dell' Arte, wie man dieses Volksschauspiel nannte, das von den Schauspielern halb improvisirt wurde, kam nach und nach eine Menge verschiedener Charaktere auf, je nach den Nationalitäten individualisirt; ein Kaufmann, Pantalone, der Venetianisch spricht; ein Arzt aus Bologna, il Dottore; ein röm. Süßling, Namens Gelsomino; Beltrame, ein Einfaltspinsel aus Mailand; der Kuppler Brighello ist Ferrarese, der komische Bediente Arlechino, Bergamaske; es kommt auch noch ein Spaßvogel aus Apulien hinzu, Pulcinello; ein neapolit. Bramarbas, Spaviento, und

etwa ein Paar Tölpel aus Calabrien, Giangurgolo und Coviello; endlich ein Stotterer, Tartaglio, und ein Gauner, Truffaldin; die Liebhaber und die Frauen, Colombine, Spilette, Smeraldina sprechen Römisch oder Toscanisch. Sehr merkwürdig ist die Wandlung, welche in der neapolitan. Commedia dell' Arte mit dem Charakter des „Capitano" nach und nach vor sich geht; anfangs ist dieser Capitano, der immer vom Pulcinello geneckt wird, ein Prahler, welcher Ritterthaten auftischt, nachher unter span. Herrschaft ein feiger und hinterlistiger Castilier, endlich im 17. Jahrh. wird er zum Scaramuz, der sich für einen Grafen oder Marchesen ausgibt und seine vielen Besitzungen rühmt, die aber alle nur in seinem Kopfe existiren. Während diese Art Belustigung den untern Classen allmälig ganz anheimfiel, wurde in der vornehmen Sphäre eine neue Dichtungsart erfunden, welche dem tugendlichen, frömmelnden und zärtelnden Geiste der Zeit besser zusagte, nämlich das Schäferspiel. Agostino Beccari aus Ferrara brachte es auf, und sein erstes Pastoraldrama „Das Opfer", mit Musik von Alfonso della Viola, wurde vor Hercules II. von Ferrara 1554 aufgeführt. Diesem Beispiel folgten andere Ferraresen. Sie Alle übertraf Tasso mit seinem „Aminta", und nachdem dieses Stück stürmischen Beifall gefunden, war bald ganz Italien mit Schäferspielen überschwemmt; das berühmteste derselben ist Guarini's (s. d.) „Pastor fido", der zum ersten Male 1585 zu Turin gegeben wurde. Zur Abwechselung machte man auch Fischerspiele (drammi pescatorii). Die Oper (dramma per musica) kam erst gegen Ende des Jahrhunderts auf; das erste namhafte und auf die Musik berechnete Werk dieser Art ist, wie es scheint, die „Dafne", von einem Florentiner Rinuccini, in Musik gesetzt von dessen Landsmann Jac. Peri, um 1594.

Die Sprache wurde jetzt, dem prunkenden Hofleben, der schnörkelhaften Architektur und Bildnerei überhaupt entsprechend, immer künstlicher und gesuchter. Einer der Ersten, welche sich in geschraubten Wendungen, gehäuften Bildern, auffallenden Wortspielen, Assonanzen u. s. w. gefielen, war schon im 16. Jahrh. Luigi Grotto, der Blinde von Adria genannt, weil er von Jugend auf des Augenlichts beraubt war; dieser dichtete außer Oden und Sonetten auch Trauer-, Lust- und Schäferspiele voll affectirter Gedanken und Wendungen, die aber mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Noch gab es selbst im folgenden Jahrhundert einen Dichter, der nach Einfachheit und Erhabenheit des Vortrags und der Erfindung trachtete, Gabriello Chiabrera (s. d.) aus Savona, 1552—1637. Er ging darauf aus, ein Colombo in der Poesie zu sein, wie er selbst sagte, a trovar nuovo mondo, und es gelang ihm, sich den Namen des ital. Pindar zu erwerben. Er fand vielen Beifall, besonders wol, weil er in seiner Gesinnung ganz reactionair, ganz katholisch war, doch sein Stil wenig Nachahmung. Dagegen traten Unzählige in die Fußtapfen des Neapolitaners Giambatt. Marino (s. d.), des so ganz für diese conventionelle Zeit geschaffenen Dichters, des Meisters in der Überladung und Überfeinerung des Stils. Seine Jünger, Casoni, Guido u. A., besonders aber Claud. Achillini (um 1620) und Girolamo Preti, gest. 1626, überboten ihn noch in den Concetti (s. d.) und Künstlichkeiten aller Art. Die dramatische Dichtung verfiel im 17. Jahrh. besonders auffallend; unter der ganzen Masse zahlloser Stücke sind kaum einige Trauerspiele von Zoppio aus Bologna, gest. 1634, vom Grafen Campeggi, ebenfalls aus Bologna, gest. 1624, von dem Sicilier, Pater Ortensio Scamacca, einem Jesuiten, der allein mehr als 50 geistliche und weltliche Dramen schrieb, erwähnenswerth, und unter den Lustspielen die Stücke im Volksdialekt, z. B. im florentinischen die „Tancia" von Michael Agnolo dem Jüngern; im mailändischen die von Maggio und im neapolitanischen die von Cesare Cortese; die Stücke von Maggio sind sehr katholisch und höfisch, dagegen frisch und lustig die neapolitanischen. Das Schäferdrama leistete in dieser Zeit das Äußerste in Abgeschmacktheit. In der Oper wurde aller Werth auf Bühnenpomp, Märsche mit Pferden, Triumphwagen und dergleichen gelegt.

Die hervorstechenden Dichter des 17. Jahrh. waren fast insgesammt Toscaner, so Franc. Redi aus Arezzo, geb. 1626, der Verfasser eines berühmten Dithyrambus „Bacco in Toscana"; Lorenzo Magalotti, geb. 1637, der im Dienste der Großherzoge von Toscana stand und in allen Formen dichtete; Franc. Baldovini; Ant. Malatesti, gest. 1672, u. A. Florentiner waren auch der fromme Senator Vinc. Filicaja (s. d.), 1642—1707, dessen Gedichte die innigste katholische Frömmigkeit, den tiefsten Schmerz um den Verfall des

Gottesreichs und Italiens und die brennendste Sehnsucht nach dem Ende dieser verderbten Welt athmen, ferner Bened. Mancini, 1646—1708, der die Akademie der Arkadier in Rom stiften half und sich in Elegien, Hymnen, Pastoralen auszeichnete. Der Akademien gab es in Rom allein wenigstens ein Dutzend, die bedeutendsten darunter sind die der Umoristi, gestiftet um 1600 von Paolo Mancini, die sich rühmen konnte, daß es in Italien keinen namhaften Mann gebe, der nicht ihr Mitglied sei und der sogar zwei Päpste angehörten, Clemens VIII. und Alexander VII.; ferner die der Ordinati, aus Eifersucht auf die Umoristi von Giuf. Strozzi mit Unterstützung eines Cardinals Nedi um 1608 gestiftet; die der Lincei und die der Arkadier (f. d.), die es sich zum Ziele setzten, eine Reinigung des Geschmacks in Italien zu bewirken. Unter den Stiftern derselben, Giammaria Crescimbeni (f. d.), Bened. Mancini, Gianvinc. Platina, entspann sich bald ein lächerlicher Streit, indem Platina behauptete, die Statuten der Gesellschaft, die er redigirt hatte, seien von ihm auch ausgesonnen, während die Andern ihm nur das Verdienst der schriftlichen Ausführung lassen wollten. Die Königin Christine von Schweden, die in Rom lebte, versammelte bei sich ebenfalls eine dichterische und gelehrte Akademie. Unter ihrem Schutze, oder besser in ihren Diensten, standen Mencini, Zappi, Alessandro Guidi und der Physiker Gianalfonso Borelli. Wie es aber diesen Gelehrten zu ergehen pflegte, zeigt Borelli's Beispiel. Nachdem er sich mit dem Fürsten Leopold Medici überworfen, weil er gewisse Arbeiten in eigenem Namen herausgab, statt die Ehre der Veröffentlichung der Akademie dieses Fürsten zu gönnen, wurde er 1674 aus Messina verwiesen; in Rom nahm sich darauf zwar die Königin Christine seiner an, deren Unterstützung er sich durch eine Abhandlung zur Vertheidigung der Astrologie, die sie liebte, er aber für Posse hielt, erkaufen mußte, ließ ihn jedoch endlich als Bettler 1679 in einem Hospiz sterben.

Während die sogenannten großen Geister der Zeit ihre Freunde und Gönner mit Lob beräucherten, sich selbst beräuchern ließen oder mit ihren Gegnern sich in giftigen Schriften über kleinliche Sachen herumstritten, blieb den Besten unter ihnen keine Waffe gegen die Erbärmlichkeit der Zeit, aus welcher hinweg die Frommen unter den Poeten sich nach dem Himmel sehnten, als Witz und Spott. Mencini und Lodov. Adimari, der unter Anderm auch die Bußpsalmen in Verse brachte, schwangen nur eine züchtigende Geißel über die Laster der Zeit, doch in den bittersten Satiren ergoß der Maler Salvator Rosa (f. d.), gest. 1675, seinen tiefen Unmuth. Das romantische Epos trat nun noch einmal auf, in abermals veränderter Gestalt, elegant nachlässig, scharfzüngig, mit höhnisch verzogener Miene; Alessandro Taſſoni (f. d.), ein Feind aller Vorurtheile und Narrheiten, in denen er die Masse der Menschen sich kindisch umtreiben und sich kläglich hinschleppen sah, ward in seiner „Secchia rapita" Schöpfer des komischen Heldengedichts, ein Verdienst, das ihm übrigens durch Franc. Bracciolini aus Pistoja streitig gemacht wurde, indem dieser, noch ehe Taſſoni's Gedicht gedruckt war, ein Epos derselben Gattung „Lo scherno degli dei" 1618 veröffentlichte. Chiabrera machte damals noch ernsthafte Epen im großen Stil, wie „L'Italia liberata", „La Gotiade", „L'Amadeide" u. s. w., ebenso auch Bracciolini, z. B. „La croce racquistata". Den meisten Beifall gewann jedoch das komische Genre, in welchem sich nun auch Andere versuchten, besonders Lorenzo Lippi und Bartol. Corsini. Die Reihe der Heldendichter beschließt Nicc. Forteguerri (f. d.), 1674—1735, der seinen „Ricciardetto" blos in der Absicht begann, wie er selbst erzählte, um seinen Freunden zu zeigen, daß so etwas dem Genie nicht viel Schweiß koste.

Die zur Pflege der Naturwissenschaften vom Großherzog Ferdinand II. in Florenz 1651 gegründete, 1657 unter dem Namen del Cimento von Leopold Medici förmlich eingerichtete Akademie löste sich schon 1667 auf; es war kein Boden mehr für die geistige Regsamkeit in Italien. Wieder ein Süditaliener war es, Tommaso Cornelio, der der Carteſianiſchen Philoſophie in Italien Eingang zu verſchaffen ſuchte; als Arzt und Mathematiker fand er viel Gunſt, aber als Philoſoph auch viel Anfeindung. Bei dieſer Gelegenheit iſt auch noch Michel Angelo Fardella, ein Sicilier, zu erwähnen, der ſich gleichfalls an der Carteſianiſchen Philoſophie heranbildete und unter Anderm wegen einer Schrift „Animae humanae natura ab Augustino detecta etc." (Ven. 1698) ſehr beachtenswerth iſt; ſowie der wenig bekannte Giammaria Ciaſſi wegen ſeiner „Meditationes de natura plantarum et

tractatus de aequilibrio praesertim fluidorum etc." (Ven. 1677). Die Philologie siedelte sich nach Holland über; ital. Gelehrte brachten nur noch ungeheure Sammelwerke zu Stande, wie die „Italia sacra" des Ughelli (20 Bde., 1644—62), die „Miscellanea italica erudita" des Gaudenzio Roberto, oder lexikalische Arbeiten, wie die des Giacomo Facciolati (s. d.), 1682—1769, aus dem Paduanischen, welche dessen Landsmann und Schüler Egidio Forcellini (s. d.), 1688—1768, fortsetzte und in seinem „Lexicon totius latinitatis" aufspeicherte; der Vorsteher der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, L. Ant. Muratori (s. d.) brachte aus Handschriften und Büchern ungeheure Massen von Material in gewaltigen Folianten zusammen, und der Venetianer Vincenzo Coronelli, der 1718 starb, recht eigentlich blos ein Sammler, arbeitete an einer alphabetisch geordneten „Biblioteca universale", die auf 40 Bände angelegt war; doch sind zum Glück nur sieben fertig geworden Nachdem die Akademie del Cimento sich aufgelöst hatte, war es nun fast nur Bologna, das in den nächsten 50 Jahren Italiens wissenschaftlichen Ruhm einigermaßen aufrecht erhielt. Berühmte Astronomen von dorther waren Giov. Domenico Cassini (s. d.), 1625—1712, und Eustachio Manfredi, 1674—1738, der sich auch als Mathematiker, Hydrostatiker und Poet einen Namen machte; durch seine Reisen und geographischen Arbeiten erwarb sich Luigi Ferdinando Marsigli (s. d.), 1658—1730, der Stifter des Instituto delle scienze, Ruf; Franc. Maria Zanotti (s. d.), 1692—1777, zeichnete sich auf dem Felde der schönen Wissenschaften und als Dichter aus. Wo es einen Mann von freiem Muthe und gesundem Geiste gab, erlag er dem Hasse und der Verfolgung. Pietro Giannone (s. d.) wurde das Opfer zweijähriger harter Gefangenschaft. Giambattista Vico (s. d.) verkam in Dürftigkeit und endete blödsinnig. Dennoch erhoben sich noch ein Gaetano Filangieri (s. d.), ein Maria Pagano aus Salerno, 1750—1800, den man wegen der Klarheit und Beredtsamkeit seiner Lehrvorträge den Platon Neapels nannte, aber des Atheismus angeschuldigt, in den Kerker warf, und ein Cesare Beccaria (s. d.). Auch brachte Italien noch einen feinen Naturbeobachter, wie Alessandro Volta (s. d.), hervor, dem andere Physiker nicht unwürdig zur Seite stehen, jetzt meist aus Piemont und Savoyen, die bisher an der geistigen Entwickelung Italiens noch keinen Antheil genommen, nun aber, da alle andere ital. Länder ermattet waren, in die Schranken traten; dahin gehörten der Mathematiker Lagrange (s. d.), der Chemiker, Graf Berthollet (s. d.), der Graf Saluzzo (s. d.), der Gründer einer wissenschaftlichen Gesellschaft, welche 1783 als Akademie der Wissenschaften constituirt wurde. Die Mehrzahl dieser Männer war indeß gezwungen, im Auslande Unterhalt oder Rettung vor Verfolgungen zu suchen. Anderwärts wendeten sich die meisten Kräfte auch während des 18. Jahrh. nur den Alterthümern zu; der Sammlerfleiß war unermüdlich. Man zog alte Denkmale, Inschriften, Handschriften und Münzen ans Licht, machte bibliographische, biographische und antiquarische Studien und wußte sich unsaglich viel mit dem Verdienste, das man sich darin um die Wissenschaft erwarb. Corsini, Morelli (s. d.), Fabroni (s. d.), Bandini, Audiffredi (s. d.), Maffei (s. d.), Lanzi (s. d.), die Visconti (s. d.), Rosini, Fea (s. d.), Ignarra, Ficcoroni, Manni, Sestini (s. d.) u. A. wären hier zu nennen. Ein Deutscher, Winckelmann (s. d.), war es, der in diese vereinzelten antiquarischen Bestrebungen etwas Leben, Sinn und Zusammenhang bringen mußte.

Überhaupt kam schon längst aller Antrieb zu neuen Schöpfungen und Gedanken den Italienern von außen. Schon seit dem Ende des 17. Jahrh. machte sich franz. Einfluß außerordentlich fühlbar. Dem franz. Beispiele folgte man, indem man die literarische Journalistik einführte; das „Journal des savants" war das Muster, nach welchem Franc. Nazzari auf Veranlassung des Cardinals Ricci 1658 in Rom das erste „Giornale de' letterati" gründete, das dann wieder andern, die in Venedig, Parma, Ferrara entstanden, zum Vorbilde diente. Erst Apostolo Zeno (s. d.) wagte es, nachdem die ältern Journale eingegangen waren, und Italien sich seit einer Reihe von Jahren wieder ohne wissenschaftliche Zeitung befand, im J. 1807 unabhängig von fremden Mustern ein Organ zu gründen, von welchem nach und nach 40 Bände erschienen sind, das „Giornale de' letterati d'Italia". Diesem ahmten dann verschiedene andere nach, unter denen das pisanische, 1771 begonnen, als „Nuovo giornale de' letterati" bis in die neueste Zeit fortgedauert hat.

Noch stärker zeigte sich die franz. Einwirkung in der Poesie. Die Dichter, welche man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch als Muster gepriesen hatte, wie der Astronom und Poet Manfredi, der Professor Zanotti und Dom. Lazzarini aus Macerata, 1668—1734, der so sehr feilte und sichtete, daß er nur vier von seinen Sonetten in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm; sie alle geriethen allmälig in Vergessenheit. Während die Franzosen sich noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts an Marini'schen Gedichten weideten, dichteten nun die Italiener wässerige Oden nach franz. Vorbildern; Alles, was aus Frankreich kam, wurde mit ergebener Verehrung aufgenommen, wiewol es die Italiener nie Wort haben wollten, daß sie Nachahmer der Franzosen seien. Franc. Algarotti (s. d.), der an des Königs von Preußen Hofe lebte und noch ein Schüler Manfredi's und Zanotti's war, als Mathematiker den „Newtonianismo per le Dame" schrieb (1733), verfaßte als Poet lange, dünne Oden, die für den heutigen Leser nicht auszuhalten sind, obgleich sie gar nicht übel klingen. Im Lustspiel fing Carlo Goldoni (s. d.) um 1736 an, Molière nachzueifern, dessen „Tartuffe" Girolamo Gigli (s. d.) von Siena schon einige Jahre früher in seinem „Don Pilone" für die Italiener bearbeitet hatte, und Carlo Gozzi's (s. d.) phantastische Frazzen, die freilich keine Copien sind, konnten dem Goldoni'schen Charakterstücke gegenüber die Theilnahme, welche sie sich bei einem Theile der venet. Theaterfreunde erobert hatten, nicht auf die Dauer fesseln. Bei aller Französelei hielt man indeß aus alter Erinnerung oder wenigstens aus einer Art Patriotismus noch immer an der herkömmlichen Vergötterung der ital. Classiker, der Trecentisten, fest, und als Saverio Bettinelli (s. d.), ein Jesuit von ganz franz. Bildung, gelehrt, fein, sarkastisch, in seinen 1757 geschriebenen „Lettere di Virgilio" Dante und Petrarca herabsetzte, da brach die ganze ital. Welt der Akademiker und Schöngeister gegen Bettinelli los, vor Allen Baretti (s. d.). Dieser vertheidigte die Literatur seines Vaterlandes auch gegen den Engländer Sam. Sharp; er selbst aber übersetzte Corneille's Trauerspiele ins Italienische und drang auf Weltbildung statt der nationalen. Melchiorre Cesarotti (s. d.) übersetzte Voltaire's Schriften. Man pries Parini (s. d.) in Italien unsaglich dafür, daß er es gewagt hätte, sich in seinem satirischen Gedicht „Die vier Tageszeiten" von der sklavischen Nachahmung der Griechen und Römer loszureißen, aber man verschwieg oder wollte nicht sehen, daß Parini's Gedicht Rousseau'sche Gedanken und Voltaire'sche Form abspiegelt. Nur eine Kunst bildete Italien damals eigenthümlich aus und brachte sie zu ihrer höchsten Blüte, nämlich die Musik (s. d.). Auch in der Poesie war ja schon längst der musikalische Ausdruck zur Hauptsache geworden, sie hatte sich längst in bloßen Klang und Ton aufgelöst, endlich wurde sie völlig zur Dienerin der Musik; die Operndichtung verdrängte jede andere Gattung, Operndichter erwarben die höchsten Preise des Beifalls, der Ehre, der Auszeichnung und der Belohnung. Apostolo Zeno (s. d.), der als der Wiederhersteller der dramatischen Würde gepriesen wird, und Metastasio (s. d.), von dessen Lieblichkeit und Ruhm alle Herzen und Lippen überflossen, wurden die Dichter des Jahrhunderts. Merkwürdigerweise lebten Alle, die damals den poetischen Glanz Italiens aufrecht erhielten, im Auslande; Baretti in London, Algarotti in Potsdam und Zeno, bis 1729, dann Metastasio, bis an seinen Tod, in Wien.

Nicht nur die republikanischen und philanthropischen Ideen, welche mit der franz. Literatur in Italien eindrangen und von Cesare Beccaria im Norden, von Filangieri im Süden mit Enthusiasmus verbreitet wurden, sondern auch Thatsachen, politische Ereignisse, praktische Versuche, die neuen Theorien im Staatsleben zu verwirklichen, rüttelten die Geister auf. Joseph II. dehnte seine reformatorische Thätigkeit auch auf seine ital. Besitzungen aus, Klöster und geistliche Güter wurden eingezogen, portug. und span. Jesuiten kamen als Vertriebene nach Italien, bald hob sogar ein Papst den Jesuitenorden gänzlich auf; die Verfolger Pietro Giannone's (s. d.) mußten bei Protestanten und Griechischkatholischen, bei einem Friedrich II., bei der Kaiserin Katharina von Rußland Schutz suchen, dann sah man einen Papst über die Alpen gehen, um in Wien persönlich wegen des Bestandes seiner geistlichen Macht zu unterhandeln. In Toscana nahm der neue Großherzog Peter Leopold, seit 1763, die durchgreifendsten Reformen vor, hob die beschwerlichsten Grundlasten und die störendsten Schranken des städtischen Gewerbes auf, verbesserte das Gerichtswesen, schränkte die Klöster ein, machte der geistlichen Inquisition ein Ende und suchte die toscan. Kirche

nach den Planen des Bischofs Ricci (s. d.) von Pistoja unabhängiger vom röm. Stuhle zu machen; in Neapel rüttelte der Marchese Tanucci an den alten Rechten der Barone und sein Nachfolger, Marchese della Sambuca, seit 1776, ging in demselben Gleise fort. Niemand wollte mehr an den Teufel glauben; der Abt Tartarotti, der sich des Teufels annahm, erntete nur Spott, und kaum war es nöthig, daß Maffei seine „Magia annihilata" schrieb; Niemand achtete mehr der Heiligkeit der Adelsvorzüge, Giuf. Parini verspottete sie in seinem Gedicht „Mattino, Mezziogiano etc."; Niemand ließ mehr die unumstößlichen Satzungen der Akademien gelten, Pietro Verri brach ihnen den Stab in seinen „Pensieri sullo spirito della letteratura in Italia". Alles erfüllte der philosophische Geist, wie man es nannte; fast mit denselben Worten, denen wir in Voltaire's Briefen mehrmals begegnen, sagt Verri: Das Alte kann sich nicht mehr halten, zu sehr hat sich das Licht verbreitet, zu große Fortschritte macht der philosophische Geist. Männer wie Verri, Graf Carli, Cesare Beccaria und Parini in Mailand schienen den Akademien nur anzugehören, um deren Geltung und Ansehen recht von innen heraus zu stürzen, wurden im Staatsdienst gebraucht und hatten Gelegenheit, ihren Gedanken Verwirklichung und daneben in Schriften die weiteste Verbreitung zu geben. Melchiorre Cesarotti entzündete die Jugend mit begeisterten Hoffnungen, Gedanken der Wiedergeburt und einer reichen Zukunft Italiens und der Menschheit. Alfieri (s. d.) brach dem Drama zum ersten Male in Italien eine eigene Bahn; er fühlte es, daß man immer nur fremden Mustern gefolgt sei, erst den Griechen und Römern, dann den Franzosen; er wollte frisch aus dem sprudelnden Quell der sich verjüngenden Zeit, aus der Tiefe des eigenen, nach Freiheit dürstenden, für Tugend brennenden Gemüthes schöpfen. Freiheit war die Losung Monti's (s. d.) und Ugo Foscolo's (s. d.) Da brach die franz. Revolution aus; mit ihr, glaubte man, breche der Morgen der Freiheit an, Alles jauchzte den Franzosen entgegen. Die Massen wurden entflammt, die Autoritäten gestürzt, Freiheitsbäume und Republiken errichtet; der Papst selbst ließ sich von dem allgemeinen Schwindel fortreißen; Pius VI. glaubte den zeitbewegenden Ideen sich beugen zu müssen, man ließ sich am röm. Hofe des Siciliers Nicc. Spedalieri Buch „Diritti dell' uomo", welches die Volkssouverainetät predigte, dediciren und dem Verfasser Beförderung angedeihen. Der Rausch hatte indeß bald ein Ende.

Unter dem Vicekönig Eugen Beauharnais wurde Mailand abermals das Athen Italiens; Monti, Foscolo, Silvio Pellico (s. d.) bildeten hier ein glänzendes literarisches Triumvirat. Man hielt den Gedanken einer Wiedergeburt Italiens fest, aber sie sollte national sein; der weltbürgerliche Traum war verschwunden, und doch konnten sich die patriotischen Gedanken auf das politische Feld nicht mehr ohne Gefahr hinauswagen, man rettete seinen Patriotismus in die Verschanzungen der friedfertigen Literatur. Dante war nun die Losung, welche Vicenzo Monti ausgab, Dante das Panier, unter welchem sich das geistig junge, neu erwachende Italien sammeln sollte, und die Jugend folgte wirklich dem Rufe Monti's. Monti wurde der Mann der Zeit und behauptete seine Dictatur bis spät über seinen Tod hinaus, bis zur franz. Julirevolution. Monti aber war ein Verskünstler, ein Meister in der Behandlung der Sprache, des Tonfalls und des Wohllauts, ein Wunderthäter in der Anwendung bezaubernder Phrasen; entscheidende Gedanken oder tief ergreifende Gefühle, Charakterzeichnung oder wahr geschilderte Leidenschaft sucht man bei ihm vergebens; um ein paar Stichworte dreht sich und in gestempelten Formen bewegt sich seine Poesie und seine Prosa. Er ist nicht nur abhängig in Erfindung und Form von den franz. sogenannten Classikern, er hat ganze Stellen von Racine, man möchte sagen, nur übersetzt. Die Italiener haben nie ein eigenes Drama gehabt. Indessen pflegen sie es übel zu nehmen, wenn man sagt, daß Monti Nachahmer der Franzosen gewesen. Der Glanz seiner Diction, der Schimmer seiner Rhetorik, der Effect, den das Alles auf die Menge machte, gewann ihm Beifall und vorzüglich in der Lyrik Nachtreter genug, unter denen etwa Cesare Arici aus Bologna auszuzeichnen ist. Monti, die Brüder Pindemonte (s. d.) und selbst Ugo Foscolo hielten noch starr an dem Glauben fest, daß nur antike Stoffe sich für das Trauerspiel eigneten; Foscolo wich in seinem Ricciarda" nur ausnahmsweise einmal von dieser Regel ab, und Monti kämpfte noch als Greis für den Gebrauch der heidnischen Mythologie („Sulla mitologia", Mail. 1825). Die Ideen der franz. Revolution, Menschenwürde,

Republikanismus und antike Größe, hatten diese Männer geweckt und füllten ihr Denken und Vorstellen ganz aus. Damals, als sich Italien republikanisch umformen ließ, hatten sie mit ihren Hymnen, mit ihren tönenden Stichworten einen Sturm von Begeisterung erwecken können; als bald darauf die Zeit des Drucks eintrat und die Jämmerlichkeit und Wandelbarkeit der großen Menge mit Händen zu greifen war, zog sich Monti mit seinem Patriotismus in das Reich der Verse zurück, wo er, als ein König verehrt, seine Eitelkeit hinlänglich befriedigt fand, während Foscolo um den Untergang des Vaterlandes und der goldenen Freiheitshoffnungen im Auslande klagte und sich einsam strengen Studien hingab. Der von Monti gepredigten Anbetung des göttlichen Dante gab er eine neue, gediegenere Wendung, indem er dem Verständniß des alten Dichters, durch Erwägung des sittlichen und patriotischen Elements in dessen Werken, für die Italiener einen noch unbetretenen Weg öffnete. Er hat, sagte man von ihm, die Kritik geadelt und die Philologie zu höherer Würde, zu politischer Bedeutung erhoben. Noch immer gilt in Italien Foscolo als Gesetzgeber auf dem Gebiete der ästhetischen Kritik. Merkwürdiger noch ist er durch den Eifer für die Moralität, welchen er in Italien entzündete. Tiefe Ehrfurcht vor dem Namen der Tugend, die in der franz. Epoche, welcher er seine Bildung verdankt, als Gottheit verehrt wurde, ist eins der bezeichnendsten Merkmale der Schule Foscolo's. Diese Tugendreligion pflanzte ihren Bekennern den Trieb ein, die Menschen zu gewinnen, führte zu einer Art Mission; vorzüglich mußte man die Jugend für den Tugendglauben heranbilden und das Wort Volkserziehung wurde die Losung der Schule. Man schritt auch zur That, setzte neue Organisationen des Schulwesens durch, führte neue Methoden ein, wie die Bell-Lancastersche, gab belehrende Schriften über Erziehung, auch moralische Erzählungen und dergleichen Kinderbücher heraus. Die jüngere romantische Schule machte in dieser Hinsicht mit der classischen Monti's und Foscolo's gemeinsame Sache; besonders viele Mailänder, Biava, Cesare Cantu, die Brüder Sacchi, Mich. Parma, in Toscana A. Majer, in Venedig Giuf. Godemo, in Treviso Fapanni u. A. bemühten sich eifrig um das Erziehungswesen.

Die Generation der Restaurationsepoche wurde in Italien wie in Deutschland fromm und romantisch. Die neue Richtung verrieth sich zuerst durch eine Auflehnung gegen den Regelzwang der akademischen Dichtung, gegen die Verehrung des heidnischen Alterthums, gegen die Anwendung mythologischer Namen in der Poesie; man wollte christlich sein, vertiefte sich in die Mysterien der Religion; man spannte den Blick auf das Jenseit, denn hienieden meinte man nichts zu finden als Greuel, Missethat und Elend; man gefiel sich darin, alles Schreckliche und Jammervolle, das je geschehen oder nur irgend möglich war, zusammenzuhäufen, in Bildern der Verruchtheit, des Elends und der Verzweiflung zu schwelgen; man sah Criminalgeschichten und Tollhausbegebenheiten für die würdigsten Vorwürfe der Poesie an; man machte die Erde zu einem Ort der Schrecken, um sich desto brünstiger nach dem Himmel sehnen zu können. Dieses Greuelstudium, das nur wenige Vertreter zählt, wie Victorelli und Frugoni war bald durchlaufen und der ins Mittelalter verliebte, theils schwächliche, empfindelnde, weiche, weiberhafte, thränenreiche, theils kriegerische, Waffen schwingende, Himmel stürmende und mit der Hölle spielende Romanticismus der jüngern Schule machte sich Bahn. Man fing jetzt an, seine Stoffe aus dem frühern Mittelalter, aus echt christlichen Zeiten zu wählen. Ein förmlicher Sturm auf die Burgen des Classicismus begann. Berchet führte den Reigen und machte sich in der Lyrik, im Drama und Epos bald eine starke Partei. Manzoni (s. d.) gab den Ausschlag durch die Erfolge, welche er mit seinen Dichtungen erkämpfte. Die Niederlage der Classiker aus der franz. Schule, welche die antiken Stoffe und die drei Einheiten vertheidigten, war entschieden. Monti hatte noch 1816 in Verbindung mit Giuf. Acerbi (s. d.), welcher die Leitung übernahm, Scipio Breislak (s. d.) und Pietro Giordani ein Organ für die Behauptung der classischen Grundsätze gegründet, die „Biblioteca italiana", welche in aller Weise die Behauptung durchzuführen suchte, daß auch ohne politische Einheit, ja trotz aller Zersplitterung und Zerrissenheit, Italien im Geiste ein einziges Ganze sei oder sein müsse und sich so fühlen lernen solle, vermöge und mittels der Einheit seiner Sprache und seiner Literatur. Giordani aus Piacenza wurde als eine Stütze der Partei angesehen und hatte

sich durch die Reinheit seiner Sprache und die Rundung seines Stils bald so großen Ruf erworben, daß man jeden Aufsatz von ihm, da er nur wenig schrieb, wie ein Ereigniß begrüßte.

Dagegen schufen sich auch die Romantiker in Mailand, Berchet, Manzoni, Gioja und Grossi ein Organ in dem „Conciliatore", der aber einer eifersüchtigen Bewachung von Seiten der östr. Regierung unterlag, allmälig mit immer größern Censurlücken erschien und schon 1820 völlig unterdrückt wurde. Das Haus des Grafen Perro, in welchem auch Silvio Pellico als Erzieher lebte, war damals der Sammelpunkt der romantischen Schule Mailands und aller Berühmtheiten aus der Fremde, die gelegentlich Italien besuchten; dort sah man A. Wilh. Schlegel, Lord Brougham, Lord Byron, Frau von Staël und viele Andere. Pellico, Ugo Foscolo's vertrauter Freund, ein Jünger der ältern classischen und patriotischen Schule, aber schon zur Frömmigkeit und Romantik hinneigend, übersetzte Byron's „Manfred", wie dagegen Byron Pellico's „Francesca", und schloß sich der Partei des „Conciliatore" immer enger an. Man durfte sich auf politische Gegenstände nicht einlassen, aber schon das beständige Reden von Italiens Wiedergeburt und von patriotischer Tugend weckte den Argwohn der Regierung; die Mitarbeiter des Journals wurden als Carbonari angesehen, Verhaftungen begannen, die Meisten entflohen, Pellico wurde gefangen gesetzt. In der That sind in seinen politischen Tragödien nicht immer nur die Schrecken des Bürgerzwistes den Segnungen des Friedens gegenübergestellt, sondern sie athmen auch Haß gegen Fremdherrschaft. Das Unglück vollendete Silvio Pellico's christliche Wiedergeburt. Der Übergang zu ausschließlicher Frömmigkeit war bei den Anhängern dieser Schule nicht schwer; Keuschheit, Wehmuth, Weichheit und Sehnsucht nach dem ewigen Frieden, Gottesinnigkeit sind die Elemente, die bei allen diesen Romantikern, bei Manzoni, bei Grossi, bei dem Maler Massimo d'Azeglio, Manzoni's Schwiegersohne, bei Carrer, Georgini, Carcano, Biava u. s. w. sich finden. Den Gipfel dieser Gesinnung ersteigt Pellico in dem nach seiner Freilassung geschriebenen Buche „Le mie prigioni", das ganz im Geiste demüthiger, verzeihender Liebe abgefaßt ist. Ein Reichthum von geistlichen Oden und Hymnen entstand seitdem; Manzoni, Borghi, Arici, Emiliani, Montinari, Paolo Costa, Mamiani della Rovera, Muzzarelli, Vittorelli u. A. wetteiferten miteinander in dieser Dichtungsart. Auch die geistliche Beredtsamkeit nahm einen Aufschwung; am meisten geschätzt sind auf diesem Felde die Fastenpredigten und andere geistliche Reden von Giuf. Barbieri („Opere", 4 Bde., Padua 1824; „Orazioni quaresimati", 8 Bde., Mail. 1836 fg.), der als Dichter die Manier Cesarotti's fortführte. Genug, die fromme Literatur hat eine solche Ausdehnung in Italien gewonnen, daß wol ein Viertel aller daselbst erscheinenden Bücher aus geistlichen und Erbauungsschriften zu bestehen pflegte. Die andere Fraction der romantischen Schule, die gewaltsam stürmende, der Pellico mit seiner Übersetzung des „Manfred" sehr zu Hülfe kam, hob Byron und Foscolo auf den Schild; ihre Helden sind kolossal, übermenschlich in Tugend und Laster; das Dasein ist ihr ein Vernichtungskampf, den der Edle gegen die höllischen Mächte führt und in welchem auch zu unterliegen groß ist. Dieser Richtung gehören Guerazzi aus Livorno („Schlacht von Benevent") und Anselmo Guarlandi („Belagerung von Florenz", 1836) an. Als eine dritte Classe kann man diejenigen Dichter betrachten, welche die Vorzüge der classischen und romantischen Schule zu vereinigen suchen; die meiste Beachtung unter diesen verdient Niccolini (s. d.), gegenwärtig der Liebling des ital. Publicums. In Sicilien fand die romantische Schule ebenfalls Anhänger und ein Organ zu Messina in dem „Zuschauer von Zankle"; gegen diese Richtung und für die moralischen Tendenzen kämpfte das daselbst auf Anregung Vinc. Mortillaro's, eines eifrigen sicilian. Patrioten, 1834 entstandene Blatt „Il Maurolico". Mit dem „Conciliatore" zugleich waren in Mailand 1819 noch zwei andere kritische Journale entstanden „Il ricoglitore" und „L'accattabrighe". Letzteres ging bald wieder unter, der „Ricoglitore", vorzüglich des unermüdlichen, in allen Sätteln gerechten Cesare Cantu Organ, wurde 1838 mit dem „Indicatore" vereinigt und nahm in seiner neuen Gestalt den Titel „Rivista europea" an. Cesare Cantu bemüht sich seit längerer Zeit, die Italiener mit der deutschen Literatur bekannt zu machen; doch hält dies schwer, zum Theil wol deshalb, weil, sagt ein Italiener selbst, sich die Italiener nicht so leicht in deutschem Geschmack und deutscher Empfindungsweise zurechtfinden können, ferner weil es Literaten in Massen gibt, die aus dem

Französischen übersetzen, aber nur Wenige, die sich an die deutsche Sprache wagen. Indessen kommt doch in Mailand eine „Biblioteca scelta" von Übersetzungen aus dem Deutschen heraus, wovon bereits mehr als 20 Bändchen erschienen sind; die Auswahl ist freilich seltsam genug. Gedichte von Matthisson, Bürger u. A. hat Bellati übersetzt und gesammelt herausgegeben, Goethe's „Faust" Scalvini, den „Tasso" Raineri übertragen; die „Wahlverwandtschaften" sind unter dem komischen Titel „La scelta dei parenti" erschienen. Von Schiller sind fast alle Dramen übersetzt, der „Wallenstein" von Vergani, die übrigen theils von Ferrario, theils von Maffei, die meisten von beiden. Auch Iffland's und Kotzebue's Stücke sind übersetzt, Iffland ist den Italienern zu trocken, nur „Die Jäger" haben Beifall gefunden; Kotzebue, so entsetzlich verballhornt die Übersetzung seiner Stücke ist, findet großen Beifall. Von Leoni's Übersetzung des Shakspeare (1819—21) machte sich bald eine zweite Auflage nöthig, und 1830 wurden zwei Übersetzungen der sämmtlichen Werke Shakspeare's zugleich begonnen, die eine von Bazzoni und Sormani, die andere von Soncini, jedoch, meinte damals die „Biblioteca italiana", kalt aufgenommen, weil das Zeitalter schon wieder zu praktisch sei und in den menschlichen Dingen nicht das Fatum walten, sondern die Vernunft herrschen lassen wollte; um dieselbe Zeit erschienen „Romeo und Julia" von Giov. Barbieri und „Macbeth" von Niccolini übersetzt. Von Byron's „Manfred" hat Marc. Mazzoni eine neue Übersetzung 1832 herausgegeben und 1838 „Poemi di Byron". Mit Übersetzungen aus dem Französischen ist Alles überschwemmt; sie machen einen von den 1842 in Italien erschienenen 3024 Werken in 5807 Bänden den größern Theil aus.

In der Philosophie hat lange Zeit Giandomenico Romagnosi (s. d.), geb. 1761, die vorzüglichste Stelle behauptet, der auch in der Politik und Staatsökonomie, sowie besonders in Fragen des bürgerlichen und peinlichen Rechts seit dem ersten Jahrzehnd dieses Jahrhunderts von Sicilien bis zu den Alpen wie ein Orakel betrachtet wurde; er verdankte seine Bildung noch der Zeit der Encyklopädisten, hatte einen großen Hang, die Natur zu beobachten, und suchte auch das Staatswesen auf Naturgesetze zurückzuführen; seine empirische Richtung führte ihn in der Theorie auf ein Abwägen der Kräfte, auf die dem constitutionellen Princip sich nähernde Ansicht, daß im Staate Alles von dem Gleichgewicht der Gewalten abhänge. Unterdeß sah Süditalien, wo schon Borelli in seiner „Genealogie der Gedanken", Bozzelli in seiner „Anwendung der Philosophie auf die Moral" der philosophischen „Idee" mehr Gewicht zu geben versucht hatten, in dem Sicilier Pasquale Galluppi einen Philosophen sich heranbilden, der die deutschen Philosophen studirte und den Versuch machte, sich von der bisherigen empirischen Methode ganz loszureißen. Einen ähnlichen Versuch machte im Norden der Halbinsel der tiroler Priester Rosmini. Er ging von dem Begriffe des Seins aus. Seine Philosophie ist Transscendentalphilosophie; sie verhält sich zu der Romagnosi's wie die Identitätsphilosophie zu der Kant'schen. Nach Romagnosi muß sich der Geist in einem alle Menschen umfassenden Reiche objectiviren; dieser Gedanke nimmt bei ihm die Wendung, daß die Kirche dieses Reich, den allumfassenden Staat darstellen soll; die Männer ohne Vaterland und ohne Familie, die Priester, müssen die Gemeinleitung ausführen. Rosmini ist durch und durch reactionair, ideal-katholisch; im J. 1828 gründete er den Orden der Christlichen Liebe, der 1839 durch eine päpstliche Bulle bestätigt wurde und dessen Haupt Rosmini noch gegenwärtig ist. Er hat eine Schule gebildet, deren namhafteste Jünger Tarditi, Nic. Tommaseo und der Marchese Gust. de Cavours in Turin sind. Cavours hat 1841 „Fragments philosophiques" herausgegeben, in denen er die Geschichte der neuern Philosophie (bis auf Kant) behandelt, die Grundzüge der Rosmini'schen Philosophie darstellt und einen Versuch der Ethik und Betrachtungen über Philosophie des Christenthums im Rosminischen Sinne liefert. Rosmini wurde neuerlich von den Jesuiten in Schriften angegriffen und verketzert; da aber die Gunst des Papstes ihm nicht zu rauben war, so präconisirten die Jesuiten seitdem den Philosophen Vinc. Gioberti von Turin, einen ehemaligen Demagogen, der später als ein entschiedener Vertheidiger des allgemeinen Kirchenthums auftrat. Er hat in seiner Philosophie ein ähnliches Verhältniß zu Rosmini, wie neuerlich Schelling zur Hegel'schen Schule. Das Übersinnliche, Transscendentale, wird durch Anschauung (intuito) begriffen, es ist Offenbarung des übersinnlichen Seins, ver-

mittelt durch das Wort, für dessen unverfälschte Erhaltung die Kirche zu sorgen hat, damit nicht Sprach- und Begriffsverwirrung einreiße. Rosmini ist, ohne es zu wollen, eine Stütze derjenigen Partei, die Graf Balbo in seinem „jungwelfischen" Manifest „Le speranze d'Italia" vertritt, gegen die, wie er sie nennt, „jungghibellinische", d. h. östreichische. Balbo, dessen Schrift an den ital. Höfen, denen Östreichs Allmacht in Italien zuwider ist, gar nicht missiel, will Italien selbständig wissen, Östreich möge dafür die Türkei nehmen, Preußen mit Polen zu einem Staate verbunden werden. Man will sich mit diesen Wünschen und Planen auf das Papstthum stützen und Rosmini's Gedanke von der Herrschaft der Leute ohne Vaterland und Familie, der hiermit übereinzukommen scheint, hat in der That die östr. Regierung aufmerksam gemacht. Der Gegensatz zu diesen religiös-philosophischen und philosophisch-religiösen Bestrebungen bildet die Richtung und Schule des Geschichtschreibers Giuf. Gugl. Botta (s. d.). Diese will von einem absoluten Geist, der sich in der Geschichte offenbart, einer die Erscheinungen beherrschenden Vorsehung nichts wissen; sie hofft nichts, träumt nicht von einer großen Zukunft, betrachtet mit Trauer und Wehmuth das Elend der Menschen und mit spöttischem Lächeln ihre utopischen Träume. Dieser Richtung reihete sich seit etwa 1820 der Philolog und Dichter Graf Leopardi (s. d.) an, der nur bei den Alten einen unbefangenen Blick für die Natur und gesundes Leben zu erkennen meint; Alles, was die Vorstellungen der Menschen erfüllt, reizt und entzückt, Ruhm, Glück und Tugend, Vorsehung und Jenseits sind in seinen Augen Schein und Täuschung. Die Zahl der Männer von Botta's und Leopardi's Ansicht ist in Italien gering, obwol Leopardi's Gedichte durch die tiefe Melancholie, welche in ihnen herrscht, durch ihre patriotische Färbung und die Schönheit der Sprache außerordentlichen Beifall gefunden haben, besonders in den Kreisen jüngerer Italiener, deren Stimmführer die „Antologia di Firenze" (1820 begonnen, 1833 durch großherzogl. Decret unterdrückt) zu ihrem Organe gemacht hatten. Die Masse des niedern Volkes ist in den Händen der Mönche und Jesuiten. Unter den gebildeten Ständen breitet sich der sogenannte constitutionelle Sinn immer rascher und allgemeiner aus; im höhern Bürgerstande die Mehrzahl, ein großer Theil der adeligen Jugend, selbst viele Beamte, die besten Talente sind von den liberalen Ideen ergriffen. Geschrieben wird zu Gunsten derselben von Flüchtlingen im Auslande. Die Werke, welche in Italien erscheinen, sind, abgesehen von den schon erwähnten Classen der religiösen, philosophischen und poetischen Literatur, und von den Übersetzungen, fast durchaus nichts weiter als Ansammlungen von Beobachtungen, Notizen, Materialien, theils naturgeschichtlichen, theils historischen und antiquarischen Inhalts. Man beschreibt Pflanzen, Thiere, Mineralien, Alterthümer, Bauwerke, Münzen, beschriebene Denksteine, Vasen, und Vasenmalereien, Gräber, antike Geräthschaften, Handschriften, Institute, Museen, Städte, Länder u. s. w., erklärt, oft abenteuerlich genug, mythologische Schildereien, etruskische Schriftzüge und Hieroglyphen, gibt Schriften des röm. Alterthums oder des 14. Jahrh. und anderer Zeiten aus Handschriften heraus, schreibt Commentare darüber und macht historische Actenstücke in prachtvollen Sammlungen durch den Druck bekannt. Die Ausstattung der antiquarischen und naturhistorischen Werke ist häufig sehr glänzend; die Arbeitsamkeit der Gelehrten, unter denen auch wieder viele der obengenannten Dichter, wie Foscolo, Leopardi, Cesare Cantu nnd Niccolini zu nennen sind, ist aller Anerkennung, und die Ausbeute an geschichtlichem Stoff des besten Dankes werth. Allerdings ist den Schriftstellern Italiens das literarische Leben außerordentlich sauer gemacht; die Censur drückt schwer, alle die vielen kleinen Staaten sperren sich gegeneinander ab, ausländische Bücher müssen meist eingeschmuggelt werden, in Neapel sind sie sogar mit einer hohen Abgabe belegt, das literarische Eigenthum ist nicht geschützt, der Buchhandel auf alle Weise gelähmt, der Schriftsteller hat von seinen Arbeiten selten Ruhm und, Übersetzungen etwa abgerechnet, fast nie Gewinn, sondern im Gegentheil, da er den Verlag gewöhnlich selbst übernehmen oder doch sich dabei betheiligen muß, nur Last, Mühe, Unkosten und Sorge. Diese Verhältnisse muß man nicht übersehen, wenn man den Zustand der ital. Literatur mit dem anderer Länder in Vergleichung stellen will. Jedenfalls ist nicht zu verkennen, daß die Italiener sich aus der Erschlaffung, der sie im 18. Jahrh. mit dem übrigen Europa verfallen waren, ebenso wie die andern Nationen zu erheben suchen; sie haben das revolutionaire und

das reactionaire Stadium in ihrer Weise mit durchlaufen, und die geistigen Fähigkeiten, welche sichtlich in reichem Maße vorhanden sind, lassen erwarten, daß sie auch an der Bildung einer bevorstehenden neuen Zeit werden thätigen Antheil nehmen können. Vgl. Tiraboschi, „Storia della lett. ital. fino all' anno 1700" (14 Bde., Modena 1772—81); Giambatt. Corniani, „I secoli della lett. ital. dopo il suo risorgimento" (9 Bde., Brescia 1818), fortgesetzt von Stefano Ticozi (2 Bde., Mail. 1832—33); Giuf. Maffei, „Storia della lett. ital. fino al sec. XIX." (4 Bde., Mail. 1834); Camillo Ugoni, „Della lett. ital. nella seconda meta del sec. XVIII." (3 Bde., Brescia 1820—21; deutsch, 3 Bde., Zür. 1825—30); Franc. Ambrosoli, „Manuale della lett. ital." (4 Bde., Mail. 1831—33); A. L. (Levati), „Saggio sulla storia della letterat. ital. nei primi 25 anni del sec. XIX." (Mail. 1831); Ginguené, „Hist. de la litt. ital." (ital., mit Anmerkungen von B. Perotti, 12 Bde., Flor. 1823—26) und Ruth, „Geschichte der ital. Poesie" (Bd. 1, Lpz. 1844).

Italinsky (Andr.), russ. Diplomat, hieß eigentlich Andrej Jakowlewitsch und stammte aus einer saporojischen Kosackenfamilie, die in Folge der Mazeppa'schen Unruhen sich unfern Kiew angesiedelt hatte, wo er 1743 geboren wurde. Während seines Aufenthalts in Petersburg, wo er seit 1761 Medicin und Chirurgie studirte, war er, wie es scheint, sehr naher Zeuge der Thronumwälzung zu Gunsten Katharina's II. Reichlich unterstützt und mit Empfehlungen versehen, ging er zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung nach London und später nach Edinburg, wo er mehre Jahre sich aufhielt und fortwährend eifrig dem Studium der Medicin sich widmete. Nachdem er sodann seine Heimat besucht, ging er nach Leyden und Paris. In letzterer Stadt lernte er den Baron Grimm kennen, der ihn dem 1780 in Paris als Comte du Nord anwesenden Großfürsten Paul vorstellte. Schon im folgenden Jahre wurde J. nun Secretair bei der russ. Gesandtschaft in Neapel. Der nähere Umgang mit Sir William Hamilton (s. d.) führte ihn dem Studium der Alterthumswissenschaften im weitesten Umfange des Worts zu und veranlaßte ihn, zu diesem Zwecke reiche Sammlungen anzulegen. Als eine Frucht seiner ernstlichen Studien in dieser Beziehung ist der Text der zweiten von Tischbein bekannt gemachten Hamilton'schen Vasensammlung (4 Bde., Neap. 1791—1809, 4.) anzusehen. Nach Kaiser Paul's Thronbesteigung wurde er zum Wirklichen Staatsrath, Kammerherrn und außerordentlichen Gesandten am neapolitan. Hofe erhoben. Kaiser Alexander sandte ihn in den ersten Jahren seiner Regierung als außerordentlichen Gesandten nach Konstantinopel, wo er bis zum Ausbruche des russ.-türk. Kriegs blieb, dem der Friede von Bukarescht 1812 ein Ende machte. Gemeinsam mit dem General Kutusow unterhandelte und unterzeichnete er diesen Frieden, worauf er als bevollmächtigter Minister wieder nach Konstantinopel zurückkehrte. Im J. 1817 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Rom versetzt, wo er bis zu seinem Tode, am 27. Juni 1827, verweilte. Beerdigt wurde er auf dem griech. Gottesacker zu Livorno. Seine Sammlung oriental. Handschriften vermachte er dem Asiatischen Institute in Petersburg; seine mehr als 30000 Bände starke auserwählte Büchersammlung aber wurde zerstreut. Seine Büste, von Canova, ließ der Kaiser Nikolaus in der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg aufstellen.

Iterativum oder Frequentativum (lat.) heißt in der Grammatik ein schon durch seine eigenthümliche Endung markirtes Zeitwort, durch welches die öftere Wiederholung einer Handlung oder eines Zustandes ausgedrückt wird, z. B. „streicheln", „klappern" u. s. w.

Ithäka, jetzt Thiaki, eine kleine Insel im Jonischen Meere von 3^1_4 □M., zwischen der Küste von Epirus und Samos, südlich von Leukadia, nordwestlich von Kephalonia, von letzterer Insel durch den Guiscardkanal getrennt, war im Alterthume als Vaterland und Reich des Odysseus (s. d.) berühmt. Nach der Beschreibung Homer's in der „Odyssee", die freilich in Hinsicht der jetzigen Beschaffenheit der Insel manchen Zweifel erregt, fand man hier, obgleich der Boden gebirgig und felsig war, Reichthum an Getreide und Wein, und außer der Hauptstadt gleiches Namens und der mit ihr verbundenen Burg des Odysseus namentlich folgende bemerkenswerthe Punkte: die Berge Neritos oder Neriton und Neïon, durch welchen der Hafen Rheithron gebildet wurde, und das Vorgebirge Korax oder den Rabenfelsen. Das heutige Thiaki mit der Hauptstadt Vathi von 2000 E. und einem geräumigen Hafen, gehört zu dem Vereinigten Staate der Jonischen Inseln und

bringt als Hauptproducte Öl, Wein, Rosinen und Korinthen hervor, die in großer Menge ausgeführt werden. Vgl. Gell, „The geography and antiquities of I." (Lond. 1807); Schreiber, „I., oder Versuch einer geographisch-antiquarischen Darstellung der Insel nach Homer und den neuern Reisenden" (Lpz. 1829) und Rühle von Lilienstern, „Über das Homerische I., nebst einem Plane des kephalonischen Reichs" (Berl. 1832).

Ithome, eine befestigte Stadt in Messenien, seit 369 v. Chr. die Hauptstadt des Landes, lag nördlich von Messene auf dem gleichnamigen Berge Ithome, dem jetzigen Monte Vulcano, auf welchem, dem griech. Mythus zufolge, Zeus von den Nymphen erzogen und später in einem ihm geweihten Tempel verehrt wurde.

Iturbide (Don Augustin de), Kaiser von Mexico, geb. 1784, nach andern Angaben 1790, zu Valladolid in Mexico, der Sohn eines eingewanderten biscayischen Edelmanns und einer reichen Creolin, lebte 1810, zur Zeit des ersten Aufstandes in Mexico, als Milizlieutenant auf seinen Gütern und wies damals alle Anträge der Insurgenten standhaft zurück. Im Gegentheil übernahm er auf den Ruf des Vicekönigs Apodaca den Befehl über die Miliz seiner Provinz und führte ihn so geschickt, daß die Horden der Insurgenten nach mehren Niederlagen sich zerstreuten. Hierauf lebte er von 1816 an wieder auf seinen Gütern, bis ihm im Febr. 1821 der Vicekönig Apodaca den Heeresbefehl übertrug. I. näherte sich jedoch bald der Partei der Insurgenten und stellte sich dann an ihre Spitze. Nach vergeblichen Unterhandlungen mit dem Vicekönige, dem Lande eine besondere Verfassung zu geben, bestieg er selbst am 18. Mai 1822 unter dem Namen Augustin I. als Kaiser den Thron von Mexico und wurde als solcher, nachdem der neugewählte Congreß am 22. Juni einmüthig die Kaiserwürde in I.'s Familie für erblich erklärt hatte, am 21. Juli gekrönt. Als jedoch sehr bald der öffentliche Schatz erschöpft war, machten die entgegengesetzten Parteien des Congresses gemeinsame Sache gegen den neuen Kaiser, dem allerdings die Kraft und das Genie abgingen, die Gesetzgebung und Verwaltung des Staats zu ordnen und die Widerspenstigen im Zaume zu halten. Mehre der bedeutendsten Generale verschworen sich zu seinem Sturz, und der Aufstand erhob sich gegen ihn. I. dankte daher ab und legte am 20. März 1823 seine Vollmacht in die Hände des Congresses nieder. (S. Südamerika.) Der Congreß bewilligte ihm und seiner Familie einen Jahrgehalt von 25,000 Piaster unter der Bedingung, daß er in Italien seinen Aufenthalt wähle, worauf er mit seiner Familie nach Livorno gebracht wurde. Obgleich von dem Parteihasse vielfach verleumdet, hatte I., dem man weder Despotismus noch Habsucht mit Recht zum Vorwurf machen konnte, viele Anhänger in Mexico. Unterrichtet von der durch sie zu seinen Gunsten angezettelten Verschwörung, ging er 1824 mit seiner Familie nach London, in der Absicht, nach Mexico zurückzukehren. Allein der Congreß entdeckte dies Alles, erklärte I. am 28. April 1824 in die Acht, und befahl dessen augenblickliche Hinrichtung, sobald er ans Land träte. Als nun I. am 16. Juli verkleidet ans Land stieg, wurde er vom General Garza erkannt, verhaftet und schon am 19. Juli in Padilla erschossen. Seiner Witwe und ihren fünf Kindern setzte der Congreß ein Jahrgeld von 8000 Piastern unter der Bedingung aus, daß sie sich an dem ihr angewiesenen Orte in Colombia aufhalte, und im J. 1835 wurden seinen Erben eine Mill. Piaster ausgezahlt und 20 □M. Landes in Texas, Neu-Mexico und Ober- und Untercalifornien als Eigenthum angewiesen. Vgl. I.'s „Statement of some of the principal events in the public life of Augustin de I., written by himself" (engl. von Quin, Lond. 1824; deutsch, Lpz. 1824).

Itschil, Ejalet, das alte Cilicien (s. d.).

Itys, ein Sohn des Tereus und der Prokne, s. Philomele.

Itzehoe, ursprünglich Etzeho, eine Stadt im Herzogthum Holstein, an der schiffbaren Stör, welche sie in die durch eine Brücke verbundene Alt- und Neustadt theilt, der Versammlungsort der Provinzialstände, hat 6000 E., mehre Taback-, Cichorien- und andere Fabriken und Manufacturen, ansehnliche Pferde- und Viehmärkte, bedeutenden Kornhandel, 28 eigene Fahrzeuge und lebhaften Verkehr zu Wasser mit Hamburg und Altona. Das daselbst bestehende adelige Fräuleinkloster ist eine sehr alte Stiftung, die vor. Ivensleth erst nach Borsfleth und von da 1272 nach I. verlegt wurde. I. verdankt seine Entstehung der Burg, welche der Graf Egbert, auf Befehl Karl des Großen, 809 an

der Stör wider die Dänen und Wenden anlegen mußte. Vom 12. Jahrh. an war es Residenz der Grafen von Holstein. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es mehre Male von den Schweden erobert und 1657 durch dieselben bis auf wenige Häuser niedergebrannt.

Itzstein (Joh. Adam von), einer der bekanntesten Abgeordneten der zweiten Kammer der bad. Ständeversammlung, geb. am 18. Sept. 1775 zu Mainz, wo sein Vater kurfürstl. Geh. Rath war, wurde nach vollendeten akademischen Studien 1798 Accessist bei dem kurmainz. Amte Amorbach, dann Syndicus daselbst und später Stadtdirector in Amorbach. Nachdem die Besitzungen des Fürsten von Leiningen, zu denen Amorbach gehörte, unter bad. Oberhoheit gekommen waren, wurde er 1810 als Oberamtmann in Schwetzingen angestellt, und bei dem Regierungsantritt des Großherzogs Ludwig im J. 1819 als Hofgerichtsrath nach Manheim versetzt. Im J. 1822 zum Landtagsabgeordneten und als solcher zum ersten Secretair der Kammer erwählt, nahm er den lebhaftesten Antheil an deren denkwürdigen Verhandlungen. Als die Foderung einer Ersparniß von 50,000 Fl. im Militairetat zwischen Regierung und Ständen eine völlige Zerwürfniß herbeiführte, welche die Vertagung und bald darauf die Auflösung der Kammern zur Folge hatte, wurde J., gleich den übrigen von der Hofpartei gehaßten Oppositionshäuptern, der Gegenstand kleinlicher Verfolgung. Er sollte zum Hofgerichte in Mörsburg versetzt werden, was nach den damaligen Verhältnissen als Verbannungsstrafe galt und wogegen er, mit Berufung auf den Reichsdeputationsbeschluß, vergebens protestirte. Mit Verlust seiner Stelle bei längerm Ungehorsam bedroht, und ohnedies schon durch die großen Anstrengungen auf dem Landtage im höchsten Grade angegriffen, wurde er von einem lange andauernden nervösen Kopfleiden befallen, in Betracht dessen ihm endlich die Regierung die erbetene Pensionirung, jedoch nicht ohne bedeutende pecuniäre Verkümmerung für ihn, bewilligte. Im J. 1831 war er indeß so weit wiederhergestellt, daß er die auf ihn gefallene Wahl zum Abgeordneten des Amtes Schwetzingen annehmen konnte. Gebleichten Hauptes, aber durch den Umschwung der Zeit gleichsam verjüngt, nahm er an den wichtigen und lange dauernden Verhandlungen dieses Landtags den lebhaftesten Antheil und gehörte seitdem auf allen Landtagen zu den Candidaten, welche die Kammer zur Präsidentenwürde vorschlug. In der Budgetcommission, zu deren Präsidenten er seit 1830 jederzeit gewählt wurde, suchte er mit Kraft und Einsicht in allen Zweigen des Staatshaushalts vernünftige Ersparnisse und Ordnung herbeizuführen, wie es seine desfallsigen umfassenden und belehrenden Berichte zeigen. Mit eigenthümlicher Gewandtheit brachte er die hannov. Verfassungsangelegenheiten zuerst in einer deutschen Ständeversammlung zur Sprache, was bald in allen deutschen Kammern übereinstimmenden Anklang fand. Das Verlangen nach einer Amnestie für die politischen Flüchtlinge in Baden, die Bitte um Wiedereinsetzung der Professoren Rotteck und Welcker, der Kampf für die freie Presse und für Einführung des Geschworenengerichts, die Opposition gegen die ministeriellen Wahlrescripte und gegen die Urlaubsverweigerung u. s. w. fanden an ihm den wärmsten, nachhaltigsten und entschiedensten Vertreter. Er ist vielleicht das größte parlamentarische Talent in Deutschland, unter den Vordersten in den Reihen des Liberalismus, jedoch mit Vorliebe bei den Gegenständen weilend, die praktischer und dem Volke verständlicher Natur sind, und dabei vom edelsten politischen Charakter. Darum ist er auch nicht blos in Baden und dessen nähern Umgebung hochgeehrt und gefeiert, sondern Einer der Wenigen, auf die das gesammte deutsche Vaterland stolz zu sein ein Recht hat.

Iviza, im Alterthume Ebusus, eine der Pythiusischen Inseln, zur span. Provinz Mallorca gehörig, mit einem Flächenraume von 8½ □M., ist gebirgig, waldig, gut bewässert und fruchtbar an Öl, Wein und Südfrüchten. Die Einwohner, etwa 20,000 an der Zahl, wahrscheinlich von Phöniziern herstammend, welche von Karthago aus sich im 8. Jahrh. v. Chr. daselbst ansiedelten, sprechen einen eigenen Dialekt, treiben Fischerei und Schifffahrt und bereiten viel Seesalz. Den Karthagern wurde die Insel von den Römern abgenommen; später setzten sich die Mauren darauf fest, bis sie 1233 durch König Jakob I. von Aragon vertrieben wurden. — Die gleichnamige Hauptstadt der Insel mit 3000 E. und einer Kathedrale ist befestigt und hat einen Seehafen.

Ivrëa, das alte Eporedia, eine feste Stadt mit 7500 E., einer Kathedrale, und einem Priesterseminar, ist zugleich die Hauptstadt der zur sardin. Oberintendanz Turin gehörigen Provinz Ivrea, die auf 31¼ □M. 137,000 E. zählt. Diese letztere entstand aus der Markgrafschaft Ivrea, welche Karl der Große nach Eroberung des Longobardenreichs daselbst gründete. Nach der Absetzung Karl des Dicken im J. 887 standen die Markgrafen von J. unter Denen, die sich um die ital. Königskrone bewarben, mit oben an. Endlich gelang es sogar dem Markgrafen Berengar II., sich um 950 des Thrones zu bemächtigen, den er aber sehr bald wieder aufgeben mußte. Wie er, so behielten auch seine Nachkommen, welche zugleich Herzoge in Burgund waren, die Markgrafschaft J. bei, bis Kaiser Heinrich II. 1018 dieselbe den Söhnen des aufrührerischen Markgrafen Arduin wegnahm und dem Reiche einverleibte. Bei diesem blieb sie, bis 1248 Kaiser Friedrich II. den Grafen Thomas von Savoyen damit belehnte, dessen Nachkommen sich auch, obgleich eine Zeitlang die Markgrafen von Montferrat Ansprüche darauf erhoben, in ihrem Besitze behauptet haben.

Ivry, ein Marktflecken mit 800 E. an der Eure, im Bezirk Evreux des franz. Departement Eure, ist geschichtlich denkwürdig durch die Schlacht daselbst, in welcher König Heinrich IV. am 14. März 1590 die liguistischen Truppen des Herzogs von Mayenne und den span. General Egmond besiegte.

Iwan ist der Name mehrer russ. Großfürsten und Zare. — Iwan I. oder Kalita, 1328—40, Großfürst von Moskau, suchte, obgleich abhängig von den Tataren, über die andern russ. Fürsten sich zu erheben und Moskau zur Hauptstadt Rußlands zu machen, was ihm zum Theil schon dadurch gelang, daß es statt Wladimir der Sitz des Metropoliten wurde. — Iwan II., 1353—59, der Sohn J.'s I., war weder den Streitigkeiten mit den andern russ. Fürsten, noch dem Kampfe mit den Lithauern gewachsen, die ihm große Länderstrecken am Dniepr entrissen. — Iwan III., als Zar Iwan I., Wasiljewitsch, 1462—1505, wird für den Begründer des russ. Zarthums angesehen; er vereinigte nach und nach die andern russ. Fürstenthümer, wie Twer, Moshaisk und Wologda, mit dem moskowitischen Großfürstenthum, unterwarf 1478 das mächtige Nowogorod (s. d.), wo die der Hansa angehörenden Kaufleute größtentheils gemordet wurden, und befreite sich gänzlich von der Oberhoheit der Tataren, unter der Rußland so lange geschmachtet hatte, indem er die durch die Theilungen der Khanate und Timur's Eroberungen herbeigeführte Schwäche des Khans von Kaptschak klug benutzte. Im J. 1472 vermählte er sich mit Zoë, einer Tochter des Thomas Paläologus, Bruders des letzten byzant. Kaisers, durch welche den europ. Sitten der Eingang nach Rußland geöffnet wurde und der zweiköpfige byzant. Adler in das russ. Wappen kam. Er stellte zuerst Einheit und Untheilbarkeit des Reichs als Reichsgesetz auf und war der erste, der sich Zar von Großrußland nannte. — Iwan II. Wasiljewitsch, der Schreckliche genannt, 1533—84, that mehr für die Beförderung der Civilisation seines halbwilden Volks als alle seine Vorgänger, die er aber auch alle an Grausamkeit übertraf. Er zog deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte nach Rußland, legte die ersten Buchdruckereien an, begründete den Handel durch einen Vertrag mit der Königin Elisabeth, nachdem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten, und errichtete 1545 ein stehendes Heer, die Strelitzen (s. d.). Im J. 1552 eroberte er Kasan und 1554 Astrachan; als er aber Liefland den Deutschen Rittern zu entreißen versuchte, verbanden sich die Polen, Schweden und Dänen gegen ihn. Von Stephan Bathori (s. d.) bedrängt, wendete sich J. an den Kaiser Rudolf II. und an Papst Gregor XIII. Letzterer, in der Hoffnung, den Zar, welcher Hinneigung zur röm.-katholischen Kirche vorspiegelte, zu gewinnen, entsendete seinen Nuntius Possevin (s. d.), der 1582 zwischen Stephan Bathori und J. den Waffenstillstand zu Zapolya vermittelte, zufolge dessen J. sein Recht an Liefland abtrat. Gegen Nowogorod, dessen Freiheitssinn ihn aufbrachte, unternahm er 1570 einen Zug und mordete dort binnen sechs Wochen an 60000 Menschen. Nicht weniger wüthete er in Twer, Moskau und an andern Orten. Am Ende seiner Regierung unternahm Jermak (s. d.) seinen Zug nach Sibirien. — Iwan Alexjewitsch, Peter's I. Halbbruder, geb. 1663, gest. 1696, nahm, obgleich er 1682 Zar wurde, wegen Kränklichkeit und Blödsinn an der Regierung wenig und seit 1688 gar keinen Theil. — Iwan III.,

geb. am 23. Aug. 1740, war der Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und der russ. Großfürstin Anna Karlowna (s. d.). Die Kaiserin Anna Iwanowna (s. d.) nahm ihn gleich nach seiner Geburt aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Sterbend ernannte sie ihn zu ihrem Thronfolger und ihren Günstling Biron zum Vormund und Regenten während der Minderjährigkeit desselben. Biron (s. d.) ließ nach der Kaiserin Tode, am 28. Oct. 1740, dem Prinzen huldigen, und als er selbst verbannt wurde, übernahmen die Altern J.'s die Regentschaft. Doch schon am 5. Dec. 1741 bemächtigte sich Peter's I. Tochter Elisabeth (s. d.) des Throns. Der junge J. wurde anfangs zu Iwanogrod bei Narwa gefangen gehalten; seine Altern entließ man nach Deutschland; im J. 1756 brachte man ihn auf die Festung Schlüsselburg, dann an einige andere feste Orte und nach der Thronbesteigung Katharina's II. wieder nach Schlüsselburg, wo man ihn in strengem Gewahrsam hielt. Als hier Mirowitsch, ein Edelmann aus der Ukraine, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, mit Hülfe eines untergeschobenen Befehls der Kaiserin den Versuch machte, den Gefangenen zu befreien, wurde J. von den andern Offizieren, als sie sahen, daß Widerstand vergeblich sein würde, am 5. Dec. 1764 ermordet, wozu sie im äußersten Falle durch einen Befehl der Kaiserin Elisabeth ermächtigt waren. Die Kapelle in Schlüsselburg, wo man ihn begrub, wurde später zerstört.

Iwein heißt der Held einer bretonischen, zum Sagenkreis von König Artus (s. d.) und der Tafelrunde (s. d.) gehörenden Sage, die im 12. Jahrh. der nordfranz. Trouvère Chrétien von Troyes in dem „Chevalier au lion" bearbeitete, der dem deutschen Dichter Hartmann von Aue (s. d.) den Stoff zu seiner vollendetsten Erzählung „Iwein" lieferte. Ein wälisches Märchen „Die Frau des Brunnens", das die Sage vom J. enthält, aber selbst nicht die unmittelbare Quelle des franz. Gedichts ist, hat Lady Charlotte Guest im ersten Theile der „Mabinogion" (Lond. 1838) aus einer Handschrift des 14. Jahrh. in wälischer Sprache, Th. de la Villemarqué in franz. Übersetzung nach einer Handschrift des 13. Jahrh. in seinen „Contes populaires des anciens Bretons" (Bd. 2, Par. 1842) bekannt gemacht. Durch Lady Guest, von deren Buch San-Marte (A. Schulz) einen Auszug in seiner „Arthursage" (Quedlinb. 1842) lieferte, ist auch am angeführten Orte zuerst das ganze Gedicht Chrétien's, das bis dahin nur in ungenügenden Auszügen der Franzosen und in der altengl. Übersetzung in Ritson's „Ancient english metrical romances" (Bd. 1, 1802) bekannt war, aus einer pariser Handschrift herausgegeben worden; ansehnliche Bruchstücke desselben aus einer vaticanischen Handschrift gibt A. Keller in „Li romans dou chevalier au leon" (Tüb. 1841) und in seiner „Römvart" (Manh. 1844).

Iṙion, König der Lapithen in Thessalien, ein Sohn des Phlegyas, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohnes des Lapithas, welcher der Stammvater der Lapithen war, heirathete die Dia, des Deioneus Tochter, mit welcher er den Peirithous zeugte. Jupiter verstattete ihm an der Göttertafel Theil zu nehmen. Hier entbrannte er für Juno; diese aber täuschte ihn, und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entsprungen sein sollen. Jupiter schleuderte ihn für diesen Frevel mit seinem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreisen herumgetrieben wurde.

Iynx, die Tochter des Pan und der Echo, die Dienerin der Jo, wurde von der Here in einen Vogel, den sogenannten Wendehals (lynx torquilla), verwandelt, weil sie den Zeus zu dem Liebeshandel mit der Jo verführt hatte. Von dieser Zeit an war dieser Vogel, wie man glaubte, in Bezug auf die Liebe mit übernatürlichen Kräften begabt. Man gebrauchte ihn daher als Mittel, Jemand verliebt zu machen, indem man ihn mit Füßen und Flügeln auf ein vierspeichiges Rad band und dieses unter Aussprechung von Zauberformeln umdrehte. Auch die bildende Kunst brauchte J. als Symbol der Überredungskünste zur Liebe; auf Vasen und Gemmen hält häufig ein Jüngling diesen Vogel seinem Mädchen entgegen.